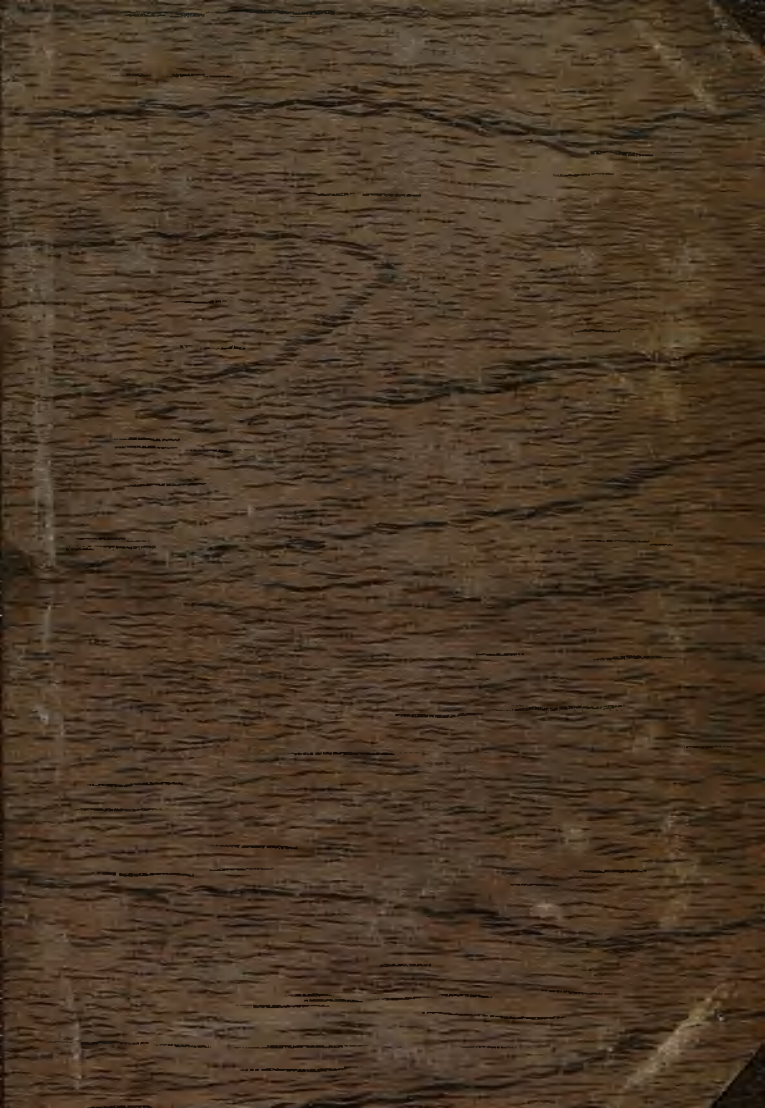




S 16901

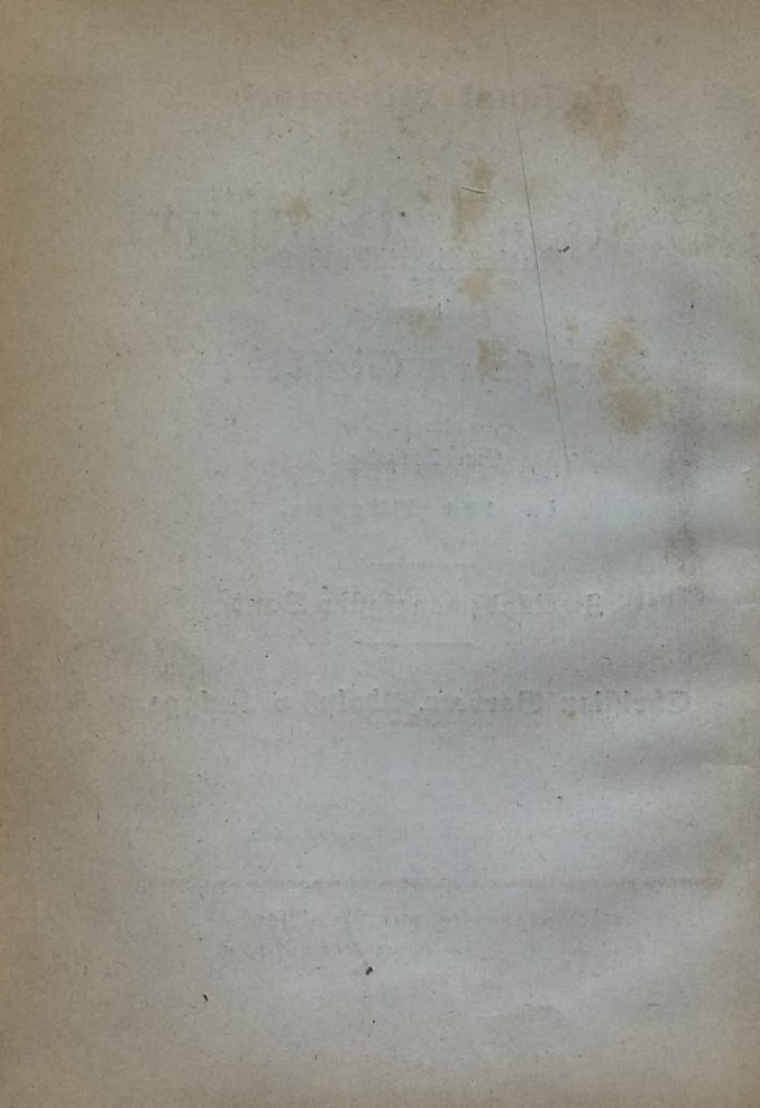
S 16 901

National-Bibliothek
der
Deutschen Classiker.

Eine Anthologie
in 100 Bänden.

Zweiundzwanzigster Band.

Christian Garve u. Adolph v. Knigge.



National-Bibliothek
der
Deutschen Classiker.

Eine Anthologie
i n 1 0 0 B ä n d e n.

Zweiundzwanzigster Band.

Christian Garve u. Adolph v. Knigge.

Mit den Biographien und Knigge's Portrait.

Hildburghausen und New-York.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.

[ok 10/100]

Bz 26644
304738 I

516901



20.-

8902-08-12



Anthologie

aus

den sämtlichen Werken

von

C h r i s t i a n G a r v e .

Mit der Biographie des Verfassers.



Biographie des Verfassers.

C h r i s t i a n G a r v e .

Geboren 1742. — Gestorben 1798.

Garve, einer der würdigsten Philosophen und geistreichsten Schriftsteller des verfloffenen Jahrhunderts, ward in Breslau geboren. Seinen Vater, der ein vermögender Färber war, verlor er in seiner frühesten Jugend; aber seine treffliche Mutter sorgte gewissenhaft für des talentreichen Knaben gute Erziehung.

Das Gymnasium zu Breslau gab ihm seine erste wissenschaftliche Bildung. Er sollte Theologie studiren; aber sein schwächlicher Körper ward Veranlassung, diesen Plan wieder aufzugeben. Er widmete sich auf der haller Hochschule, die er 1760 bezog, hauptsächlich dem Studium der Mathematik und Philosophie, welches er in Leipzig, wo

Gellert, Weiße zc. seine Freunde wurden, eifrig fortsetzte. — 1767 verließ er die Universität und kehrte nach Breslau in das mütterliche Haus zurück. Eingezogen und kränklich lebte er hier eine Zeit lang ganz seiner wissenschaftlichen Ausbildung. Sein Fleiß wurde zur Ursache hypochondrischer Zufälle, von welchen er sich nie wieder gänzlich befreien konnte.

1769 starb Gellert in Leipzig, und Garve erhielt den höchst ehrenvollen Ruf als dessen Nachfolger im akademischen Lehramte. Als Professor der Philosophie las er in Leipzig mehrere Jahre über reine Mathematik, Logik zc. mit Beifall; allein seine immer mehr verfallende Gesundheit bewog ihn, nach einigen Jahren sein Amt nieder zu legen. Er kehrte in seine Vaterstadt zurück, wo er fast den ganzen übrigen Theil seines Lebens als Privatlehrer verlebte. Als Uebersetzer machte er sich zuerst (1770) durch seine Uebersetzung des Burke über das Erhabene und Schöne, der Moralphilosophie von Ferguson zc. — welche Werke er mit den tiefen Denker bekundenden Anmerkungen begleitete — bekannt. Seine philosophischen Abhandlungen erschienen gesammelt 1779 und erwarben ihm einen solchen Ruhm, daß ihn Friedrich der Große zu sich nach Charlottenburg rief, und ihm mit Auszeichnung begegnete. Auf dessen Veranlassung unternahm er seine geistreiche Bearbeitung des ciceronianischen Werkes über die Pflichten. Sie erschien 1783 und erlebte in 9 Jahren vier Auflagen.

Die letzten Jahre des Lebens waren für unsern Garve Jahre der schmerzhaftesten Leiden. Seine Gesundheit war gänzlich zerrüttet — zu der grassenden Hypochondrie gesellte sich Nervenschwäche und eine Reihe äußerlicher Uebel, die endlich in den widerlichen Gesichtskrebs ausarteten, welcher

ihn langsam aufzehrte. Das Schrecklichste ertrug er mit et-
 ner Geduld, die nichts erschüttern konnte.

Garbe war ein Mann von dem liebenswürdigsten Cha-
 rakter. Seine Philosophie war ächte, edle Lebens- und Po-
 pular-Philosophie. Seine Schriften wurden vom Volke ge-
 lesen, verstanden und geliebt. Unter seinen Abhandlungen,
 die den ungetheiltesten Beifall des Publikums ernteten, sind
 die in nachfolgenden Blättern abgedruckten die vorzüg-
 lichsten.

von Tausenden vertrieben. Das Schicksal der ersten ist nicht
zu kennen, die nicht existieren können.

Es ist nur ein Mann der sein Lebenswerk in der
Welt. Seine Philosophie war nicht, die Lebens- und So-
zial-Philosophie. Seine Schriften waren vom Jahre 1844
an, erschienen und alle. Unter seinen Schülern
die von ihm gelehrten waren die Philosophie vertrieben und
die in anderen Schulen gelehrt die Philosophie
nicht.

Die Tugend macht den Menschen glücklich.

Es scheint mir zur leichtern Befolgung der moralischen Vorschriften sehr nützlich, wenn man sie simplificirt, so weit es ohne Aufopferung der Wahrheit oder Verstümmelung der Begriffe geschehen kann. Mir leuchtete bei einer neulichen Selbstbetrachtung folgende Darstellung dieser Vorschriften auf eine so angenehme Weise ein, daß ich geneigt wurde, sie auch Andern mitzutheilen.

Alles, was Tugend heißt, und was, wenn es sich in Handlungen äußert, Pflicht genannt wird, läßt sich unter die zwei Gesichtspunkte bringen: des moralisch besten passiven und des moralisch besten thätigen Zustandes. Aus diesen beiden Sachen, Thun und Leiden, ist unser Leben, unser ganzes Wesen, unser Seyn, in sofern wir es gewahr werden, — und nur in sofern kommt es für uns in Betrachtung, — zusammengesetzt. Wir werden afficirt, und wir handeln. Veränderungen werden in uns hervorgerufen, die wir empfinden; oder wir bringen Veränderungen hervor und sind uns unserer Thätigkeit bewußt, Dar-

aus entstehen zwei Hauptarten der Tugend: eine leidende und eine thätige. Zufriedenheit mit unserm Schicksal scheint mir die erste, — Wohlwollen und Guthätigkeit die zweite zu seyn. Aus beiden Eigenschaften in ihrem größten Umfange und zusammen genommen scheinen mir die menschlichen Tugenden, als aus ihrer ersten Quelle, herzufließen. In Ertragung des Bösen und in Beförderung des Guten scheinen mir alle menschlichen Pflichten als in den letzten Endpunkten zusammen zu laufen. Wenn ich mich einer schon etwas veralteten und in mancher Absicht unschicklichen Eintheilung der Pflichten bedienen dürfte: so würde ich sagen, daß das Erstere den Inbegriff unserer Pflichten gegen Gott, das Andere den Inbegriff unserer Pflichten gegen die Menschen bezeichne.

In Absicht Gottes können wir eigentlich keine Pflichten ausüben, weil wir nicht auf ihn wirken können. Alles, was von uns gefordert werden kann, ist eine Gesinnung, ein Betragen, wie sie den besten, reinsten Begriffen von Gott gemäß sind. Aber diese Begriffe sagen, daß alle Eigenschaften unserer Natur oder unserer Umstände, und alle Veränderungen, die in beiden vorgehen, ihren letzten Ursprung in Gott haben, und daß Alles, was er macht und zuläßt, im Ganzen das möglich Beste ist. Beruhigung des Gemüths also bei dem Unangenehmen, das wir fühlen und doch nicht wegschaffen können, ist die größte, oder ist vielmehr die einzige Verehrung, die wir Gott darzubringen vermögen, indem wir dadurch unsere Ueberzeugung von seiner Güte und Weisheit erklären.

Und was bleibt uns auch in diesem großen Bezirke der Dinge, welche, von uns ganz unabhängig, durch angeborene Beschaffenheiten unserer körperlichen und geistigen Natur,

oder durch die Verhältnisse und Veränderungen des Weltlaufs bestimmt werden, — was bleibt in diesem Bezirke für uns zu thun übrig? Vorausgesetzt, daß wir wirklich nichts dabei ändern können, so ist nur ein Geschäft uns übrig gelassen — dies, unsere Natur so viel, als möglich ist, dabei aufrecht zu erhalten; das Thätige von dem Leidenden so wenig als möglich unterdrücken zu lassen; unsere Freiheit gegen das, was diese Freiheit einschränkt, nach Vermögen zu vertheidigen. Und wodurch ist dies anders zu erreichen, als durch Gelassenheit, Geduld, stillen Geist, Gemüthsruhe, oder wie man das nennen will, was die vorzüglichern, edlern Menschen im unthätigen Zustande und vornehmlich im Leiden unterscheidet?

Auf der andern Seite bezieht sich alles moralische Gute im Handeln auf Wohlwollen. Lieben, die Glückseligkeit aller empfindenden Wesen nach Maßgabe ihrer Verbindung mit uns gerne sehen, begehren und befördern, das ist der Grund oder die Summe aller rechtmäßigen, guten und heroischen Handlungen.

Viele Pflichten entstehen aus einer Mischung und Vereinigung beider Tugenden. Es muß dabei ertragen, und es muß gehandelt — dem Eindrucke des Uebels auf unser Gemüth muß gesteuert und Gutes muß zugleich bewirkt werden. Ja, diejenigen Handlungen, welche uns das wahre Gepräge ächter Tugend zeigen sollen, müssen die leidende und die thätige Güte in sich vereinigen. Wir verlangen Aufopferungen zu sehen, wo wir große Tugenden bewundern sollen. Eine jede Aufopferung aber setzt eine gelassene, mit Gemüthsruhe verbundene Ertragung eines Schmerzes voraus. Wenn in der Gefahr den Helden diese Gleichmüthigkeit, diese Zufriedenheit verliesse: so würde er durch

den Aufruhr verbrießlicher oder ängstlicher Gefühle seiner Besonnenheit beraubt und an der Ausführung seines gemeinnützigen Werks verhindert werden.

Eben so ist die Tugend der Mäßigung zusammen gesetzt. Die Begierde, wenn sie zum Genusse gelangt, will im Genusse immer weiter gehn. Die Mäßigung hört bei dem, von dem Verstande angegebenen Punkte der Befriedigung auf, — auch wenn die Begierde noch fortbauert, und daher bei Endigung des Vergnügens eine verbrießliche Leere zu erwarten steht. Je gelassener der Mensch das Unangenehme erträgt: desto leichter wird er sich in der Verfolgung des Vergnügens mäßigen.

Alles, was in Krankheiten oder in solchen Unglücksfällen, welche wie Krankheiten auf das Gemüth wirken, als Pflicht gefordert werden kann, ist Geduld. Alles, wodurch eine höhere Vortrefflichkeit des Geistes dabei sich offenbaret, ist Heiterkeit, die nur ein größerer Grad von Geduld ist.

Die Pflicht des Fleißes bei der Arbeit ist nichts anders, als eine Verbindung der Geduld mit der Wohlthätigkeit; — der Standhaftigkeit, womit man eine verbrießliche Empfindung, — die Ermüdung, — erträgt, und der Treue, womit man seine Kräfte zu nützlichen Absichten anwendet.

Großmuth, Vergebung der Beleidigungen, die gefährvolle Vertheidigung des Vaterlandes, alle diese schweren und heroischen Tugenden werden nur deswegen höher als andere geschätzt, weil sich in ihnen jene beiden Hauptzüge, oder jene Bestandtheile der Tugend zugleich, und auf eine deutlichere Weise zeigen. Der, welcher einem Feinde Gutes erweist, muß ein ihm angethanes Uebel mit Gelassenheit er-

tragen und zugleich eine Handlung des Wohlwollens thun. Wer für Andere seine Ruhe, seine Gesundheit und sein Leben wagt, muß zugleich seine Liebe gegen das Gute, welches er befördern will, zu entflammen, und seinen Abscheu gegen das Uebel, dem er sich aussetzt, zu mäßigen wissen.

Und wenn dies sich so verhält, wenn Zufriedenheit und Wohlwollen die beiden Grundsäulen tugendhafter Gesinnungen und die Quellen tugendhafter Motive ausmachen: so ist auch ohne weitläufige Beweise klar, daß Tugend den Menschen, und warum sie ihn glücklich mache. Heiterkeit und Liebe sind eben so gut für die beiden Hauptarten des glücklichen Zustandes, als für die der pflichtmäßigen Gesinnungen anzusehen.

Alles Vergnügen ist ebenfalls thätig oder leidend. Das thätige Vergnügen ist die Liebe: das leidende hat keinen andern Namen als den Namen des Vergnügens selbst; aber es ist in Absicht der Gemüthsstimmung von Zufriedenheit nur dem Grade nach unterschieden.

Man kann sein Leben nicht anders genießen, als entweder durch angenehme Empfindungen oder durch angenehme Beschäftigungen. — Jene hängen zum Theil von der Natur der Objekte, die auf uns wirken, von unsern Sinnen, von unserer angeborenen Stimmung ab. Dieser Theil unsers Zustandes ist also nicht in unserer Gewalt: er muß erwartet, er muß genossen, oder er muß ertragen werden. Die Geduld aber, die Zufriedenheit, die eine Folge des Nachdenkens ist, das Aufsehen auf Gott und die Vorsehung, alles dieses, was ich die leidende Tugend genannt habe, arbeitet darauf hin, den Zustand des Gemüths mit Vorsatz dem unwillkürlichen Zustande des Vergnügens oder der Lust (so weit dieses geschehen kann) näher zu bringen. Der gedul-

dige Kranke hat nicht die Empfindungen des Gesunden, aber er arbeitet daran, seinen Gemüthszustand dem eines Gesunden etwas ähnlicher zu machen. Der gelassene, edle Arme wird nicht die Bequemlichkeiten des Wohlhabenden genießen, aber er wird sich bemühen, in seinem Innern etwas von der Ruhe und Zufriedenheit zu bewirken, welche der einzige Vortheil eines mit Glücksgütern gesegneten Lebens ist.

Die Geduld also arbeitet auf die Glückseligkeit los, obgleich unfähig, sie ganz zu erreichen, wenn nicht der ungünstige Einfluß äußerer Ursachen aufhört. Aber Liebe und Wohlwollen thut noch mehr: sie sind unmittelbarer Genuß; sie sind Freude, mit Thätigkeit verbunden.

Bergnügen an leblosen Dingen bleibt bloße Empfindung, und heißt deswegen, wenn es ohne Maß und Ziel genossen wird, oder nützliche Thätigkeit hindert, Wollust. Bergnügen an Menschen, welches Lieben heißt, geht immer in Handlungen über, und ist ohne solche nicht zu genießen. Entweder sind dies Handlungen des denkenden Verstandes, wie beim Umgange, im Gespräch, bei der Mittheilung der Gedanken, oder es sind Handlungen des Herzens, wie bei erwiesenen Wohlthaten oder bei geleisteten Diensten. In allen Aeußerungen der Liebe ist die Befriedigung, welches jedes Wesen erfährt, das seiner Natur gemäß wirksam ist, mit dem angenehmen Eindrucke verbunden, den ein reizender Gegenstand auf unsere Empfindung macht.

Der Rachgierige, der Neidische, der Schadenfrohe, der Bösewicht hassen, also leiden sie. Es sind Menschen vorhanden, die den äußersten Verdruß in ihnen erregen, sie sind also nicht glücklich.

Der Faule, der für andere Menschen nichts thut, und der Geizige, welcher nichts für sie aufwendet, lieben nicht und hassen nicht. Sie sind also leer an Vergnügungen; sie sind gewiß weniger glücklich, als wenn sie liebten und ihr Geld oder ihre Kräfte aufwendeten, das Geliebte glücklich zu machen.

Man setze die Sanftmuth dem Borne, die Ergebung in den Willen der Vorsehung der murrenden oder verzweifelnden Ungeduld, die Güte der Bosheit gegenüber, und man wird finden, daß selbst der Name der ersteren Eigenschaften schon etwas Angenehmes, der Name der andern etwas Verdrießliches und Unglückweißagendes in sich schließt. Bei der Beobachtung der Gemüthszustände selbst wird man noch deutlicher entdecken, daß von den moralisch schlechtern Unlust ein Bestandtheil sey, daß hingegen Stimmung zum Frohseyn oder vermindertes Mißvergnügen beiden bessern vorausgesetzt werde.

Die Beleidigung, welche zur Rache entflammt, muß den Bornigen nothwendig zuvor bitter gekränkt, — die, welche großmüthig vergeben wird, kann das Gemüth des Versöhnlichen nur wenig beunruhigt haben.

In der geduldigen Ertragung trauriger Schicksale liegt immer zugleich ein Trost und eine Quelle der Freude verborgen oder wird dabei vorausgesetzt. Entsteht die Geduld, wie sie dann am leichtesten entstehen und am sichersten aufrecht erhalten werden kann, durch die Unterwerfung unter die Fügungen eines göttlichen Regenten der Welt: so ist nothwendig damit die Hoffnung einer glücklichen Zukunft verbunden, die uns durch das Daseyn eben des Gottes, welchem wir unsere Ungeduld aufopfern, zugesichert wird. Ist aber diese Gelassenheit auch nur die Folge eines muthvollen

Entschlusses, — der aufgebotenen Seelenkraft, welche dem Uebel widersteht, — selbst des Ehrgetzes, der keinen unanständigen Kleinmuth in den Zeiten des Leidens will an sich blicken lassen, so gibt dies zwar unmittelbar keinen Grund des Trostes, eröffnet keine neue Quelle angenehmer Ideen, aber es vermindert doch den Eindruck und die Gewalt des Uebels; es wehrt der traurigen Schwärmerei einer melancholisch gewordenen Einbildungskraft, einer Gemüthskrankheit, welche oft schlimmer ist als das Unglück, wodurch sie erzeugt wurde.

Was bei großen Verbrechen augenscheinlich sichtbar ist, findet sich bei den meisten unmoralischen Handlungen, nach den Graden ihrer Schwärze und Abscheulichkeit. Es herrscht in dem Augenblicke, da man sie begeht, eine der Leidenschaften in der Seele, die aus dem Verdrusse herkommen und Abarten der allgemeinen Leidenschaft sinnlicher Unlust sind.

Kann in dem Gemüthe des Mörders, in dem Momente, da er sich zum Morde entschließt oder ihn vollzieht, eine Stimmung zur Fröhlichkeit vorhanden seyn? Muß man nicht glauben, daß sein Geist eben so finster und melancholisch ist, als seine Mienen schrecklich und wild aussehen? Ist auf der andern Seite je eine wohlthätige, edle, gerechte Handlung ausgeübt worden, ohne daß schon ein stilles Lächeln auf dem Gesichte des tugendhaften Mannes das Vergnügen oder die Zufriedenheit, die sein Inneres in diesem Zeitpunkte belebten, ausgedrückt hätte? Und wie könnten auch in Augenblicken, wo man nur Gutes in Gedanken hat, Gutes an andern Menschen empfindet (ohne welches es nicht möglich wäre, ihnen wohlzuvollen), Gutes in seiner eignen Handlung gewahr wird und in deren Folgen voraus-

sieht, Gutes will und hervorbringt, — wie könnten andere als angenehme Empfindungen der Seele bewohnen?

Wenn es uns also gelänge, daß über die unwillkürlichen Eindrücke von außen und von innen, durch welche unser Zustand schmerzhaft, die Gegenstände uns verbrießlich, die Menschen verhaßt, und wodurch wir also nach und nach boshaft werden, die Selbstthätigkeit unserer Vernunft, welche Zufriedenheit mit der leblosen und Liebe gegen die lebendige Natur vorsätzlich zu bewirken sucht, die Oberhand gewänne, müßte nicht eben diese Bemühung, durch welche wir nach Aller Geständniß die Tugend in uns befördern, zugleich uns der Glückseligkeit näher bringen?

Ich sehe wohl ein, daß die obige Eintheilung der Tugenden, auf welche sich die folgenden Betrachtungen gründen, nicht zur Grundlage einer systematischen Abhandlung der Tugenden dienen könne. Sie ist einer von den vielen Gesichtspunkten, unter welchen sich die Moral bei der Beobachtung einzelner Menschen und besonderer Fälle zeigt. Es ist dessen ungeachtet nicht unnütz, auch diese eingeschränkten Gesichtspunkte zu sammeln, theils, weil ihre vollständige Aufzählung, wofern sie möglich ist, dereinst richtiger über den einzigen Standort wird urtheilen lassen, von wo aus wir alle unsere Pflichten und nach ihrem ganzen Zusammenhange übersehen können, — theils, weil auch jeder einzelne und eingeschränkte Gesichtspunkt immer für diejenigen Menschen besonders lehrreich ist, mit deren Natur und Lage er insbesondere harmonirt.

Für mich zum Beispiel hat der Gedanke sowohl eine beruhigende Evidenz, als eine mich ermunternde Kraft, daß

meine Pflichten sich in zwei große Vorschriften vereinigen, — mich von dem Uebel, das mich drückt, nicht niederbeugen zu lassen, und an der Beförderung des Guten, sey es mit noch so eingeschränkten Kräften, unermüdet zu arbeiten.

Ueber fehlgeschlagene Erwartungen.

Keine Beobachtung wird im menschlichen Leben so häufig und in dem Leben mancher Menschen so unaufhörlich gemacht, als daß Erwartungen fehlschlagen; — und zwar die hoffnungsvollen sowohl, als die fürchterlichen. Wenige Güter sind, wenn wir sie erlangen, von so großem Werthe, — wenige Vergnügungen so ergötzend, als wir uns beide einbildeten, da wir sie wünschten. Oder verringert auch die Gegenwart der Sache die günstige Vorstellung nicht, welche wir bei der Voraussetzung von ihr hatten, so vermischen sich doch vielleicht mit dem Genusse kleine Unannehmlichkeiten, auf die wir nicht rechneten, als wir sie zum Ziele unsers Bestrebens machten, — Unannehmlichkeiten, die, so geringfügig sie seyn mögen, doch wegen ihrer Mannichfaltigkeit oder wegen ihrer Dauer im Stande sind, die frohe Empfindung in dem Besitze weit höherer Güter zu vernichten. Können nicht Fliegen und Mücken den schönsten Sommertag in der anmuthigsten Gegend verbrießlich und, wenn man nicht sehr viel Geduld hat, zuletzt unerträglich machen?

Am öftersten aber erlangen wir das, worauf wir rechneten, gar nicht. Der Lauf unsers Lebens im Großen, der Lauf der Begebenheiten jedes Tages im Kleinen geht, wie der Lauf der Ströme, nirgends gerade, nirgends ununterbrochen auf das Ziel los, welches wir zu erreichen suchen. Ehre, Reichthum oder Ruhe kommt uns selten von der Seite oder in dem Zeitpunkte, wo wir Anwartschaft darauf hatten. Und eben so thun wir jeden Tag vergebliche Gänge; finden den Freund, in dessen Umgange wir uns aufzuheitern versprochen, nicht zu Hause, werden auf einer Spazierreise, durch die wir uns erholen wollten, von einem Ungewitter oder einer Kolik überfallen, und bringen von einem Freudenfeste, auf welches wir uns mehre Tage hindurch geschickt gemacht hatten, nur die Erinnerung gehabter langen Weile und eine verdrießliche Laune zurück.

Aber eben so oft trügen uns unsere traurigen Ahnungen. Es ist schon eine Bemerkung des Horaz, daß wenige Menschen an der Krankheit sterben, die sie im Leben am meisten geängstigt hat. Unfälle, die unser ganzes Glück zu zerstören drohten, gehen oft ohne merklichen Schaden vorüber; andere werden sogar unerwartete Gelegenheiten zu einem größern Wohlstande. Personen oder Sachen werden uns geraubt, deren Verlust uns unüberstehlich scheint; und wir überstehen ihn nicht nur recht wohl, sondern wir genießen von diesem Zeitpunkte an einer bessern Gesundheit und eines größeren Frohsinns. Ich habe Aelter, zärtliche Aelter gekannt, die an einem Tage ihrer schon halb erwachsenen Kinder beraubt wurden, und sich und Andern die unglücklichsten aller Sterblichen schienen, und die doch in der Folge so ruhige und heitere Tage erlebten, als vielleicht die mit der väterlichen und mütterlichen Zärtlichkeit unzertrennlichen Sorgen ihnen nicht würden vergönnt haben. Was

bei solchen Vorfällen im Großen geschieht, sehen wir im alltäglichen Leben im Kleinen. In einer Gesellschaft, in welche wir aus Furcht schrecklicher langen Weile mißmuthig gingen, werden wir recht wohl unterhalten. Wir treten eine Lustreise mit dem ungünstigsten Anscheine des Himmels an, und genießen auf derselben des angenehmsten Wetters. Wir fürchten einen Streit, einen verdrießlichen Auftritt mit unsern Hausgenossen, den Verweis eines Höhern, und werden mit einer leichten und selbst angenehmen Entwicklung der Sache überrascht.

Woher kommt denn nun diese so oft wiederholte Täuschung menschlicher Voraussetzungen? Gibt es irgend eine Gottheit, die der menschlichen Klugheit spotten will, und sich über die Verlegenheiten belustigt, in welche wir durch die unerwarteten Wendungen unserer Schicksale gerathen? Liegt es an uns, daß wir die Dinge zu schlecht beobachten, und daher falsch beurtheilen, oder liegt es an den Dingen, daß sie zu unordentlich durch einander laufen, als daß wir irgend eine zuverlässige Regel aus ihrer Beobachtung ziehen könnten?

Ohne Zweifel findet beides unter gewissen Einschränkungen Statt.

Es ist richtig, daß in Absicht dieses Fehlschlagens der Erwartungen ein großer Unterschied zwischen Menschen und Menschen ist. Wir werden einige unaufhörlich darüber klagen hören, indeß sich andere ihres Glücks und des Gelingens ihrer Anschläge rühmen. Mögen die einen vielleicht aus Verdruß oder Zaghaftigkeit die Vorstellungen ihres Unglücks übertreiben; mögen die andern aus Eitelkeit ihr Glück vergrößern: immer wird doch der unbefangene Richter zugestehen, daß in den Schicksalen einiger Menschen eine ge-

wisse Uebereinstimmung zwischen ihren Erwartungen und den Erfolgen herrscht, in den Schicksalen anderer ein immerwährender Widerspruch der Begebenheiten mit den Voraussetzungen vorkommt. Der Mensch, welchem dieses letztere widerfährt, und der sich selbst keine Schuld beimessen will, nennt die Sache Unglück. Und oft bleibt allerdings etwas Unerklärliches in dieser Gleichförmigkeit der die Erwartungen täuschenden Vorfälle, — etwas, das vielleicht nur von der Regierung einer höhern Hand abgeleitet, oder durch den Zusammenhang des ganzen Weltalls erklärt werden kann. Aber gewiß läßt sich auch die Ursache jenes Unterschieds sehr oft entdecken, wenn man auf den Geist und den Charakter der Personen Achtung gibt, unter welchen er Statt findet.

1. Die Personen, deren Voraussetzungen am öftersten eintreffen, sind die, welche am besten beobachten. Alle Voraussetzung ist ein Schluß von dem Gegenwärtigen auf das Künftige. Wer die Ursachen nicht kennt, kann von den Wirkungen nicht urtheilen. Je genauer also ein Mensch in den Sachen, wobei er auf die Zukunft gewisse Rechnungen zu machen, oder für dieselbe Entschlüsse zu fassen hat, alle Kleinen, ihm jetzt vor Augen liegenden Umstände bemerkt, desto richtiger wird er bestimmen können, was darauf erfolgen werde. Diese Beobachtungen oder diese Schlüsse geschehen nicht immer mit vollem Bewußtseyn, und so, daß man Andern davon in den Augenblicken Rechenschaft geben könnte, und eben deswegen sehen ihre Resultate einer Art von Eingebung ähnlich. Hierin liegt der sogenannte Takt, der zur Ausführung weit aussehender oder keinen Aufschub leidender Unternehmungen nöthig ist, von denen die erstern durch die Größe ihres Umfangs, die andern durch die Kürze der Zeit ausführliche Untersuchungen unmöglich machen.

Bei einigen Menschen ist es der erste Blick, der ihnen die Sachen in dem richtigsten Lichte zeigt. Viele würden lange nicht so oft ihres Endzwecks verfehlen, wenn sie bei dem Entschlusse blieben, zu welchem sie sogleich, als ihnen die Angelegenheit vorgelegt wurde, durch eine Art von Instinkt geneigt waren. Zu dieser Verfolgung seines ersten Gedankens gehört beim Menschen Festigkeit, Muth und Selbstvertrauen. Man bemerkt auch, daß Personen, welchen diese Eigenschaften fehlen, sich öfter als andere von gleichen Geistesfähigkeiten in ihren Erwartungen betrogen finden. Die Ursache kann schwerlich eine andere seyn, als weil sie, zu wankelmüthig, den Eingebungen ihres noch ungeschwächten Geistes zu folgen, und durch die endlosen Ueberlegungen, zu welchen ihre Unentschlossenheit sie veranlaßt, ermüdet, zuletzt entweder die Gegenstände unrichtiger als anfangs beurtheilen, oder, wenn sie gar kein Uebergewicht der Gründe auf irgend einer Seite entdecken können, die Entscheidung dem Zufalle überlassen.

Anderer aber sind dazu gemacht, die Sachen auszugrübeln, und gelangen durch anhaltendes Nachdenken und eine ausführliche Entwicklung ihrer Ideen wirklich dazu, richtig und mit Zuverlässigkeit zu durchschauen, was ihnen bei der ersten Ansicht dunkel oder zweifelhaft war. Ob ein Mensch zu der einen oder zu der andern dieser beiden Klassen gehöre, kann er am besten aus dem Erfolge seiner Ueberlegungen abnehmen. Wenn bei ihm durch die weitläufige Berathschlagung, durch die langsame Abwägung der beiderseitigen Gründe eine positive Entscheidung hervorgebracht wird, bei der er sich völlig beruhigt, und von der er, trotz aller neuen Einfälle, die er selbst hat, oder der Rathschläge, die ihm andere geben, bei der Ausführung nicht mehr abgeht, so ist dieser Weg für ihn wahrscheinlich der rechte.

Eine Meditation, auf die eine standhafte Ueberzeugung folgt, hat die Vermuthung für sich, daß sie mit Auffindung der Wahrheit geendigt habe. Wen aber seine Ueberlegungen, so tief sie in die Sache hineinzugehen, und so sehr sie seine theoretische Kenntniß derselben zu erweitern scheinen, doch nicht fest und entschlossen machen; wer die praktischen Resultate seines angestregten Nachdenkens doch nicht gegen das Ansehn fremder Meinungen oder gegen die Veränderlichkeit seiner eignen Gemüthsstimmung aufrecht zu erhalten weiß, der wird wahrscheinlich besser dabei fahren, wenn er seinem ersten Gedanken folgt, als wenn er sich zu ausführlich mit sich selbst berathschlägt. Die Gefahr, zu irren, in sofern sie aus Unwissenheit oder aus Schwäche der Denkkraft entsteht, ist in beiden Fällen gleich; aber die, welche aus der Verwirrung der Begriffe entsteht, ist dem zweiten Falle eigenthümlich. So verblinden manche, wenn sie einen Gegenstand zu lange mit unverwandten Augen ansehen.

2. Eine Ursache, welche viele fehlgeschlagene Erwartungen veranlaßt, ist, daß die Menschen überhaupt zu große haben, und diejenigen werden ohne Zweifel am öftersten betrogen, die vom Zufalle oder von andern Menschen zu viel erwarten. Das geschieht aus Eigendünkel, aus Begehrlichkeit, aus Trägheit.

Die Eigenliebe, so wie sie den Menschen verführt, von seiner Person und seinen persönlichen Eigenschaften zu groß zu denken, so gibt sie ihm auch zu hohe Ideen von den Belohnungen, die er verdient, und hiermit zugleich zu schmeichelhafte Hoffnungen von dem Glücke, das ihm bevorsteht. Denn man stellt sich leicht angenehme und glückliche Erfolge, so außerordentlich sie seyn mögen, als wahrscheinlich vor, wenn man glaubt, daß man werth sey, dergleichen zu

erfahren. Der, welcher sich einbildet, seiner Thaten oder seiner Schriften wegen Ruhm zu verdienen, mag für jetzt immerhin noch unbekannt oder selbst verachtet seyn; im Grunde seines Herzens lebt doch die Hoffnung, daß seine Verdienste künftig einmal in dem gehörigen Lichte erscheinen und von der Welt werden anerkannt werden. Der, welcher sich selbst für liebenswürdig hält, sieht einer vortheilhaften und ehrenvollen Heirath bis in's eintretende Alter entgegen. Und so ist mit jeder Einbildung von einem gewissen Verdienste die geheime Hoffnung verbunden, daß es noch einmal den ihm angemessenen Lohn erhalten werde. Diese Empfindung, welche tief in der menschlichen Natur eingewurzelt ist, mag vielleicht die Ahnung einer Wahrheit seyn. Dem bessern Menschen steht vielleicht zu der einen oder der andern Zeit ein besseres Schicksal bevor, und wenigstens ist es unserer vernünftigen Natur gemäß, Glückseligkeit mit Tugend in unsern Vorstellungen zu verknüpfen. Nichts desto weniger ist es gewiß, daß, wenn der Mensch diese seine Verdienste zu hoch berechnet, und wenn er bestimmte Belohnungen in diesem Leben erwartet, er eben deswegen öfter als andere in seinen Erwartungen getäuscht wird.

Bei andern entsteht diese zuversichtliche Hoffnung glücklicher Begebenheiten aus der Stärke der Begierde selbst, die sie nach dem gehofften Gegenstande haben. Die meisten Leidenschaften haben den Zauber, daß sie uns die Schwierigkeiten verbergen, die ihrer Befriedigung im Wege stehen. Wenn sie bis zu einem ungewöhnlichen Grade der Heftigkeit steigen, so können sie sogar den Menschen in denjenigen Zustand des Wahnsinnes versetzen, in welchem er trotz des Zeugnisses seiner Sinne und seiner Vernunft das Gut, dessen Wunsch seine ganze Seele erfüllt, wirklich schon zu be-

sigen glaubt. Dieser Uebergang vom heftigen Begehren zur Ueberredung von dem Besitze der Sache hat die Tollhäuser mit so viel Unglücklichen angefüllt, die sich für Könige und Fürsten oder die sich für begünstigte Liebhaber irgend einer schönen oder vornehmen Dame halten. Aber auch bei jenen niedern Graden der Leidenschaft, bei welchen die gesunde Vernunft noch Meister über die Einbildungen bleibt, wird durch die Lebhaftigkeit, welche der Vorstellung eines heftig gewünschten Gegenstandes eigen ist, auch die Hoffnung ihn zu erhalten erregt. Je mehr also ein Mensch Leidenschaften, und je heftigere er hat, desto mehr und desto gewissere Erwartungen hat er, und desto öftern und schmerzlicheren Täuschungen ist er also ausgesetzt. Je größere Dinge er begehrt, desto seltner Zufälle gehören dazu, sie ihm zu verschaffen, und die Unwahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs wächst mit dem Ausschweifenden der Wünsche.

Oft vereinigt sich beides: Stolz und ungezähmte Begierde. Das geschieht bei denen, die sich ihres Glückes selbst als eines Verdienstes rühmen und, wie Cäsar, glauben, daß die zerbrechlichste Barke im Sturme sich erhalten müsse, wenn sie derselben ihre Person und ihre Entwürfe anvertrauen. Diese Einbildung, so sehr sie an sich Irrthum ist, kann wirklich großen Männern in außerordentlichen Fällen nützlich seyn, besonders um die, welche unter ihrer Anführung an dem Unternehmen Theil haben, beherzt zu machen. Aber wenn sie bei gewöhnlichen Menschen und in den An gelegenheiten des Privatlebens herrschende Meinung wird, so ist sie die fruchtbare Quelle verunglückter Wagstücke.

Fast jeder Mensch traut, besonders wenn er in die entfernte Zukunft hinaus denkt, seinem Glücke mehr zu, als er billig sollte. Zwar für den gegenwärtigen Tag sind die

meisten ängstlich und furchtsam genug; aber in einem dunkeln Winkel ihrer Seele liegt der Gedanke verborgen, daß in künftigen Jahren sich günstige Vorfälle ereignen werden. Daher sind sie so karg mit ihren Diensten oder mit ihrem Gelde, wenn sie heute jene zu leisten, dieses zu geben aufgefordert werden, und hingegen so freigebig mit Versprechungen, die sie erst nach langer Zeit zu erfüllen haben. Es ist nicht immer die Absicht zu täuschen, was sie zu diesem letztern so bereitwillig macht. Nein, sie trauen der Zukunft zu viel Gutes zu; sie glauben ehrlicher Weise, daß bis zu dem bestimmten Zeitpunkte die Umstände zu ihrem Vortheile sich abändern, ihre Hülfquellen sich vermehren, und die Erfüllung ihrer Zusagen erleichtern werden.

Diese gemeine Schwachheit der Menschen wächst bei einigen zu einer schädlichen Thorheit an. Der äußerste Grad davon zeigt sich bei gewissen halb Blödsinnigen, die, mitten im Elende, von einem großen Glücke reden, das ihnen nach ihrer Meinung bevorstehen soll. Aber auch ohne sich durch völlig ungereimte Erwartungen unmöglicher Ereignisse zu täuschen, sind die, welche ihrem Glücke und der Gunst des Zufalls zu sehr vertrauen, immer in Gefahr, ein Spiel desselben zu werden, und sich am Ende eine desto bittere Zukunft zu bereiten, je übertriebener die Hoffnungen waren, welche sie sich bei der Aussicht auf dieselbe machten.

Dieses Fehlschlagen überspannter Erwartungen ist

3. den trägen und sinnlichen Menschen eigen, die, je weniger sie selbst zu Erreichung ihrer Endzwecke zu thun Lust haben, desto mehr vom Zufalle und von andern Menschen fordern. Wer nicht mehr begehrt, nicht mehr hofft, als was ihm sein Fleiß, der Grad von Nutzbarkeit, den er in

der menschlichen Gesellschaft hat, die Wichtigkeit der Dienste, die er dem gemeinen Wesen oder einzelnen Personen leistet, geradezu und unmittelbar verschaffen können, der wird gemeinlich, wenigstens in den Hauptsachen, erhalten, was er hofft. Wer aber glaubt, daß durch zufällige Umstände, die er nicht veranstaltet hat, sich seine Belohnungen über das gewöhnliche Maß vergrößern werden; wer sein Schiff auf dem Strome des Lebens nicht bloß fortrudern will, sondern einen besonders günstigen Wind, der in seine Segel stoßen soll, erwartet, der wird immer Ursache haben, über sein Unglück und fehlschlagende Hoffnungen zu trauern.

Alles Gute, sagt ein uralter griechischer Dichter, haben die Götter den Menschen zu Kauf gegeben, und Arbeit ist der Preis, den sie dafür fordern. Wer also diese Güter, die er sich verdienen soll, geschenkt haben will; oder wer für das, was er bezahlt, mehr Waare verlangt, als der Marktpreis mit sich bringt, der wird mit dem Handel und der Welt sehr unzufrieden seyn.

Indessen ist nicht zu leugnen, daß, wenn in irgend einem Umstande des menschlichen Lebens das, was man Glück nennt, — die einen Menschen vor dem andern auszeichnende Gleichförmigkeit günstiger oder widriger Zufälle, — sich deutlich zu zeigen scheint, es in diesem Umstande ist, daß die Vermuthungen des einen Menschen bei gleicher Klugheit und gleich reifer Ueberlegung öfter mit den Erfolgen zusammentreffen, als die des andern. Daraus entsteht, daß die Veranstaltungen des einen immer passender sind und daher ihre beabsichtigte Wirkung thun, indeß der andere bald seine gemachten Vorkehrungen unnöthig, bald die nothwendigen von sich versäumt findet, immer aber seine frühern Handlungen mit den spätern Ereignissen im Widerspruche sieht,



wodurch jene zwecklos und oft ihm nachtheilig werden. Bei gewissen Menschen stimmt, wie es scheint, die Caussalität der Natur mit dem Principe der Freiheit, der Lauf der Dinge mit den Begriffen ihres Verstandes und den Entschlüssen ihres Willens, die Wirksamkeit der unbekannten Ursachen des Weltalls mit ihrer eignen eingeschränkten aber vernünftigen Thätigkeit besser als bei andern zusammen. Sie sind, — um mich des Ausdrucks einer veralteten Thorheit zu bedienen, — mit der Welt, in der sie leben, in vollkommenem Rapport. Die Regelmäßigkeit, mit welcher der Zufall seine Würfe den Erwartungen des einen Menschen standhaft zuwider, den Erwartungen des andern gleichförmig gemäß thut, ist schon von uralten Zeiten her bemerkt worden. Man hat sie, wie alle wunderbaren Erscheinungen, durch erdichtete Erzählungen vergrößert, um sie noch wunderbarer zu machen; und weil in der ganzen Natur nichts vollkommen regelmäßig ist, als der Lauf der Gestirne, diese zu ihrer Erklärung zu Hülfe gerufen. Der vernünftige Gottesverehrer, welcher sich über die Dinge, deren Ursachen er nicht ergründen kann, wenn sie ihm doch zu wichtig sind, um stillschweigend bei Seite gelegt zu werden, durch ihre möglichen Absichten zu beruhigen sucht, kann sich sehr wohl vorstellen, daß es zu der Erziehung mancher Menschen gehöre, sie mehr Fehltritte in der Welt thun und mehr Fehlschlüsse machen zu lassen als andere.

Zum Theil wirkt auch das Glück rückwärts auf den Menschen, ihm diejenigen Eigenschaften zu geben, welche zum Glücke führen. Personen, in deren Leben die Dinge sich oft so ereignet haben, wie sie sich dieselben zuvor eingebildet hatten, werden muthiger und daher zu Geschäften geschickter. Die Dreistigkeit, welche sie erhalten, ist eine nützliche Eigenschaft, nicht nur bei der Ausführung, sondern

auch bei der Beurtheilung der Sachen. Wer in seine Einsichten wegen des öftern Fehlschlagens seiner Erwartungen ein großes Mißtrauen zu setzen anfängt, ist, wenn er zu einer neuen Unternehmung geht, wie ein schüchterner Mensch, wenn er in eine große und fremde Gesellschaft tritt. In der Verlegenheit, in welcher er sich vom ersten Augenblicke an befindet, hört und sieht er nichts mehr genau, und seine eigenen Talente stehn ihm nicht mehr zu Gebote. Er wird unfähiger, und hat also auch falschere oder zweideutigere Ahnungen als bei einem ruhigen Zustande des Gemüths sich von dem Maße seiner Einsichten erwarten ließe.

Dagegen wird der Mensch, welcher sich im entgegengesetzten Falle befindet, leicht stolz, übereilt und verwegen. Vornehmlich aber lernt er sich selbst weniger kennen, und wird an die äußern Dinge immer stärker angefesselt.

Ohne Zweifel schmerzt nichts so sehr, als oft fehlschlagende Erwartungen; aber gewiß wird auch durch nichts ein zum Nachdenken fähiger Geist so lebhaft als durch sie erweckt, die Natur der Dinge oder seine eigene Handlungsweise, — die Gesetze, wonach die natürlichen und moralischen Ursachen in der Welt wirken, oder die Methoden, nach welchen er selbst zu urtheilen und zu schließen pflegt, — zu erforschen, es sey, um die Quelle seiner irrigen Voraussetzungen zu entdecken und, wo möglich, künftig richtiger zu ahnen; es sey, um sich zu beruhigen, und sein Gemüth an einen schlechten Erfolg gut gemeinter und gut überlegter Ansätze zum voraus zu gewöhnen.

So ungleich aber sich auch das Schicksal oder die Urtheilskraft der Menschen in der glücklichen Ahnung oder der weisen Berechnung der Zukunft zeigen mag, so ist es

doch das allgemeine Loos der Menschheit, oft und vielfältig in ihren Aussichten betrogen zu werden.

Die Welt nämlich ist nicht allein für uns gemacht. Unsere Wünsche hingegen, unsere Entwürfe und unsere Erwartungen gehen bloß von uns selbst aus, und vereinigen sich wieder in uns. Jedes Ding in dem großen Universum hat seine eigne Natur, seine eigne Laufbahn, so zu sagen, — sein von den Absichten anderer Dinge unabhängiges Ziel. Alle diese Wirkungen durchkreuzen sich, — vereinigen sich das eine Mal, und zerstören sich zu andern Zeiten, — zwar alles nach einem Plane (so glaubt und hofft es der Gottesverehrer), aber doch nach einem Plane, den wir nicht übersehen können. Nur so viel wissen wir, daß bei diesem Streite aller Elemente und aller thätigen Kräfte gegen einander doch die Fortdauer des Ganzen, die Erhaltung der Gattungen und selbst das Wohlfeyn eines großen Theils der Individuen bestehen kann. Was habe ich aber Ursache, mich zu wundern, daß bei diesem so unendlich mannichfaltigen Streben unzähliger körperlichen und geistigen Kräfte, wovon jede, von mir unabhängig, nach ihren eignen Gesetzen fortwirkt, meine eignen kleinen Bestrebungen oft gleichsam ausgedrängt, und meine Erwartungen, die sich nur auf die Kenntniß einiger wenigen mir nahen Ursachen gründen, betrogen werden?

Das äußere Wohl des Menschen ist in einem so verwickelten System allerdings sehr unsicher; aber seine innere Vollkommenheit kann dabei bestehen. Ja, man kann annehmen, daß eben dieser uns unübersehbliche Kampf aller Naturkräfte unter sich und mit unsern Bemühungen, und die daraus entstehende Unsicherheit unserer Hoffnungen und un-

ferer Entwürfe die Welt zu dem Uebungsplatze machen, der sie in den Augen des Weisen ist.

Denn was wird der vernünftige Mann, wenn er so oft in seinen bestgegründeten Erwartungen betrogen worden ist, und seine nach reifster Ueberlegung angefangenen Unternehmungen hat mißlingen sehen, — was wird er thun? Seine Hände in den Schooß legen und abwarten, was über ihn kommen werde? — Das ist überhaupt dem Menschen nicht möglich; und der vernünftige Mann wird es auch nie wollen. — Oder sich dem Unmuthe und der Niedergeschlagenheit Preis geben? — Dadurch würde er, mit besserem Erfolge an seinem Glücke zu arbeiten, noch unvermögender, und in der Beurtheilung der Zukunft und ihrer Wahrrscheinlichkeiten noch kurzschätiger werden. — Was bleibt ihm also übrig? Er muß von den äußern Dingen unabhängig werden lernen, ohne doch etwas von seiner, sich auf diese äußern Dinge beziehenden Thätigkeit nachzulassen. In den Handlungen selbst, die er thut, in dem Fleiße, den er auf seine Geschäfte verwendet, in den guten Gesinnungen, die er dabei in sich belebt, in der Ueberlegung und dem Nachdenken, welche er anzustellen, — und in der Tugend und Stärke des Geistes, welche er zu beweisen Gelegenheit hat, muß er einen Endzweck zu finden wissen, dessen Erreichung ihm gewiß ist, und der ihn schadlos hält, wenn er den andern Endzweck, den seine Handlungen in gewissen äußern Erfolgen haben, verfehlen sollte. Auf diese Art ist es möglich, die beiden, sonst unverträglich scheinenden Sachen zu vereinigen; so munter und breist an jedes Geschäft zu gehen, als wenn man einem glücklichen Ausgange sicher entgegen sähe, und doch sich auf einen ungünstigen zum voraus gefaßt zu machen.

Dieser weise Mann wird theils überhaupt seine Erwartungen herabstimmen, theils wird er bei seinen Entwürfen die Möglichkeit des Irrthums mit in Rechnung bringen, und die zum Stolz verleitende Freude, die, bei sicherer Hoffnung einer glücklichen Ausführung, nur zu leicht im Gemüthe Platz gewinnt, mäßigen. Durch beides werden sein Verstand und sein moralischer Charakter gewinnen.

Es ist unausbleiblich, daß, so lange sich der Mensch als ein einzelnes von allen übrigen getrenntes Wesen betrachtet, und in seinen Ideen eben so egoistisch auf sich selbst eingeschränkt ist, als in seinen Gefühlen und Wünschen, er sich leicht Alles zu fordern, Alles zu erwarten berechtigt glaubt, was zu einem glücklichen Leben nach seiner Meinung gehört. In den Augenblicken, wo solche Gestinnungen herrschend werden, würde der Mensch nicht ungern die ganze Welt aufgeopfert sehn, um nur eine seiner Lieblingsneigungen zu befriedigen. Nur erst, wenn er den Zusammenhang, in welchem er mit unzähligen, zu gleichem Wohlseyn berechtigten Geschöpfen steht, — und die Unmöglichkeit einsieht, daß diese alle, in Allem, was sie begehren, zugleich befriedigt werden können, lernt er seine Wünsche einschränken. Von diesem Zusammenhange, — von dieser Unmöglichkeit aber wird er durch theoretische Beweise bei weitem nicht kräftig genug überzeugt. Er muß beides erfahren, wenn er dadurch zu einer veränderten Denkungsart gebracht werden soll. — Und wie kann er diese Erfahrungen anders machen, als wenn ihm oft in seinen Entwürfen entgegen gearbeitet wird, — als wenn er seine zu weit getriebenen Ansprüche und Hoffnungen unter den Ansprüchen und Bestrebungen anderer Menschen erliegen sieht, und bald durch den Einfluß des Himmels und der Elemente, bald durch den der Meinungen und der gesellschaftlichen Einrichtungen, seines

sicher erwarteten Glücks verlustig geht. Anfangs schreibt er dieß vielleicht bloß einem Mangel der Einsicht von seiner Seite, oder einer Ungerechtigkeit von Seiten anderer Menschen zu, und hofft immer noch jene zu verbessern und gegen diese Schutz zu finden. Am Ende erkennt er es für ein Gesetz der Natur, daß immer ein Ding das andere, ein Mensch den andern einschränken soll; daß, indem jede einzelne Kraft so weit um sich zu greifen und ihren Wirkungskreis so sehr zu erweitern sucht, als sie kann, alle in einer gewissen Sphäre erhalten werden. So sucht er denn endlich seine Wünsche schon zum Voraus so einzuschränken, wie die Natur der Dinge die Wirksamkeit seiner Kraft eingeschränkt hat. Er begehrt, durch Zeit und Erfahrungen gereift, nicht mehr einen so großen Antheil an den Gütern der Erde, als er im ersten Aufbrausen jugendlichen Stolzes und jugendlicher Lüsternheit in Anspruch nahm, weil er gewahr wird, daß er ihm, ohne die Harmonie des Ganzen zu stören, nicht zu Theil werden könne.

Glücklich ist der Mann, welcher es versteht, bis an das Ende seines Lebens, sich in seinen häuslichen und öffentlichen Geschäften, in den Arbeiten seines Verstandes und in denen seiner Hände, immer so zu beeifern, als wenn er die höchsten Belohnungen von Ruhm und Glück für ihre gute Ausführung hoffte, und doch mit der Achtung weniger Freunde und einem mäßigen Einkommen so zufrieden zu seyn, als wenn er sich keiner Talente und keiner Anstrengungen bewußt wäre. So vergnügt sich unter allen Spielern keiner besser, als der, welcher während des Spiels die größte Aufmerksamkeit anwendet, um gut zu spielen, und am Ende desselben mit dem kleinsten Gewinne fröhlich nach Hause geht.

Ueber einen Satz aus der Ethik des Spinoza.

Fragment.

Der Name des Spinoza ist in vieler Menschen Munde. Wenige kennen ihn und seine Schriften. Und so wie seltsame Meinungen immer mehr Aufsehen machen, als nützliche Lehren: so gründet sich auch unter denen, welche ihn kennen, sein Ruf, bis auf den heutigen Tag, mehr auf seine Metaphysik, die gewiß Niemand, den Urheber selbst nicht ausgenommen, völlig verstanden hat, als auf seine Moral, in welcher tiefgedachte, verständliche und praktisch-brauchbare Wahrheiten vorkommen. Ungeachtet er auch diese letztern aus seiner Metaphysik herzuleiten glaubt, so hat er sie doch gewiß durch Beobachtung gefunden. Sein Geist war der Geist eines wahren Philosophen: seine Methode zwar zuweilen die Methode eines Sophisten. Er dringt daher in die Natur der Dinge und des Menschen wirklich tief ein. Aber er will diese Erfindungen niemals seinem Scharfblicke, sondern immer seinem System zu danken haben. Auch dazu hat er Witz und Erfindungskraft genug, um irgend eine Verbindung zwischen den wahren Sätzen, die ihn seine Erfahrung gelehrt

hat, und zwischen den Hirngespinnsten seiner Spekulation herauszukünsteln. Aber dieser glückliche Erfolg verführt ihn. Er wendet eben die Methode, die, wie er glaubt, ihn auf so evident richtige Sätze in der Seelenlehre und Moral gebracht hat, auf Gegenstände an, wo keine Erfahrung ihm mehr vorleuchtet: und er verliert sich alsdann in dunkle und in mancher Rücksicht schädliche und trostlose Hirngespinnste.

Einige dieser seiner moralischen Lehrsätze habe ich durch meine eigne Erfahrung so bestätigt gefunden, und sie haben mir in gewissen Fällen zu einem so guten Leitfadern meiner eignen Aufführung gebient, daß ich sowohl glaube, zur Aufklärung derselben hinlänglich vorbereitet zu seyn, als auch durch dieselbe etwas Gutes stiften zu können.

Einer dieser Sätze lautet bei ihm*) so: „Wenn wir von einem Affekt die Idee der äußern Ursache trennen, und ihn mit andern Gedanken verknüpfen können: so wird dadurch Liebe oder Haß gegen die äußere Ursache und dadurch ein Theil des Affekts selbst aufgehoben.“

Folgende Betrachtungen sind dazu bestimmt, den Sinn und die praktische Anwendbarkeit dieses Ausspruchs ins Licht zu setzen.

Wenn wir wissen wollen, was die Geduld befördert, so müssen wir Achtung geben, wie sich der Ungeduldige beträgt.

*) *Ethices Spinozae pars V. de Libertate humana. Prop. II. Si animi commotionem seu affectum a causae externae cogitatione amoveamus, et aliis jungamus cogitationibus; tum amor seu odium erga causam externam, tum et animi fluctuationes, quae ex his affectibus oriuntur, destruantur.*

Wir sehen ihn immer zugleich unwillig: er läßt nicht bloß die Ausdrücke des Schmerzes, sondern auch des Zorns von sich hören. Der ungeduldige Kranke wird auf seine Wärter und Freunde leicht böse. Wen lange Weile, ausbleibende Erwartungen, oder zu lang anhaltende Beschwerden in hohem Grade ungeduldig machen, der kann sich nur mit Mühe des Scheltens und der Schimpfworte enthalten, selbst, wenn er nicht einmal recht weiß, auf wen er schimpfen und wen er schelten soll. Die Bemerkung ist alt, daß Kranke ungeduldig werden, wenn sie zu genesen anfangen. Aber eine von den Ursachen dieser Erscheinung ist vielleicht weniger bemerkt worden: — daß der genesende Kranke den Arzt und die ihn umgebenden Freunde mehr als der gefährliche anklagt. So lange er viel litt, war er mit Jedermann zufrieden, weil er überzeugt war, daß kein Mensch Urheber seines Uebels sey. Da er besser zu werden anfängt, so fängt er auch an zu glauben, daß ihm von seinem Arzte noch schneller geholfen werden, und daß er von seinen Freunden noch mehr gesont werden könne, und die Vorwürfe, die er ihnen insgeheim macht, vermehren die unangenehmen Empfindungen der Krankheit.

Also nicht immer das größte Uebel erregt die größte Leidenschaft: und wer von dem wirklichen Schmerze den Unwillen darüber, und von dem Unangenehmen in der Empfindung das Zornartige trennen kann, hat schon viel zur gelassenen Ertragung des Uebels gethan.

Doch was in Glücks- oder Unglücks-Fällen, die wie Gesundheit und Krankheit ganz vom Schicksale, von der Beschaffenheit des Körpers oder den äußern Umständen abhängen, für moralische Ursachen des Vergnügens und Mißvergnügens zu den bloß physischen hinzukommen, ist schwer mit

Gewißheit auszumachen. Aber diese Erfahrung ist deutlich, daß, wenn angenehme oder unangenehme Ereignisse von dem Betragen anderer Menschen gegen uns herrühren, oder wenn sie aus dem entstehen, was wir selbst gethan oder unterlassen haben, die erstern uns ein weit süßeres Vergnügen gewähren, die andern uns mit einem viel schärfern Stachel verwunden, als wenn wir die Urheber derselben nicht kennten, oder wenn deren Ursachen in dem allgemeinen Laufe der Natur verborgen wären.

Ich rede nicht bloß von Beleidigungen oder Wohlthaten, die uns von einzelnen Personen widerfahren, sondern auch von dem angenehmen oder unangenehmen Zustande, in den uns die Meinungen, Gesinnungen und das Betragen der ganzen Gesellschaft, in der wir leben, versetzen.

Woher kommt es, daß weit weniger Menschen sich wegen einer schmerzhaften und unheilbaren Krankheit, die doch zu den größten Uebeln des menschlichen Lebens gehört, selbst entleibt haben, als wegen einer fehlgeschlagenen Liebe, einer ihnen von einem Fürsten oder einer über sie erhabenen Person angethanen Kränkung? Warum kann ein Zustand, der ganz erträglich ist, worin aber sich der Mensch unterdrückt und verachtet glaubt, so große Stürme in der bürgerlichen Gesellschaft sowohl als bei einzelnen Personen erregen, und bei beiden so große Anstrengungen hervorbringen, um sich aus einem solchen Zustande zu reißen? Sind die Menschen in den vereinigten Colonien jetzt viel glücklicher, als sie es ehemals unter dem Scepter von England waren? Es ist wenigstens zweifelhaft. Aber sie sind ruhig, weil sie die Uebel, die sie jetzt leiden, oder die Hindernisse, die sich der Ausbreitung ihres Wohlstandes widersetzen, der Nothwendigkeit zu-

schreiben, und sie waren wüthend zur Zeit, als sie sie den Menschen zuschrieben.

Ruhe und Einsamkeit ist für manchen Menschen vielleicht nach seiner Leibesbeschaffenheit und nach den Anlagen seiner Seele der wünschenswürdigste Zustand. Er ist vielleicht, entfernt vom Geräusche, am heitersten und am meisten aufgelegt, seiner selbst zu genießen. Er wird daher auf dem Lande oder in einer einsamen Stadt, wohin er sich aus Wahl begeben hat oder durch den Zufall versetzt worden ist, diese Entfernung von der Welt lieben, und sie als einen Zustand der Freiheit und eines ungestörten Selbstgenusses betrachten können. Und eben dieser Mensch wird durch eine ähnliche Einsamkeit und Ruhe an einem Orte, wo viel Geselligkeit herrscht, unglücklich, wenn er denkt, daß es die Geringschätzung, die Gleichgültigkeit und die Vergessenheit anderer Menschen ist, welche ihm diese Ruhe zuzieht. — Es ist also nicht gleichgültig bei den Uebeln, die wir leiden, von welchem Urheber sie kommen; nicht einerlei in Absicht des Eindrucks, den sie auf uns machen sollen, ob wir bloß an sie selbst, oder an die Quellen derselben denken.

Die entfernten Ursachen dieser Erscheinung sind nicht schwer zu erkennen. Erstlich sind alle zusammengesetzte Leidenschaften heftiger, als einfache. Vereinigte Kräfte wirken stärker: und wenn das Gemüth von zwei Seiten zugleich angegriffen wird, durch Mißvergnügen über die Sache und durch Unwillen über die Person: so ist kein Wunder, daß es eher unterliegt. Dazu kommt, daß vermischte Empfindungen dunklere Empfindungen sind und sich weniger bestreiten lassen. Ein simpler Schmerz eines einzigen Gliedes beunruhiget das Gemüth lange nicht so sehr, als ein Uebelbefinden des ganzen Körpers. Dort kann man seine

Aufmerksamkeit auf den leidenden Punkt richten und seine Geduld und Entschlossenheit dagegen gleichsam vereinigen; hier ist man, indem man Unlust empfindet, zugleich mit seinen Gedanken zerstreut; und dieß macht die Hülfe, die man sonst von der Vernunft erhalten könnte, unmöglich. Aus gleicher Ursache läßt sich auch ein mit Zorn vermischter Schmerz schwerer, als ein Leiden, das keinen Unwillen erregt, bekämpfen. Das Gemüth denkt im erstern Falle immer an sein Uebel und an die Urheber desselben zugleich, und verhindert durch dieses Hin- und Herschwancken den Eindruck der Beruhigungsgründe, welchen es gleichsam auszuweichen scheint. Aber es ist ein zweiter Grund, der noch tiefer in der Natur des Menschen liegt, warum uns Uebel, für deren Ursachen wir andere Menschen und deren Gesinnungen und Handlungen halten, schwerer drücken und uns in größere Leidenschaften versetzen, als Leiden, deren Ursachen wir nicht wissen, oder in der Körperwelt finden. Wir sind moralische Wesen und vornehmlich bestimmt, unter moralischen Wesen zu leben, auf sie zu wirken und durch sie Eindrücke zu bekommen. Und alle Empfindungen, die sich auf dieselben beziehen, ob sie gleich in Absicht der Stärke hinter den Empfindungen der Sinne zu stehen scheinen, haben doch den eignen Charakter, daß sie das Gemüth weit länger beschäftigen, tiefer durchdringen, und also die Stimmung desselben weit mehr umändern, als jene. Ein Mensch, der in Steinschmerzen das heftigste Geschrei von sich hören läßt, kann, wenn sie vorbei sind, bald wieder munter und heiter werden. Aber der Verlust eines Freundes, eine erlittene Beschimpfung, der Kummer über einen ungerathenen Sohn kann den Menschen auf lange Zeit zu allen Freuden unfähig machen, kann ihn sogar in eine beständige Schwermuth versenken.

Ein anderer Fall, welcher beweist, wie viel der Unwille über den Urheber des Uebels beiträgt, die Last des Uebels selbst zu vergrößern, ist die Reue. Sie mischt ihren Wermuth fast in jeden Kelch der Leiden, — und dieser Wermuth ist von der bittersten Art. Man gebe auf sich selbst und Andere Acht, welcher Gedanke bei dem Anfälle einer Krankheit, bei einem Verluste, den man leidet, oder bei einem Unglücksfalle, den man erfährt, sich am ersten dem Gemüthe darbietet und es am längsten beschäftigt: und man wird finden, daß es die Untersuchung der Frage ist, ob man wohl selbst an seinem Unglück Schuld sey. Man pflegt dann sein vergangenes Leben durchzugehen und sich über Handlungen zur Rechenschaft zu ziehen, die man zuvor unbemerkt gelassen oder selbst gebilligt hatte: und wenn man irgend eine Wahrscheinlichkeit findet, daß bei veränderten Maßregeln die jetzige Lage weniger unangenehm seyn würde, so heftet man auf solche Umstände seine Aufmerksamkeit, als wenn man wirklich die gegenwärtigen dadurch verbessern könnte.

In sich und in seinen Handlungen die Ursachen seines Unglücks aufzusuchen, ist bei jeder Art unangenehmer Vorfälle das Allergewöhnlichste: und sich als den Urheber derselben zu finden oder zu vermuthen, das Allerschmerzlichste.

Ich weiß es aus meiner eignen Erfahrung, wie es in Fällen geht, wo man nur ungewiß darüber ist. Eine Schwäche des Körpers, die uns Vergnügungen raubt, oder uns in unsern Geschäften stört, ist ein großes Uebel. Aber sie macht das Gemüth viel unmuthsvoller, den ganzen Menschen weit unglücklicher: so lange er selbst nicht genau weiß, ob sie in seinen Nerven, oder in seiner Seele liegt, ob er wirklich unvermögend, oder ob er vielleicht nicht entschlossen, nicht thätig, nicht aufmerksam genug ist. Und es kann ihm selbst eine

Verschlimmerung seines körperlichen Zustandes willkommen sehn, wenn sie ihn nunmehr völlig überzeugt, daß er sich nicht selbst durch Fehler des Vergnügens beraubt oder in dem Erfolge seiner Arbeit gestört, sondern daß er einem unwillkürlichen Drucke seines Körpers unterlegen ist. — Ein schwereres physisches Leiden, an welchem wir selbst auf keine Weise Schuld sind, heilt und besänftigt oft die Unruhe des Gemüths über ein leichteres, welches wir uns selbst zugezogen haben. — Die Verzweiflung, der äußerste Grad unangenehmer Leidenschaften, ist von jeher in dem Gefolge der Reue gefunden worden. Und in der That läßt sich kein größerer Aufruhr im Gemüthe denken, als wenn Born und Schmerz mit einander vereinigt sind, und beide den Menschen selbst zur Quelle und zum Gegenstande haben.

Bei den unangenehmen Leidenschaften ist es also sehr sichtbar, daß sie unsre Aufmerksamkeit nicht bloß auf die Sache, sondern auch auf ihre Ursachen richten, und durch die Vorstellung der letztern den Eindruck der erstern verstärken. Bei den Affekten, die aus der Freude entstehen, ist dieser Umstand zwar nicht so in die Augen fallend, aber doch zu erkennen. Von allem Guten, das uns von einer unsichtbaren Hand widerfährt, wünschen wir den Urheber zu wissen; und diese Neugierde beschäftigt uns dann oft mehr, als der Genuß. Warum? Weil Liebe und Dankbarkeit neue angenehme Empfindungen sind, die wir suchen, und ohne welche das Vergnügen über das Geschenk selbst unvollständig ist. Kein Mensch wird sich an den Schönheiten der Natur lange weiden, oder sehr innig dadurch gerührt werden, der sie nur als angenehm für Augen, Ohr und Gefühl betrachtet. Aber die Auffuchung ihrer Ursachen kann ihnen einen lang dauernden Reiz geben; und die Verehrung gegen ihren Urheber, wenn wir glauben, endlich die erste Quelle

derselben in einem moralischen Wesen gefunden zu haben, kann unser Innerstes mit angenehmen Gefühlen durchdringen. — Auch hier bewährt es sich, daß, so leicht wir auch der Sinnlichkeit unterliegen, wir doch mehr Geist, als Körper, mehr moralischer, als materieller Natur sind: die Liebe ist eine weit ergiebigere, länger dauernde Quelle von Freude, als alle Reize der Sinne; und wenn irgend ein Vergnügen lange aushalten und recht schmackhaft werden soll, so muß sie sich mit demselben vereinigen, — welches anders nicht geschehen kann, als wenn wir die freien und verständigen Urheber des Guten, das uns widerfährt, aufsuchen und gefunden haben.

Also ist es durch Erfahrung bewährt, daß Leidenschaften, — fröhliche und traurige, — verstärkt werden, wenn sich mit der Vorstellung der Sache selbst, welche Lust oder Unlust erregt, der Gedanke an den Urheber, und also Liebe oder Haß gegen ihn verbindet. Und es ist also auch des Spinoza Ausspruch bewiesen, daß wir die Leidenschaften schwächen können, wenn es uns gelingt, jene beiden Vorstellungen von einander zu trennen.

Aber ist denn dieß, — in dem Sinne, welchen ich Spinoza's Satz gegeben habe, möglich? Ist es dem Menschen zuträglich? Würde dadurch eben nicht das Moralische unserer Empfindungen aufgehoben werden, welches ihnen doch ihren einzigen Werth gibt?

Erstlich, alle Leidenschaften ohne Rücksicht auf ihre Beschaffenheit können der Seele schädlich werden durch ihre Stärke. — Wenn sie dem Menschen seine Freiheit rauben; wenn sie ihn unfähig machen, sich von ihrem Gegenstande wegzuwenden und seine Aufmerksamkeit auf einen andern zu

richten; wenn sie das Vergleichen des Vergangenen mit dem Gegenwärtigen, der Mittel mit dem Zwecke, einer Empfindung mit der andern nicht mehr erlauben: so sind sie immer Feinde seiner Glückseligkeit und seiner Tugend, mögen sie aus einer sonst noch so reinen Quelle entstehen, mögen sie, in einer gemäßigten Stärke, dem Menschen noch so viel Gutes thun. Befindet man sich in dem beschriebenen Falle, so muß die erste Sorge seyn, ihrer Heftigkeit entgegen zu arbeiten, und wäre es auch, indem man die gemischten moralisch-physischen Eindrücke auf die bloß physischen zurückbrächte.

Ich will die oben schon angeführte Reue zum Beispiele nehmen, diese Leidenschaft, die selbst für ein Mittel zur Besserung, und von Vielen sogar für eine nothwendige Bedingung derselben gehalten wird. Aber außer den Fällen, wo sie in trostlose Melancholie ausartet, und sogar zur Verzweiflung führt, macht sie bei vielen Uebeln des Lebens den Grund der Ungeduld aus, durch die wir Andern beschwerlich werden und uns selbst zu Vorkehrungen gegen die Uebel untüchtig machen. Sogar die Besserung unsrer Fehler, die wir bereuen, wird uns unmöglich, wenn die Unzufriedenheit über uns selbst uns ganz beherrscht. In den Augenblicken, wo wir gegen uns selbst als gegen unsre ärgsten Feinde aufgebracht, oder über unsre unheilbare Thorheit niedergeschlagen sind, haben wir weit mehr Versuchung, uns an uns selbst oder Andern zu rächen (denn sehr oft geht die Unzufriedenheit über uns selbst in Born gegen Andre über), als Antrieb, unsre Kräfte zu der noch möglichen Verbesserung unsrer selbst aufzubieten.

Wenn also Geduld eine Pflicht und ein Gut ist: so ist es, bei Unglücksfällen aller Art, sehr oft eine Regel, nicht

nach den uns unbekannten Handlungen, durch welche wir sie vielleicht möchten veranlaßt haben, mit einer für uns selbst grausamen Neugierde zu forschen, nicht unsre Zeit damit zu verlieren, daß wir alles, was von unsrer Seite als Vernachlässigung oder als Schuld ausgelegt werden mag, aus der vergangenen Zeit sammeln: sondern unmittelbar und allein auf das Uebel selbst loszugehen, es sey, um es mit Anstand zu tragen, oder um ihm abzuhelpfen. Sogar alsdann, wenn wir uns ganz offenbar als die Werkmeister unsers Unglücks anklagen müssen, muß der Unwille über uns selbst auf alle Weise gemäßigt werden, damit der Muth, uns wieder herauszuhelpfen, nicht darunter leide. Ohne Zweifel ist die Selbstbesserung ohne die Selbstkenntniß nicht möglich. Aber zur Erlangung einer heilsamen Selbstkenntniß gehören ruhige Betrachtungen über die Ursachen unserer Fehler, über die Irrthümer, die dabei zum Grunde liegen, und über die allmähligen Fortschritte, durch welche die böse Gewohnheit sich festgesetzt hat. Und ruhige Betrachtungen sind bei einem unruhigen, sich selbst mit Bitterkeit anklagenden Gemüthe unmöglich. Die Regel des Spinoza ist hier allerdings anwendbar: „den Gedanken an die äußere Ursache von der Empfindung zu trennen, damit letztere gemäßigt werde.“

Aber noch weit mehr ist die Regel des Spinoza anwendbar, wenn andre Menschen die Urheber derjenigen Umstände sind, über welche wir in Leidenschaft gerathen. Hier ist vornehmlich zur Mäßigung der letztern nöthig, die erstern zu vergessen, oder wir werden gewiß sowohl unsrer Pflicht, als unserm Vortheile entgegen handeln, — das Uebel vergrößern, und uns Anderer Haß von Neuem zuziehen.

Chesterfield gibt in seinen bekannten Briefen, die viel Weltkenntniß, wenn auch nicht immer die reinste Moral ent-

halten, seinem Sohne die Lehre: daß einem Manne von Stande bei Beleidigungen, besonders solchen, die seiner Ehre widerfahren, nur einer von zwei Wegen offen stehe, entweder den Beleidiger zu Boden zu schlagen, oder gar keine Empfindlichkeit gegen ihn merken zu lassen. Die mittlere Partei, da man seinen Unwillen merken läßt, ohne desselben Folgen empfinden zu lassen, macht verächtlich und unangenehm zugleich. Die Ohnmacht, die darin verborgen liegt, reizt Andere zu neuen Kränkungen, und gibt dem, welcher uns den Vortheil abgewonnen hat, zugleich das Vergnügen des Triumphs. Und die üble Laune, die damit verbunden zu seyn pflegt, macht uns auch den Gleichgültigen unangenehm und verbunkelt alle unsre guten Eigenschaften.

Und gerade diese mittlere Partei ist es doch, welche die meisten Menschen nehmen, wenn einzelne Personen oder die ganze Gesellschaft, in der sie leben, ihrem Interesse zuwider handeln, ihre Wünsche nicht erfüllen, oder ihre Anschläge vereiteln. Oft würde der Verlust selbst, den sie leiden, ihnen erträglich seyn: aber daß sie von dem oder jenem übervortheilt werden sollen, ist ihnen unausstehlich. Sie würden sich auf der Stufe, worauf sie stehen, ganz wohl befinden: aber daß ihnen ein Anderer den Rang abgelassen, daß ihnen ein Großer nicht Wort gehalten, daß sie ein vermeintlicher Beschützer nicht besser empfohlen hat, das macht sie unglücklich. Was ist kleiner und unbedeutender, als einmal einer guten Mittags- oder Abend-Mahlzeit zu entbehren: und doch kann es ernsthaftes Mißvergnügen verursachen, nicht zu einem Gastmahle gebeten worden zu seyn, wenn man es dem Kaltsinn oder der Verachtung des Wirths Schuld gibt. Man gebe auf die Vorfälle seines Lebens Achtung, und man wird finden, daß unter hundert Unannehmlichkeiten, welche dasselbe verbittern, vielleicht neun und neunzig

an sich nur Kleinigkeiten wären, wenn wir nicht dabei in gewisse widrige Leidenschaften gegen die Menschen gerietthen, von welchen es abhing, uns jene Unannehmlichkeiten zu ersparen.

Aber die meisten dieser unsern Unwillen erregenden Handlungen Anderer sind nicht immer eigentliche Beleidigungen, weil wir keine Rechte hatten, die Unterlassung desselben zu fordern. Noch weniger sind es so schwere Beleidigungen, daß wir sie auf die Art, wie Chesterfield verlangt, rächen dürften, gesetzt auch, daß uns unsre Ohnmacht oder unser Gewissen nicht abhielte, unsern Zorn auszulassen. Was bleibt uns also übrig, wenn wir demungeachtet diesen Unwillen über die Menschen von dem Verdrusse über die Sache nicht absondern, als daß wir mürrisch werden, anklagen, Vorwürfe machen, selbst das unangenehme Gefühl in uns vergrößern und verlängern, denen, die uns nicht wohlwollen, Gelegenheit zum Spott geben, Gleichgültigen mißfallen, und selbst unsre Freunde von uns abwendig machen.

In den Augenblicken also, wenn der Verdruß noch kocht, wenn man die Entbehrung der Sache, welche uns Andre verweigert haben, noch lebhaft fühlt, noch durch die Verlegenheit, in die sie uns gestürzt haben, leidet, ist es ein guter Rath, seine Aufmerksamkeit, wo möglich, nur auf die Sache selbst zu richten, die uns unangenehm ist, und die Personen, welchen wir sie Schuld geben, zu vergessen, — nur abzuwägen, wie groß der Verlust, den wir leiden, oder das Uebel, welches wir dulden, an und für sich selbst sey; nicht zugleich zu denken, welche Gesinnungen dadurch bei den Menschen gegen uns vorausgesetzt werden; kurz den Affect, welchen die Wirkung erregt, von dem Affect, welcher auf den Urheber geht, abzusondern. In der Folge, wenn der unangenehme Umstand vorüber ist, oder das Gemüth weniger beun-

ruhiget, dann mag es nützlich seyn, betrachtend, aber nicht zürnend an das Betragen andrer Menschen und an die Motive dieses Betragens zu denken. Während der Leidenschaft konnte dieses Andenken nur unsre Qual oder unsern Ungeßüm vermehren. Bei ruhigem Gemütthe kann es uns Trostgründe an die Hand geben, oder uns Behutsamkeits-Regeln für die Zukunft lehren.

Bei den angenehmen und fröhlichen Leidenschaften, wo die Vorstellung der äußern Ursache Liebe in uns erregt, ist es weniger nothwendig, diese Vorstellung zu entfernen. Die Eindrücke des Vergnügens sind ohne das sanfter, als die der Unlust: und sie zu verstärken, ist also nicht mit einer gleichen Gefahr für die Freiheit und Selbstbeherrschung des Geistes verbunden. Ueberdieß führen Freude und Liebe, auch wenn sie etwas über das gehörige Maß ausschweifen, nicht so leicht zu unrechten Schritten oder zu Beleidigungen Anderer, als Mißvergnügen und Haß. Ja, es gibt Fälle, von denen ich oben schon einen angeführt habe, wo es sehr rathsam ist, das Herz durch das Andenken an den verborgenen Wohlthäter zu beschäftigen, indem die Sinne oder der Verstand der Wohlthat sonst nur unvollkommen genießen.

Indessen ist doch auch in den aus dem Vergnügen entstehenden Affekten ein Uebermaß möglich. Auch die Freude muß zuweilen gemäßigt werden, damit sie weise bleibe und nicht zu Thorheiten verleite, oder Schmerzen nach sich ziehe. In diesem Falle ist Einschränkung der Aufmerksamkeit auf den bloßen Werth des Gutes selbst mit Vergessung der Ursachen ein nicht zu verwerfendes Hülfsmittel.

Sie ist besonders bei allen den Vergnügungen nothwendig, woran die Eitelkeit Antheil nimmt. Und in welche unserer Freuden mischt sich die Eitelkeit nicht? Die Zufrieden-

heit über uns selbst und besonders über die Achtung und Liebe, in der wir bei Andern stehen, oder die wir erworben zu haben glauben, macht vielleicht die Hälfte von der Freude aus, die wir über irgend einen glücklichen Erfolg empfinden. Wer überhebt sich wohl seines Glücks am meisten; wer wird dadurch aufgebläht und Andern beschwerlich? Nicht derjenige, der es bloß zu genießen gedenkt, sondern zuerst und vor allen Dingen der, welcher dabei immer an sich selbst als den Urheber seines Glücks, — und an seine Klugheit, an seine Verdienste als die Ursachen desselben gedenkt. Dadurch wird erst jenes Vergnügen zu einer Leidenschaft, welche das Gemüth beherrscht und auf die Ausführung gegen Andre Einfluß hat. Nicht die Freude überhaupt, sondern die stolze Freude ist der Seele schädlich und verführt zu Ausschweifungen; eben so wie es der niederschlagende oder sich anklagende Schmerz thut. Und so wie es ein Bewußtseyn unserer Fehler gibt, welches auch bei dem heitersten Gemüth Statt findet, und welches bessert, und eine leidenschaftliche Reue, die nur bei Unglücksfällen sich einzufinden pflegt und das Gemüth aufbringt: so gibt es auch eine zwiefache Erinnerung an unsere Verdienste, eine nachdenkende, die, unabhängig von unserm äußern Glückstande, uns zu einer bescheidenen Zufriedenheit mit uns selbst führt, und eine, die durch gewonnene Vortheile und durch glänzende Erfolge bei unsern Unternehmungen erweckt, mehr die Einbildungskraft und Sinnlichkeit, als den Verstand beschäftigt, — und unsre Freude in Uebermuth verwandelt. Daher es eine vernünftige Regel ist, im Unglück nicht viel an unsre Fehler, im Glück nicht viel an unsre Verdienste zu denken: in beiden Fällen also den Affect zu mäßigen, indem wir die Ursachen desselben, so weit sie in uns selbst liegen, vergessen.

Aber die Eitelkeit im Glücke wird nicht bloß dadurch erweckt, wenn wir uns über uns selbst als Urheber desselben freuen. Auch wenn wir es von Andern herleiten, aber diese Andern an Rang, Macht, an Anzahl, an Ruhm und Talenten einen Vorzug haben: so vergrößert der Urheber den Werth der Sache in unsern Augen oft weit mehr über den Grad des Nutzens oder des Vergnügens, welches sie uns gewährt. Wie viele Glückliche alter und neuer Zeit beschäftigten sich nicht und ermüdeten Andre damit, daß es ein König, ein großer Mann, eine ganze Volksversammlung sey, von welchen sie ihre Schätze oder ihre Würden erhalten hätten!

Doch zweitens, die Absicht der Regel, so wie ich sie wenigstens verstehe und für brauchbar halte, ist nicht diese allein, die Wirkungen von ihren moralischen Ursachen, die Freude über das Glück von der Liebe, den Schmerz im Unglück von dem Unwillen gegen den Urheber zu trennen, damit in keinem Falle die Leidenschaft zu stark und unfre Geistesfreiheit eingeschränkt werde. Sie soll und kann, dünkt mich, uns noch einen andern Dienst leisten. Indem sie uns abhält, bei den nächsten moralischen Ursachen der verschiedenen Zustände, in welchen wir uns befinden, zu lange stehen zu bleiben: gibt sie uns Anlaß und Muße, zu der höhern und entferntern hinaufzusteigen, die Alles gewissermaßen ins Gleichgewicht bringt und das Gemüth immer beruhiget.

Wenn wir das Unangenehme, welches uns widerfährt, bloß von unsern Fehlern herleiten, so werden wir schwermüthig; schreiben wir es dem bösen Willen Anderer zu, so werden wir unwillig und mürrisch. Aber wenn wir darin die Natur und eine weise Anordnung sehen, dann, nur dann können wir geduldig und mit Gutmüthigkeit leiden. — Auf

gleiche Weise, wenn uns unser Wohlstand — zurückgeführt auf unsre eignen Verdienste, durch die wir ihn uns erworben, und auf die Gunst Anderer, welche uns damit beschenkt oder belohnt haben — eitel und thöricht machen kann: so macht uns hingegen die Herleitung desselben von den wohlthätigen Gesetzen der Natur und den wohlthätigen Gesinnungen ihres Urhebers nur dankbar und ruhig vergnügt.

Das ist zwar nicht völlig im System des Spinoza. Aber eine andre seiner Regeln leidet diese Auslegung, und sie ist nur, so ausgelegt, wahr und nützlich. Spinoza will nämlich haben, die bloße Nothwendigkeit soll uns beruhigen, aber — versteht sich — die Nothwendigkeit, die in den Naturgesetzen liegt, und an welche also auch unser Daseyn und alles Gute, dessen wir genießen, geknüpft ist. Warum, sagt er, beklagen wir ein neugebornes Kind nicht, welches nicht reden kann und den Gebrauch seiner Vernunft nicht hat, indeß wir Stummheit und Blödsinn für zwei der größten Uebel für den erwachsenen Mann halten? Darum, weil jenes nach dem Laufe der Natur erfolgt, dieses, wie wir glauben, wider die Ordnung derselben ist. Wie glücklich wären wir also, wenn wir alle unsre Schicksale für eben so natürlich ansähen, als die Unfähigkeit des Kindes, zu reden und zu denken; wenn wir uns überzeugten, daß das Ungewohnte, wozu unsere Unglücksfälle gehören, aus eben so nothwendigen Naturgesetzen entspringe, als der gewohnte Lauf der Dinge, in welchem doch Veranbungen und Schmerzen auf jeder Stufe des Lebens vorkommen.

Das Beispiel ist auffallend und macht Eindruck. Aber es ist doch nicht durchaus passend. Wir beklagen das stumme und unvernünftige Kind nicht bloß deswegen nicht, weil es nach der Ordnung der Natur stumm und unfähig seyn muß,

Sondern weil es nach eben dieser Ordnung zur Sprache und zur Vernunft gelangen wird; weil diese Unfähigkeit mit seinem ganzen übrigen Zustande in Harmonie steht, und also eben deswegen ihm kein Leiden verursacht, weil endlich auf der Leiter des Lebens die Kindheit eine Stufe ist, die zu ihrer Zeit und an ihrem Orte eben sowohl ihre eigene Glückseligkeit hat, als jedes andere Alter. Bei dem Erwachsenen, den Krankheit und Zufälle um Sprache und Vernunft bringen, ist alles dieses verschieden. Es ist zwischen dieser Unfähigkeit und seinem übrigen Zustande Mißhelligkeit und Widerspruch; daher er sie auch, wenn er sich seiner bewußt ist, mit Schmerzen empfindet. Er ist nicht wie das Kind aus einem noch unvollkommneren Zustande in diesen gekommen, woraus also der Beobachter sicher schließen kann, daß ein weiterer Fortgang zum Bessern zu erwarten sey: sondern er ist von einer höhern Stufe des Daseyns auf eine niedrigere herabgesunken. Endlich, jenes stumme Kind kann der kindlichen Freuden, — dieser stumme Mann kann nicht der männlichen Freuden genießen.

Ueberdieß, wenn gleich das Unordentliche, welches das Leben und die Gesundheit der Menschen zerstört, eben sowohl nach Naturgesetzen geschieht, als das Ordentliche, wodurch das Leben entsteht und erhalten wird: so ist doch der Unterschied von beiden für die Empfindung und selbst für die Vernunft nicht aufgehoben. Was wir Ordnung der Natur nennen, ist nicht bloß die Folge von Ursachen und Wirkungen überhaupt, sondern die Reihe solcher auf einander folgenden Wirkungen, die sich zusammen auf Daseyn und Erhaltung eines gewissen Dinges beziehen und dessen Entwicklung und Reife stufenweise zu Stande bringen. Diese Ordnung ist freilich zugleich Gesetzmäßigkeit und schließt eine Nothwendigkeit in sich. Eben um deswillen haben

wir auch für die Geseze der Natur überhaupt oder für den nothwendigen Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen eine gewisse Ehrfurcht, weil dieser, so nachtheilig er uns in einzelnen Fällen wird, doch mit derjenigen besondern Kette der Veränderungen von gleicher Art ist, an welche unsere Geburt, unser Wachsthum, Leben und Wohlseyn geknüpft sind. Aber Beides, Nothwendigkeit und Ordnung, bleibt doch ewig von einander getrennt, wenn nicht ein Drittes hinzukommt, welches beide vereinigt. Wir geben die erstere in allen Naturbegebenheiten zu, wir erkennen die andre nur in denjenigen, die für uns oder andre lebendige Geschöpfe wohlthätig sind.

Aber wer, — was Spinoza nicht that, — unter Naturordnung einen ordnenden Verstand versteht und Gesezmäßigkeit mit dem Begriffe eines Gesezgebers verbindet, der findet allerdings eine Beruhigung über unangenehme Schicksale in dem Zusammenhange der Kräfte und Wirkungen, durch welche dieselben herbeigeführt wurden. Eben die Vernunft und eben der Wille, welche die Ursachen sich vereinigen ließen, durch welche ich als Mensch Daseyn, Leben, Empfindung und verständige Thätigkeit, alles, worauf ich stolz und wodurch ich glücklich bin, erhielt, beherrschen und leiten auch die, diesen Plan durchkreuzenden, oft ihn störenden Kräfte und Ursachen. Bei dieser Voraussetzung ist eine Einheit in der Natur, wonach Alles in ihr als zusammengehörig, und alles, was natürlich ist, für gut angesehen werden muß. Dann ist es auch möglich, die Stummheit eines Erwachsenen in einem einzelnen Falle mit der Sprachlosigkeit neugeborner Kinder in allen Fällen in Parallel zu setzen, in so fern Beides Theile desselben weisen und wohlthätigen Plans seyn können.

Dieß also, um auf meinen vorigen Gegenstand zurückzukommen, dient unstreitig, die Herrschaft der Vernunft über die Leidenschaften zu erleichtern, wenn wir von den fröhlichen und traurigen Ereignissen, wodurch diese Leidenschaften erregt werden, nicht bloß die nächsten Ursachen auffuchen, sondern sie bis zu dem entferntesten Ursprunge verfolgen: wo sie dann dem Gotteßverehrer als die letzten Glieder einer Kette vorkommen, deren oberster Ring von der Hand der höchsten Vernunft gehalten wird. — Nicht unsre Fehlritte und Thorheiten allein, nicht die Irrthümer oder die gehässigen Neigungen andrer Menschen bringen allein die unangenehmen Auftritte und Lagen hervor, welche unser Leben verbittern. Die Ursachen derselben liegen tiefer; sie sind in die allgemeine Einrichtung der Dinge verwebt, welcher wir zugleich alles, was wir sind und von Gütern besitzen, zu danken haben.

Die Schönheiten der Gebirgs-Gegenden.

Es gibt Personen, welche behaupten, daß man sich und Andern das Vergnügen verdirbt, wenn man die Ursachen davon zergliedert. Für Leser dieser Art kann dieser Aufsatz nichts Anziehendes haben, und ich kann kaum hoffen, ihnen durch irgend eine meiner Schriften zu gefallen: weil ich beinahe nichts weiß, als Empfindungen zu zergliedern und Ursachen zu bekannten Erscheinungen aufzusuchen. Wenn indeß diese Personen wirklich mit ihren Empfindungen auslangen; wenn die Eindrücke, welche sie von den Dingen unmittelbar durch die Einwirkung derselben auf ihren innern oder äußern Sinn erhalten, so reichhaltig, so mannichfach und so bestimmt, — und wenn die Wiederholungen derselben, welche ihnen die Einbildungskraft verschafft, so getreu und so sehr in ihrer Gewalt sind, daß ihre Tage mit dem Vergnügen daran ausgefüllt, und doch die übrigen Endzwecke, die ein vernünftiges Wesen bei seinen Vergnügungen hat, erreicht werden: so beneide ich sie. Sie sind Wesen höherer Art, die mit dem Verstande anschauen, oder in deren Anschauungen schon alle Begriffe liegen, welche wir andern, karglicher von der Natur ausgestatteten Menschen erst müß-

sam durch Nachdenken aus ihnen entwickeln müssen. — Wofern sie hingegen sich nur deswegen mit dem Empfinden begnügen, weil sie die Arbeit des Nachdenkens scheuen; wenn sie gar kein Bedürfnis fühlen, die Zwischenräume zwischen einer angenehmen Empfindung und der andern, die in dem Leben des glücklichsten Menschen oft lang genug sind, mit irgend einer Geistesbeschäftigung auszufüllen; wenn ihnen bloß an dem sinnlichen Genuße und nichts an dem Vergnügen deutlicher Begriffe und geübter Erkenntnißkraft gelegen ist: so habe ich Mitleiden mit ihnen. Sie kennen die menschliche Glückseligkeit nur zur Hälfte, und verschmähen nur aus Unwissenheit und Trägheit die Erwerbungen des Verstandes.

Zwischen diesen beiden Classen liegt eine dritte in der Mitte, zu der ich selbst gehöre und der ich auch allein verständlich zu seyn und zu gefallen Anspruch mache. Diese empfindet zwar die Vergnügungen der Sinne und der Einbildungskraft, und wird von dem Anmuthigen wie von dem Schönen auch unmittelbar gerührt. Aber die sinnlichen Eindrücke sind bei ihr vorübergehend und flüchtig, und sie bedarf des Nachdenkens, um dieselben festzuhalten. Ihre Anschauungen haben Lücken oder Undeutlichkeiten, und der Verstand muß dieselben durch Begriffe ergänzen und aufhellen. In den Empfindungen des Vergnügens selbst ist oft bei ihr der Reiz nur schwach, und er wird erst durch die nachfolgende Beschäftigung des Verstandes lebendig. Für Leute dieser Art ist es ein Bedürfnis, zu philosophiren, das heißt, ihre Empfindungen zu zergliedern, und sie sind auch vorzüglich fähig dazu. Sie haben den vollen Genuß der Schönheit und der Harmonie erst hinterdrein, wenn sie sich überlegen, was sie gesehen und gehört haben, und warum es ihnen gefiel. Dadurch prägen sie sich auch erst die Vorstellungen des Gegenstandes ins Gemüth, und machen es der Erinnerung = und

der Einbildungskraft möglich, auch in Abwesenheit desselben das genossene Vergnügen zu erneuern. Auf diese Weise nutzen sie zu gleicher Zeit die Augenblicke des Vergnügens zur Erweiterung ihrer Einsichten, und lassen sich, wie es der Endzweck der Natur zu seyn scheint, von der Sinnlichkeit zur Vernunft durch das beide verknüpfende Band der Schönheit leiten.

Keine Art von Vergnügungen bedarf für mich und meine Leser aus dieser Classe der Nachhülfe der philosophirenden Vernunft mehr, als das Vergnügen, welches der Anblick schöner Gegenden gewährt. Die Natur, — auch die unbeslebte Natur spricht mit uns. Aber ihre Stimme ist leise, und wir müssen sie verstärken, um sie hörbarer zu machen. Ihre Sprache ist uns anfangs fremd, und wir müssen sie studiren, um sie zu verstehen. Zuweilen sind ihre Ausdrücke räthselhaft, und wir müssen sie auslegen. Der Mittag und der Abend, der heiße Sommer und der milde Herbst, die dunkeln Schatten des Waldes, die Gestade eines Flusses oder Sees, das offene Feld, mit Bäumen umkränzte Wiesen, sanft emporsteigende Hügel und schroffe, hohe Felsen; jede dieser verschiedenen Ansichten hat ihren eigenthümlichen Charakter, ist mit andern Gemüthsbewegungen verwandt, und ist geschickt, andre Ideen zu erwecken. Aber diese Eigenthümlichkeiten wollen erwogen seyn; diese Gemüthsbewegungen schleichen sich nur nach und nach bei längerer Aufmerksamkeit in die Seele; diese Ideen entstehen nur, wenn die eigne Thätigkeit des Geistes der Einwirkung der Gegenstände entgegenkommt. Daher kommt es, daß dem Einen ein flüchtiger Blick auf eben die Gegend schon lange Weile macht, die den Andern bei längerer Betrachtung auf das Angenehmste unterhält. Bei Jenem verlieren sich alle Verschiedenheiten, und er findet immer das, was er hundertmal gesehen hat.

Für Diesen ist der Anblick neu und vielleicht in seiner Art einzig, weil er sich Zeit läßt, auch das Kleine zu bemerken und den Zusammenhang des Ganzen zu überdenken. Jener sieht nichts als gewisse Formen und Farben, die dem Auge einen Augenblick schmeicheln, aber Geist und Herz leer lassen; Dieser sieht Werke der Natur oder der Kunst vor sich, die ihn zugleich sinnlich ergötzen, belehren und rühren.

Diesen Freunden der Natur also, die, so wie ich, einen neuen Genuß darin finden, sich von einem genossenen Vergnügen Rechenschaft zu geben, wird auch, so wie mir, oft die Frage angekommen seyn, was denn eigentlich den Gebirgsgegenden den Vorzug vor flachen Landgegenden gebe. Meine Empfindung ist mir deutlich, daß, wenn ich aus dem Gebirge in die Ebene komme, es mir zu Muthe ist, als wenn ich eine Gemäldegallerie verlassen hätte und in ein Zimmer, mit nackten Wänden oder mit einfachen Tapeten behangen, einträte. Aber woher entsteht diese Empfindung? worin liegen die Eigenthümlichkeiten jeder dieser beiden Landschaften?

Einige derselben fallen Jedermann in die Augen, andre wollen gesucht seyn. Der erste Gegenstand, der mich frappirt, ist der Berg selbst, wenn ich ihn aus der Ebene oder vom Thale aus ansehe. Was macht, daß ich an diesen von der Natur aufgeworfenen Erdwällen mit meinem Auge verweile, auch wenn sie keine besonders anziehenden Gegenstände enthalten? Was ist Ursache, daß ein Wald, eine Wiese, oder ein Ackerfeld auf einer Berglehne ein interessanterer Gegenstand zu seyn scheint, als wenn er in einer und derselben Fläche vor mir läge?

Ich finde die Ursache in der aufgerichteten Lage selbst. — Ich gehe in die Werkstätte eines Malers und sehe mehre

große Bilder horizontal auf dem Boden oder auf einer Tafel liegen. Was thut der Maler, wenn er mir den vollkommensten Genuß seiner Kunstwerke verschaffen will? Er stellt seine Bilder auf eine Staffelei, er bringt sie aus einer horizontalen Lage in eine, die zwischen ihr und der verticalen in der Mitte liegt. Dadurch bringt er alle Theile seines Bildes meinem Auge näher, ohne doch die Entfernungen unkenntlich zu machen; dadurch verschafft er seinem Bilde eine bessere und gleichere Beleuchtung, da mich zuvor ein Theil desselben blendete, der andere mir dunkel blieb; dadurch setzt er mich in den Stand, es mit meiner größern Bequemlichkeit und ohne Anstrengung zu betrachten, und alle Mannichfaltigkeit desselben mit einem Blicke zu umfassen, da ich zuvor mich bücken, mein Auge angreifen mußte und doch nur immer eine Sache auf einmal sah.

Ein Vergrüßen nun, was ist er anders, als eine große Erdoberfläche, die mit allem, was auf ihr steht, Bäumen, Häusern, Thieren, Menschen, von der Natur auf eine Staffelet gesetzt und unserm Auge zum bequemsten Anschauen und zum vollständigsten Genuße vorgestellt wird? Dadurch kommen Gegenstände, die auf dieser Fläche, wofern sie horizontal läge, zu entfernt gewesen wären, um deutlich gesehen zu werden, unserm Auge so nahe, daß es keine Mühe kostet, sie zu unterscheiden. Dadurch kommen die hintern Gegenstände, welche in der Ebene von den vordern wären verdeckt worden, so weit über diese in die Höhe, daß es möglich ist, beide zugleich wahrzunehmen.

Man stelle sich einen Obstgarten vor, wo eine Allee von Bäumen hinter der andern in gleichlaufender Richtung liegt. Wenn ich vor diesem Obstgarten in der Ebene stehe, so sehe ich nichts, als eine einzige Reihe Bäume, und muß mir die

übrigen bloß hinzudenken. Wenn dieser Garten auf dem Abhange eines Berges steht, an dessen Fuße oder in dessen Nachbarschaft ich mich befinde: so sehe ich einen wirklichen Garten. Eine Reihe Bäume ragt über der andern hervor: Wipfel an Wipfel gedrängt und doch von demselben unterscheidbar, stärkt mein Auge durch eine weit größere Masse von Grün, oder ergötzt es durch weit zahlreichere Gruppen von Blüthen und Früchten.

So ist es also der auf Bergen gleichsam zur Schau ausgestellte Reichthum der Natur; es ist die größere Anzahl zugleich übersehbarer Gegenstände, es ist die durch die schräge Lage des Bodens bewirkte Annäherung des Entfernten und Emporhebung des im Gedränge Versteckten, was bei dem Anblicke eines Berges das Auge so angenehm füllt und die Aufmerksamkeit fesselt. Nach Ideen und Empfindungen schmachtet die Seele. Je mehr sie deren und in je kürzerer Zeit sie sie empfängt, desto mehr ist sie befriedigt. Sie verlangt aber auch nach einer gewissen Klarheit derselben. Ist es also der Sinn des Gesichts, welcher sie ihr zuführt: so muß sie nothwendig eine Berglandschaft, in der sie viel auf einmal wahrnehmen und Alles deutlich unterscheiden kann, derselben Landschaft im flachen Lande, wo Vieles ihr verdeckt bleibt und Vieles ihr wegen der Entfernung dunkel wird, vorziehen.

Mehre Ursachen kommen noch zusammen, diesen Reichthum und diese Mannichfaltigkeit sichtbarer Gegenstände, worin eine vorzügliche Quelle des Vergnügens bei Ausichten liegt, bei Bergen zu vermehren. Ein unfruchtbarer Felsen oder ein nackter Sandberg sind zwar keine anmuthigen oder unterhaltenden Gegenstände, aber sie füllen doch den Blick mehr, als eine sandige oder unfruchtbare Ebene, weil sie sich

mehr unterscheiden. Ein schwarzer Tannenwald gibt zwar auf Bergen, so wie auf der Ebene, einen einförmigen Anblick, aber doch dort einen reichern, weil man der Bäume weit mehr auf einmal sieht, als hier. Weit größer aber ist der Unterschied zwischen Gebirgen und dem flachen Lande, wenn beide angebaut sind und mit den Erzeugnissen des Fleißes prangen. — Die Natur der Sache bringt mit sich, daß in der Ebene große Strecken einen gleichen Boden und gleiche Lage haben, und also dieselben Produkte tragen und einerlei Anbaus fähig sind. Auf Bergen hingegen ändert sich mit jeder Stufe des Abhangs, mit jeder Wendung des Erdreichs Fruchtbarkeit und Klima. Daher die unabsehbaren Felder mit einerlei Getreideart besetzt, welche die Aussicht der Ebene so einförmig machen; daher die Zertheilung der Felder in so viele absteckende bunte Parthieen, welche den bebauten Bergen das Ansehen von Gemälden geben. Bald ist Wiese, Acker und Wald auf demselben Bergrücken vereinigt; bald ist er, wie ein Schachbret, in Fächer von dem mannichfaltigsten Grün des Sommer- und Wintergetreides, in Gruppen zusammengewachsener hoher Tannen, in kahle, unfruchtbare Sandhaufen und in reiche, fette Fluren getheilt. Die Armuth des Bodens selbst hat hier eine Schönheit hervorgebracht. So wie sie es war, welche den Kunstfleiß in die Gebirge zwang, und dadurch nicht selten den Grund zu einem Wohlstande legte, wie ihn der blühendste Ackerbau auf gleichem Raume in der Ebene nie hervorgebracht hätte: so gab sie auch zu dieser mühsamen Benutzung kleiner fruchtbaren Flecke, zu diesem Miniaturgemälde des Landbaues die Veranlassung, welches uns in einem eingeschränkten Bezirke alle Arten der Producte und Arbeiten sehen läßt.

Aber einen weit größern Zusatz zu dem Vergnügen, welches Berge dem Auge durch die Mannichfaltigkeit der auf ihnen zur Schau ausgestellten Gegenstände gewähren, gibt die Wirkung des Lichts und des Schattens, so wie dieselben mit dem Laufe der Sonne, der Jahres- und Tageszeiten abwechseln. Nicht bloß der Kenner der Malerei, sondern jeder aufmerksame Beobachter der Natur weiß, wie viel die verschiedene Beleuchtung beitrage, den Anblick der Gegenstände zu verändern, Schönheiten zu erheben, oder Fehler zu verdecken, — unbedeutenden Gestalten einen gewissen Reiz zu geben, oder den Eindruck der anmuthigsten zu schwächen. Wie sehr ist jede Landschaft, wenn sie in Regen und Nebel eingehüllt ist, von derselben Landschaft, wenn sie im hellen Sonnenlichte glänzt, unterschieden! Wie viel interessanter erscheinen Felser und Wiesen in dem milden Lichte der Abendsonne, als in dem blendenden Glanze des Mittags. Welchen Reiz geben sonst diesen erleuchteten Flächen die verlängerten Schatten der Bäume, und wie ermüdend scheint ihr Anblick, wenn ein allgemein gleiches, oder durch zu kurze Schatten unterbrochenes Licht sich über das Ganze verbreitet. Diese Veränderungen der Scene nun, welche die Natur durch den Lauf der himmlischen Körper veranstaltet, um unser Vergnügen zu vervielfältigen, sind in Gebirgen weit auffallender, als in den Ebenen, — bringen dort größere Contraste hervor, und enthüllen oder verbergen dort mehr Schönheiten, als hier. Drei Sachen sind es nach meiner Bemerkung, die vorzüglich dazu beitragen.

Zuerst gibt es im flachen Lande gar keine so großen Massen, welche Schatten werfen, als im Gebirge. Dort sind es bloß Bäume und Häuser, hier sind es die Berge selbst, welche die Strahlen des Lichts auffangen, und ihre eigne dunkle Gestalt auf der entgegenstehenden Seite bald nach ei-

nem größern, halb nach einem kleinern Maßstabe abzeichnen. Dort werden also an einem heltern Tage große Massen von Licht nur von kleinen Parthieen von Schatten unterbrochen; es sey denn, wo die Dichtigkeit der Bäume und Häuser die Sonne gänzlich ausschließt, aber auch zugleich die Wirkung von Licht und Schatten vernichtet. Hier stehen ungeheuer große Schatten gegen eben so große Lichtflächen ab. — Die Hälfte eines Thals prangt noch in vollem Sonnenlichte, mit allen Zeichen der Thätigkeit und des Lebens, indeß die andre schon, in tiefe Schatten gehüllt, das Bild des Abends und der Ruhe darbietet. Bald ist die Form dieser großen Schatten merkwürdig, bald ist es bloß ihr Contrast gegen das Licht. Welche Veränderung macht nicht der Abend und Morgen in dem Anblick einer Gebirgslandschaft! Ich sehe zu der einen Tageszeit, was mir in der andern gänzlich verborgen war, und verliere in jener, was ich in dieser wahrgenommen und genossen hatte.

In Gebirgen schließt mir das Licht, wohin es fällt, eine neue Welt auf, die mir der Schatten wieder entrückt. Diese große Abwechselung aber von Erleuchtung und Beschattung in einem und demselben Tage, diese Vereinigung des Lichts und der Dunkelheit in einer und derselben Landschaft können nur von der Erdoberfläche sich erhebende große Körper, deren es außer den Bergen keine gibt, verursachen.

Dazu kommt nun zweitens das, worauf ich eben hindeutete: daß nach der Natur und dem Baue der Gebirge das Licht in ihnen weit mehr Gegenstände dem Auge entdeckt, der Schatten ihm weit mehr verbirgt, als in der Ebene der Fall seyn kann. Diese von der Natur aufgeworfenen Erdwälle sind nirgends ganz zusammenhängend und

ununterbrochen. *) Immer ist Berg von Berg durch ein dazwischen laufendes Thal unterschieden. Jede Reihe von Bergen correspondirt mit einer andern, ihr gleichlaufenden, oder mit ihr an einer Spitze sich vereinigenden Reihe, um größere Thäler zu bilden. Ja, jeder einzelne große Berg besteht stets aus einer Gruppe vieler kleineren Berge, die, aneinander aufgethürmt, zugleich durch mannichfaltige Zwischenräume, halb durch enge Schluchten, halb durch geräumige Thäler von einander getrennt sind. Diese wellenförmige Lage des zu Bergen aufgeworfenen Erbreichs, diese Einschnitte, die bei der ersten Entstehung, oder bei spätern Revolutionen die Natur in ihre Mauern gemacht hat, geben zu einer oft sich verändernden Ansicht der Berge Anlaß. Um in ihre Tiefen und Schluchten hineinzusehen und das, was in denselben verschlossen ist, zu entdecken, ist durchaus nothwendig, daß die Sonne ihre Strahlen in sie hinein werfe. Am anmuthigsten und reichsten erscheinen sie, wenn sie, ringsum mit tiefen Schatten umgeben, selbst in vollem Lichte glänzen. Daher kommt es aber, daß sie in der einen Tageszeit verschwinden und zu einer andern wieder zum Vorschein kommen, und daß die Gebirge bald einen einförmigen, bald einen mannichfaltigen Anblick gewähren.

Die Mannichfaltigkeit der Gegenstände, welche man auf einmal und deutlich sieht, wenn man von den Thälern aus die Berge betrachtet, ist der erste Grund des Vergnügens, welches uns Gebirgsgegenden verschaffen.

*) Wenigstens nicht, so weit ich Gebirge gesehen habe; wenigstens nicht da, wo Gebirgsgegenden schön sind.

Eine Schönheit anderer Art ist die, welche uns den Anblick der Ebene oder der Thäler, von der Höhe aus angesehen, so vorzüglich anmuthig macht.

Alle Gegenstände erscheinen in denselben verkleinert und doch deutlich. Dadurch bekommen sie das Ansehen von Feinheit und Kunst und werden Gemälden ähnlicher. Wenn auf den Fußsteigen des Thals Menschen hin- und herwandeln, so sind sie sich bewegenden Automaten oder Marionetten ähnlich. — Was ich auf der Ebene in einem verkleinerten Maßstabe sehe, ist zugleich so entfernt, daß es undeutlich wird und die Umrisse in einander fließen. Vom Berge herab sehe ich im Thale die Häuser, Bäume, Thiere und Menschen klein und doch deutlich und mit scharf abgeschnittenen Umrissen. Dieß macht das Ganze, welches zugleich auf einmal übersehen wird, einer gemalten Landschaft oder einer Abbildung in der Camera obscura ähnlich.

Kant sagt mit Recht: Die Kunst, welche wie Natur, und die Natur, welche wie Kunst aussieht, gefallen auf gleiche Weise.

Die Ursache des Erstern fällt in die Augen; denn die Kunst hat keine andre Bestimmung, als die Nachahmung der Natur, und keine andre Schönheit, als die Schönheiten der Naturproducte, die von ihr nur gesammelt und näher zusammengedrängt werden. Die Ursache der zweiten Erscheinung ist verborgener. Da die Natur ihr unabhängiges Wesen und ihren eigenthümlichen Endzweck hat, so scheint sie auch nur durch sich, ohne Rücksicht auf Ähnlichkeit mit irgend einer andern Sache, gefallen zu müssen. Das Urtheil ist indeß ganz allgemein, daß ein jedes Naturproduct uns desto mehr Vergnügen macht, je mehr es das Ansehen hat,

von Künstlerhänden ausgearbeitet zu seyn. Vielleicht liegt in dem Grunde unsers Herzens der geheime Wunsch verborgen, daß die Natur wirklich Kunst, und hinter ihrem nie aufgedeckten Schleier ein Künstler verborgen seyn möchte. Es ist uns, wie es scheint, viel daran gelegen, daß ein verständiger Urheber der Welt vorhanden sey; und jede Kunstähnlichkeit der Natur führt auf eine absichtliche Bildung derselben, die auf einen verständigen Urheber hinweist.

Diese Natur nun, die wie Kunst aussieht, ist vorzüglich im Gebirge zu finden. Nicht nur das Malerische überhaupt, welches Gebirgsgegenden eigen ist, hat das Ansehn einer zum Vergnügen des Auges gemachten Veranstaltung — nicht nur scheint das dort mehr abwechselnde Spiel von Licht und Schatten und die Lebhaftigkeit der Farben auf die Hervorbringung eines angenehmen Gesichtseindrucks berechnet, sondern auch die Verkleinerung der Gegenstände und das Zusammendrängen derselben auf einen kleinen Fleck gibt der Landschaft eine vorzügliche Aehnlichkeit mit den Erzeugnissen menschlicher Kunst.

Dinge, welche, auf der Ebene und in der Nähe gesehen, wenig oder gar keinen Reiz haben, können sehr interessant werden, wenn man sie in der Tiefe unter sich, oder in der Entfernung weit von sich sieht. Ein Fußsteig, der durch ein grünes Feld oder durch Saaten läuft, eine Landstraße, eine Brücke, ein kleiner Bach, die ich an mehreren Orten hervorblicken sehe, indessen sie an allen andern verschwinden, ein einzelnes Haus, das an einem Berge wie angelehnt ist, oder in einer einsamen Bergschlucht wie verloren liegt; alles das kann beitragen, die Gegend rund umher zu beleben.

Daß Bäche und Flüsse, wenn man ihren Lauf eine weitere Strecke hinaus übersehen kann, der Landschaft so viele Anmuth ertheilen, kommt ohne Zweifel aus zwei Ursachen. Erstlich, weil das helle und glänzende Wasser, unter andern dunkler gefärbten Gegenständen, einen sehr angenehmen Eindruck auf das Auge macht; zweitens, weil die Bewegung eines Stroms der erste Anfang von Leben und Thätigkeit ist, und der Mensch nichts lange mit Vergnügen ansehen kann, was in ewiger Ruhe ist. Aus gleicher Ursache sind auch Fußsteige und Landstraßen etwas Anmuthiges. Außer dem, daß sie die Fluren, durch welche sie gehen, theilen, und einen Abstich der Farben machen, sind sie es, auf welchen die Menschen und Thiere einhergehen, und die uns entweder wirklich das Bild mannichfaltiger Geschäftigkeit darstellen, oder uns wenigstens dazu Hoffnung geben, Leben und Thätigkeit zu sehen. Eine andere Art der Aussichten ist es, wenn man entweder in den Gebirgen, von einem über die andern Berge hervorragenden Gipfel, oder auf der Grenze zwischen dem Gebirge und flachen Lande, von der Spitze eines Berges tief in die Ebene hineinsieht.

Diese Aussicht ist, mehr oder weniger, einer Landkarte ähnlich. Sie hat diejenige Anmuth, welche von der Vielheit der Gegenstände abhängt, aber sie ermangelt derjenigen, welche von der Deutlichkeit der Gegenstände herrührt. Diese Deutlichkeit wird immer unvollkommener, je höher der Berg ist, — und wird nur von den Spitzen der letzten Vorberge bei dem Auslaufen der Gebirgsketten in die Ebene genossen.

Das Vergnügen der Aussicht, deren man von so hohen Bergspitzen, als die Schneekoppe, der Blocksberg, und die noch höhern Gipfel der Alpen sind, genießt, ist mehr ein

Bergnügen, das aus Ideen, als eines, das durch den sinnlichen Anblick der Gegenstände entsteht. Man sieht die Städte und Dörfer, welche in dem weiten aufgedeckten Raume vertheilt sind, nicht wirklich, sondern man weiß nur, daß sie da oder dort liegen; und man sieht etwas, welches einer Spur davon ähnlich sieht. Unser Auge kann so große Entfernungen nicht mehr messen, so wenig es so entfernte Gegenstände unter deutlichen Umrissen fassen kann. Aber der Verstand mißt die ersten und bestimmt die andern. Und die Größe und Mannichfaltigkeit des sinnlichen Anblicks ist gerade hinlänglich, um den Verstand in Bildung seiner Begriffe von der Größe und dem Reichthume der Natur zu unterstützen.

Die sichtbaren Annehmlichkeiten der Aussicht in große und weite Entfernungen werden entweder auf den Vorgebirgen oder auf den mitten auf dem flachen Lande liegenden, nicht allzuhohen Bergen genossen, wo man unter seinen Füßen ein schönes Gemälde anfangen sieht, das sich allmählig in der Ferne immer mehr und mehr in eine Zeichnung verwandelt, und endlich sich in eine bloße Landkarte verliert. Schon der weite Raum füllt das Auge mit Vergnügen und einiger Bewunderung; die Wälder und zerstreuten Hügel bringen Schatten und Licht in die Landschaft; und die nahe liegenden Dörfer und Städte, die man nach ihrer ganzen Ausdehnung, — die entferntern, von welchen man nur die Schlösser und Thurmspitzen hervorglänzen sieht, geben dem Auge und dem Verstande zugleich Beschäftigung. Je interessantere Gegenstände im Vorgrunde sind, besonders wenn ein Strom oder See ihn belebt, je besser das Auge die Entfernung des Hintergrundes durch frappante und stark schattirte Gegenstände, welche es von seinem Standpunkte bis zum Horizonte hinter einander gestellt findet, messen

Kann, desto vollkommner wird es befriedigt, und desto länger wird es unterhalten.

Einen noch höhern Reiz bekommt diese Aussicht in die Ebene, wenn sie mitten aus dem Gebirge durch eine Oeffnung der vorliegenden Berge gleichsam hervorschimmert. Wenn man tief in Gebirge verschlossen, und von allen Seiten mit rauhen Felsen und tiefen Thälern umgeben ist, und man auf der einen Seite, über flache Berge hinweg, oder durch Zwischenräume, welche die höhern Berge lassen, in die Ebene hinaus sieht, und etwas von ihren Städten und Dörfern erblickt, so macht der Kontrast zwischen der rauhen und wilden und zwischen der milden und angebauten Natur den Anblick von beiden äußerst anmuthig.

Der Mensch wünscht in die Ferne zu sehn, sagt Rousseau, weil ihm niemals da wohl ist, wo er ist, und er sich immer glücklicher denkt, wenn er sich in Gedanken an einen entfernten Ort versetzt. Es sey nun aber fehlerhafte Unzufriedenheit, oder es sey Wißbegierde und Erweiterungstrieb beim Menschen die Ursache dieser allgemeinen Neigung zu Aussichten in die Ferne, so ist gewiß, daß der Reiz dieser Ferne größer wird, wenn große majestätische oder auch anmuthige Gegenstände in der Nähe unsern Blick an sich ziehen, und wir die Ferne nur von einer Seite, gleichsam durch ein geöffnethes Thor erblicken. Wir sind alsdann zugleich glücklich durch die Gegenwart und durch die Zukunft, — angenehm unterhalten durch das, was um uns ist, und doch befreit von der Furcht, in einem schönen Gefängnisse gleichsam eingeschlossen zu seyn.

Wiertens. Allenthalben, wo das Gebirge angebaut ist, findet man es immer gleichsam in eine Menge von Fächern

getheilt, auf welchen Wald, Obstgärten, Wiesen, Felsen, mit verschiedenen Getreidearten besäet, und kahle Felsen mit einander abwechseln. Die Natur der Sache hat diese Erde der Gebirge hervorgebracht. Denn da es hier selten große Strecken gibt, welche desselben Anbaues fähig, und dieselben Erzeugnisse zu tragen geschickt sind, so hat der Boden in kleinere Portionen getheilt werden müssen. Diese Nothwendigkeit hat eine Schönheit hervorgebracht. Ein so angebauter Bergrücken ist auch deswegen einem Gemälde ähnlich, weil die auf ihm vereinigten vielfachen Arten des Anbaues und der Produkte eine gleich vielfache Abwechslung der Lichter und Farben hervorbringen.

Fünftens. Ueberhaupt gehört zu den größten Vorzügen, welche die Gebirgslandschaft vor der Landschaft im flachen Lande voraus hat, daß die Wirkung von Licht und Schatten in der ersten viel mächtiger, und die Abwechselungen dieser Wirkung in den verschiedenen Tages- und Jahreszeiten viel größer ist. Und dieselben Gegenstände können daher weit öfter gesehen und wieder gesehen werden, ohne Ueberdruß zu erwecken oder gleichgültig zu werden.

Körper, die über einander stehen, wie die Berge über den Thälern, ein Berg über dem andern, und auf demselben Bergrücken die Bäume und Häuser, welche ihn bedecken, werfen auf einander einen weit stärkern Schatten, als ähnliche Gegenstände auf den Ebenen thun können; — und dieser Schatten bewegt sich eben so von einer Stelle zur andern, wie die Sonne ihren Ort am Himmel verändert. Durch den ersten Umstand entsteht im Gebirge ein solcher Kontrast von Licht und Dunkelheit auf einem mäßigen Raume, daß die hellen, der Sonne ausgesetzten Stellen in einem ungewöhnlichen Glanze schimmern, indeß nahe dabei

andere fast in nächtliche Schatten gehüllt sind. Von diesen äußersten Graden des Lichts bis zu dem äußersten Grade der Dunkelheit, welche beide in derselben Berglandschaft vorkommen, sind ohne Zweifel mehre mittlere Abstufungen des Lichts, wodurch das eine Aeußerste in das andere übergeht; und jeder Gegenstand wird also in den verschiedenen Tageszeiten nach und nach in jeder Gradation erleuchtet, und zeigt sich also gewiß zu der einen oder andern Zeit dem Auge in seinem vortheilhaftesten Lichte.

Durch den zweiten Umstand wird bewirkt, daß auf denselben Bergen ganz andere Gegenstände zur Abendzeit sichtbar sind, als man am Morgen gewahr wurde. Dadurch wird bewirkt, daß in einem Berge, der uns zu der einen Tages- oder Jahreszeit eine ganz einfache und zusammenhängende Fläche zu seyn schien, sich zu einer andern verborgene Thäler und Schluchten eröffnen, in welchen wir oft zuvor nicht geahnete Wege, Gewässer, Häuser und Dörfer erblicken. Eine Ebene, so wie wir sie einmal aus einem gewissen Standpunkte gesehen haben, zeigt sich immer und ewig so; aber ein Gebirge verwandelt sich sehr mit dem wandelnden Sonnenlichte.

Eben daher entsteht auch die Täuschung, in Absicht der Entfernungen, welche im Gebirge weit größer als in der Ebene ist. Man denkt sich nämlich diejenigen Gegenstände einander als nahe, die sich zu berühren scheinen oder zwischen denen man keine mittlern entdeckt. Dieser Schein aber kann eine bloße Täuschung seyn, wenn er nur von dem Schatten herrührt, in welchem diese Zwischengegenstände liegen. Und da die Schatten in den Schluchten der Gebirge weit dichter als die in offenen Gegenden sind, so schließen sich auch Berge, welche durch solche Thäler geschieden wer-

den, weit enger für unser Auge zusammen, und wir nehmen daher oft Berge für Grenznachbarn, oder nur für Stufen eines und desselben Berges an, die in der Natur noch weit von einander entfernte, einzelne Berge sind.

Wie oft ermüden diese ungesehenen Thäler und Vorgebirge den Wanderer, welcher die höchsten Gebirgsspitzen großer Gebirgsketten erklimmen will, sich schon immer am Ziele glaubt und dann wieder durch neue Klüfte von dem Orte seiner Bestimmung getrennt findet! Aber für den bloßen Beschauer wird dieser Umstand eine Quelle von Vergnügen, weil sich der Abstand der einzelnen Theile des Gebirges bald größer, bald kleiner zeigt, nachdem die Sonne die dazwischen liegenden Thäler mehr oder weniger beleuchtet. Dann bekommt aber auch das Ganze ein verändertes Ansehen. Eben dieselbe Hütte des Thals, welche des Morgens im Dunkeln lag, als die höhern Berge im Sonnenglanze schimmerten, und die damals nur das Bild der Melancholie, der Einsamkeit und der Absonderung von aller Welt darstellte, bringt des Abends, wenn sie, umgeben von waldbigten und tief schattirten Bergen, zwischen ihnen allein in vollem Lichte auf einer eben so erleuchteten grünen Wiese glänzt, die Idee eines arkadischen, höchst reizenden ländlichen Aufenthalts hervor.

Zu den Wirkungen von Licht und Schatten, welche in dem Gebirge vermehrt werden, gehört auch der Schatten, welchen Wolken verursachen, und der mit diesen zugleich sich über die Landschaft fortbewegt. Je einen größern Raum ich auf einmal übersehe, desto merklicher wird mir diese Bewegung und desto belebender ist die abwechselnde Erleuchtung und Beschattung, durch welche in der Richtung des

Laufs der Wollen nach und nach alle Gegenstände hindurch gehen.

Sechstens. Bei den nahen Aussichten von den Bergen in die darunter liegenden Thäler liegt das Anmuthige zum Theil in derjenigen Täuschung, nach welcher man sich als einen Zuschauer der Dinge der Welt aus einem höhern Standpunkte betrachtet. Man sieht gleichsam die Welt von oben; man sieht auf ein Mal, was in dem ganzen Dorfe, einem weit ausgebreiteten Felde, auf Wiesen, Aedern und Wegen vorgeht. Man ist ein Zeuge und Beobachter von der Geschäftigkeit der Menschen, ohne sich doch darein zu mischen.

Siebtens. In hohen Gebirgen sind auch die großen Formen der Berge selbst und ihre schroffen Felsen merkwürdig, und bei ihnen verschwinden die Eindrücke, welche das Einzelne macht, unter der Größe des Ganzen. Ueberhaupt sind die hohen Gebirge die Region für die Empfindungen des Erhabenen; die Mittel- und Vorgebirge sind die Region für die Empfindungen des Schönen. Doch auch in diesen ist die Masse und Form der Berge selbst, nebst ihrer Stellung und ihrem Zusammenhange unter einander, ein Gegenstand, der das Auge beschäftigt und an sich zieht, dergleichen man im flachen Lande nichts findet.

Wenn man eine Kette von Bergen aus dem Standpunkte eines unter ihnen hervorragenden Gipfels übersieht, so haben sie ganz das Ansehen von großen und weit ausgebreiteten Ruinen, die von dem uranfänglichen Gebäude der Natur noch übrig sind, nachdem Luft und Wasser, Hitze und Frost, und alle Kräfte der physischen Natur Jahrtausende lang an seiner Zerstörung gearbeitet haben. Die

Berge mit ihren Thälern und Abgründen sind gleichsam übereinander gehäufte Denkmäler der vorigen Zeiten und der Revolutionen, welche in denselben vorgefallen sind. Dies führt mich auf den Ursprung der Dinge und auf die immerwährende Wirkksamkeit zurück, durch welche ihre Zustände in einer unendlichen Reihe aufeinander folgen. Nirgends sehe ich deutlicher, als im Gebirge, daß nicht immer Alles auf der Erde so gewesen ist, als es gegenwärtig ist; daß die größten und dauerhaftesten Gegenstände doch entstanden, und nach gewissen Gesetzen erzeugt und gebildet worden sind. Insbesondere werden wir hier gewahr, welche große Wirkungen auch kleine Ursachen hervorbringen können, wenn sie ununterbrochen in einem langen Zeitraume fortwirken. Die Thäler, welche die Gebirgsketten theilen, und zugleich den Bergen ihre, zwar sehr mannichfaltige, aber doch immer mehr oder weniger pyramidalische Gestalt geben, — diese Thäler, von so großer Tiefe und Breite sie auch seyn mögen, zeigen doch augenscheinlich durch ihre Richtung gegen einander und durch ihr Verhältniß gegen die Berge, daß sie nichts anders als Aushöhlungen sind, welche die von den Bergen herabrollenden Gewässer gemacht haben. Indem wir die kleinen Wasserströme, die noch jetzt vor unsern Augen das Erbreich der Berge abspülen, mit den großen und weiten Klüften vergleichen, welche durch ähnliche Bergströme ausgegraben worden sind, so erkennen wir, daß das Große in den Erzeugnissen der Natur nicht allein von der absoluten Größe ihrer Kräfte, sondern auch von ihrer immerwährenden Dauer und der festen Beharrlichkeit in ihrer Wirkksamkeit abhängt.

Es gibt Gebirgsgegenden, welche ihr Anziehendes weit mehr durch die Betrachtungen, zu welchen sie Anlaß geben,

als durch die Empfindungen, die sie unmittelbar erregen, erhalten, — mehr durch diese sonderbaren Gestalten der Berge, wodurch sie zu Erforschung ihres Ursprungs einladen, als durch die Schönheiten ihrer Ausichten, wodurch sie Sinn und Einbildung ergötzen. Von dieser Art scheint mir das berühmteste, — das Abersbachische, auf der Grenze von Böhmen und Schlessien liegende Gebirge zu seyn. Ein ungeheurer Felsenwald, der sich auf einem nassen und sumpfigen Boden erhebt, diese großen, von einander abgesonderten und ganze Alleen bildenden Säulen, ihre sehr abwechselnden und oft seltsamen Gestalten, alles das ist mehr ein Gegenstand der Wißbegierde und der Verwunderung, als ein Gegenstand des Wohlgefallens und der Bewunderung. Man fragt sich, wie diese großen Felsenmassen sich haben so aufthürmen und auf einem so wenig festen Boden erhalten können.

Die Untersuchung über den Ursprung der Dinge ist zwar bei Allem, was wir in der Natur sehen, gleich natürlich; aber doch geschieht es nur bei den großen, außerordentlichen und seltsamen Gegenständen, daß sich uns diese Frage über ihren Ursprung gleichsam aufdringt. Bei dem Anblicke der Abersbachischen Felsen fragt Jedermann, wie dieselben wohl entstanden seyn möchten; nur wenigen Menschen hingegen kommt es ein, eben diese Frage bei ganz gewöhnlichen Erdhügeln oder bei den auf unsern Feldern zerstreuten Steinmassen zu thun. Aber eben darin liegt das Anziehende solcher Gegenden, daß sie ihren Beschauer zum Nachdenken auffordern, und ihn an die vergangene Zeit und an die generirenden Kräfte erinnern.

Achtens. Ein Vorzug der Gebirgslandschaft ist das immerwährende schöne Grün, das von den an vielen Orten

herabrollenden Bächen, und von der durch die Berge eingeschluckten und in die Erdklüfte nach und nach durchgeseihten und von ihnen in die Thäler herabträufelnden Feuchtigkeit weit frischer als in der Ebene erhalten wird. Dieses Grün steht mit dem Schwarzen der Nadelhölzer, mit welchen die meisten höhern Gegenden der Gebirge bekleidet sind, auf eine für das Auge sehr anmuthige Weise ab.

Neuntens. In der Gebirgslandschaft ist auch das Lebloose mehr in Bewegung, oder der Beobachter wird doch dessen Bewegung mehr gewahr. Ich sehe und höre die wirklichen Kräfte der Natur gleichsam deutlicher. Die Bäche rauschen, der Wind säuselt lauter; das Echo hallt stärker nach und wiederholt den Schall öfter; die Wolken verdecken und umhüllen wechselsweise die Gipfel der Berge. Ich höre die Schalmel des Hirten, die Glocken der Kühe, das Knarren des Fuhrwagens, das Stampfen der Mühle deutlicher und in einer größeren Entfernung. Ich werde gewahr, daß in der ruhigsten Einöde, wo ich das einzige belebte Wesen zu seyn glaubte, doch rund um mich herum Naturkräfte beständig in Thätigkeit sind. Und dies ist es, was mein Nachdenken auf große Gegenstände führt und ins Spiel bringt.

Verschiedenheiten der Gebirgsgegenden.

Die erste Art der Gebirgsgegenden sind die großen, die eine Art von Ebenen mitten im Gebirge vorstellen, die von kleinen Hügeln unterbrochen und von hohen Bergen eingeschlossen sind, dergleichen das Thal vom Warmbrunn ist. Wenn ein solches Thal, so wie das jetztgenannte, mit Städten und Dörfern geziert, durch Seen oder Flüsse gewässert und mit Pflanzen, Thieren und Menschen angefüllt ist, so gibt dasselbe, theils weil dieser Reichthum einer schönen Landschaft aus den nahen Bergen auf einmal übersehen werden kann, theils weil dieser Anbau und diese Bevölkerung mit dem Rauhen und Wilden der sie einschließenden Gebirge auf eine sehr merckliche Weise absteht, einen angenehmen Anblick. Man genießt hier zugleich die Milde der Luft, alle die Bequemlichkeiten und Vortheile, welche die Ebene gewährt, mit der Abwechslung, dem Malerischen und dem Erhabenen der Natur, so wie sie sich in den Gebirgen darstellt.

Diese große, kreisförmige, einer kleinen eingeschlossenen Landschaft ähnliche Fläche ziehe sich nun in ein langes, sich windendes Thal, das von zwei Reihen mannichfaltig gruppirter Berge eingeschlossen ist, zusammen. Der Boden dieses Thals sey eben und noch breit genug, um Aecker, Wiesen, einzelne Obstgärten und zerstreute Wohnungen oder ganze Dörfer zu fassen. Die Aussicht verengere sich, aber die Gegenstände sollen zugleich dem Auge näher kommen.

Der Zuschauer verliere an Mannichfaltigkeit, aber er gewinne an Ruhe und Aufmerksamkeit. Aus Standpunkten, aus welchen sich solche Thäler mit den einschließenden Bergketten wohl übersehen lassen, bieten sie immer das Bild eines von der Welt entfernten, aber unschuldigen und anmuthigen Schäferlebens dar. Eben deswegen gefallen sie auch den Menschen, die gern im Geräusche der Welt leben, den Eiteln, die sich gern zeigen wollen, und den Ehrgeizigen, welche die Ruhe hassen, nur wenig. Aber sie nehmen dafür die nachdenkenden, die sanft empfindenden Menschen, die, welche gern mit sich selbst oder mit wenigen Freunden leben, ganz vorzüglich ein. Diese finden hier gerade so viele Gegenstände zur Beschäftigung der Sinne, als sie nöthig haben, um ihren Verstand, ihre Einbildungskraft oder die Empfindungen ihres Herzens ins Spiel zu bringen. Die Natur ist hier so schön und so reich, daß sie als Nebenidee das Gemüth bei andern Beschäftigungen lange unterhalten und beleben kann; aber sie ist nicht reich und erhaben genug, um es ganz an sich zu ziehen und andere Gegenstände daraus zu verbannen.

Es gibt überhaupt zwei Arten der Vorzüge, welche eine Landschaft und besonders eine Gebirgslandschaft unterscheiden können. Die einen sind Merkwürdigkeiten für den Reisenden, die andern sind Annehmlichkeiten für den Einwohner. Es gibt Gegenstände und Ansichten, welche durch ihre Größe und Erhabenheit, oder durch ihre ausnehmende Mannichfaltigkeit und die Vereinigung vieler Reize, oder auch durch das Seltene und Außerordentliche, welches ihnen eigen ist, gleich auf den ersten Blick und in kurzer Zeit große Eindrücke machen und lange Erinnerungen hinter sich lassen. Zu diesen, wenn sie bekannt sind, strömen die Reisenden aus allen Ländern herzu. Solche Gegenstände sind es, welche man in den

hohen Alpen und in den Eisthälern der Schweiz, in dem Meerbusen von Neapel und auf dem Aetna aufsucht. Andere Gegenden und Ansichten haben nichts Anziehendes für einen Reisenden, welcher bloß die Gegenden durchläuft und die Merkwürdigkeiten darin besehen will; aber sie sind dagegen höchst anmuthig für den Einwohner, der täglich in ihnen lustwandelt. Jener, da er nichts in ihnen findet, als was er in hundert ähnlichen Gegenden schon gesehen hat, kann durch sie weder seine Kenntnisse erweitern, noch aus ihnen neue Bilder für seine Imagination sammeln. Er nennt sie also mit Recht alltäglich und unbedeutend. Dieser hingegen, der von der Gegend, welche ihn täglich umgibt, weder Unterricht, noch tiefe Eindrücke, sondern nur Annehmlichkeit und Vergnügen verlangt, wird durch ihren wirklichen Reichtum und ihre Schönheit, die er mit Muße betrachten kann und die er von einem Ende des Jahres bis zum andern mannichfaltig abwechseln sieht, vollkommen befriedigt. Ja, es lehrt die Erfahrung, daß eben die Gegenstände, welche den Fremden beim ersten Anblicke am stärksten rühren und am meisten in Erstaunen setzen, die Einheimischen am ersten ermüden und kalt lassen. Wie mancher Einwohner der Alpen, der ihr ewiges Eis und die dasselbe umgebenden Stein-
 Klippen täglich vor Augen steht, wundert sich über die Einfalt der Reisenden, welche aus fernen Landen herbeikommen, um so einförmige und selbst traurige Gegenstände zu sehen. Was bei dem täglich erneuerten Anblicke gefallen soll, braucht nicht groß oder neu, aber es muß schön seyn und mancherlei Abwechselungen und Veränderungen haben, deren man ohne viele Mühe und ohne Aufwand von Zeit genießen kann. Und gerade dieß ist der Fall in Absicht der mittlern oder kleinen Gebirge, von welchen ich zuletzt redete. Da, wo eine Menge Thäler, von leicht ersteigbaren Bergen umschlossen, neben ein-

ander parallel laufen, oder einander durchkreuzen, da ist es am leichtesten möglich, in kleinen Entfernungen ganz veränderte Schauplätze zu finden. Jede Reihe Hügel ist eine Scheidewand, die ein neues Thal hinter sich verbirgt. So wie man einen derselben ersteigt, so zieht sich gleichsam der Vorhang auf und man erblickt eine neue Welt, die vor Kurzem noch ganz unsichtbar war. Da, wo alle Gegenstände größer und majestätischer, die Ebenen, welche man auf einmal überseht, von weiterem Umfange, die Berge höher sind, da muß man auch sich viel weiter von einem Standorte entfernen, ehe die Aussicht sich zu verändern anfängt. So wie der erste Anblick einer solchen Gegend einen weit tiefern Eindruck macht, so sind die täglichen Spaziergänge in ihr weit weniger unterhaltend.

Es würde vergeblich seyn, die Mannichfaltigkeit, deren die Schönheiten dieser mittlern Gebirge und ihrer Thäler fähig sind, mit Worten zu beschreiben. Worte geben immer einen sehr unvollkommenen Begriff von Dingen, welche gesehen werden müssen, — besonders wenn die Merkmale, wodurch sie sich unterscheiden, klein, und nur durch ihre Menge und ihre Vereinigung für das Auge frappant sind. Doch zweierlei Ausichten muß ich noch erwähnen, deren Eindruck ich so unterschieden von andern und unter sich so gleichförmig gefunden habe, daß ich glaube, mich deutlich genug darüber erklären zu können. Von den Ausichten der erstern Art gibt das Thal von Langwaltersdorf in Schlesien auf dem Wege zwischen Schweidnitz und Friedland ein Beispiel. Es ist ein schönes, breites und lachend grünes Thal, zwischen zwei Reihen Bergen eingeschlossen, die einander beinahe so regelmäßig entgegengesetzt sind, als die Coulissen auf einem Theater, und wovon immer zwei und

zwei wieder Thäler zwischen sich enthalten, die als Zweige von jenem größern Thale auslaufen. Der Weg, von welchem man dieses letztere übersteht, läuft an der einen Bergseite in einer solchen Erhöhung über das Thal, daß die Structur der Berge und die Richtung der zwischen ihnen befindlichen Thäler auf einmal deutlich gesehen werden können.

Diese Gegend gehört unter eine allgemeine Gattung von Gebirgsgegenden, welche man folgender Gestalt charakterisiren kann. Sie bringen durch die Spuren des Anbaues und des menschlichen Fleißes, welche sie allenthalben zeigen, durch die eigene Fruchtbarkeit und den Reichthum der Gewächse, mit welchen sie bekleidet sind, und endlich durch eine mehr als gewöhnlich regelmäßige Form und Stellung der Berge die Natur der Kunst und hinwiederum den Kunstfleiß der Menschen der freien Natur so nahe, daß, aus beiden vereinigt, die Empfindung eines ruhigen Wohlbefindens und eines sanften Vergnügens entsteht.

Dieser entgegengesetzt ist die zweite Art der Gebirgsgegenden, welche ich die wilden oder erhabnen nennen möchte. Hier scheint sich entweder die Natur ganz selbst überlassen, und weder der Anblick menschlicher Wohnungen noch irgend eine Spur einer an sie selbst gewandten Pflege erinnert den Beschauer an die Bewohner und Beherrscher der Erde, oder die Natur selbst ist hier nur in leblosen Massen groß, an Allem aber, was Leben und Wachsthum hat, arm und unfruchtbar; oder sie hat endlich ihre Schönheiten in solcher Unordnung und Verwirrung aufgehäuft, daß sie den Beobachter, indem sie ihn an sich zieht, zugleich in Verlegenheit setzt.

Von dieser Gattung ist die zweite der Ausichten des Mittelgebirges, welche ich zu schildern mir vornahm, ein Miniaturbildniß. Ich meine solche, wie sie in meinem Vaterlande Schlessien aus den Fenstern des fürstensteinischen Schlosses oder von den Anhöhen des katholischen Kirchhofes in Lannhausen gesehen werden. Es ist die Aussicht in ein tiefes, enges und schroff abgeschnittenes Thal, in dessen Grunde man sich einen Bach schlängeln sieht. Die Tiefe des Abgrundes, welcher schwindeln macht, die Bergmauer, welche dem Beobachter gerade gegenüber und so nahe steht, daß sie ihn von der übrigen Welt ausschließt, die Menge Gegenstände, welche er demungeachtet auf diesem Bergrücken und in dem tiefen Thal erblickt: alles das erfüllt ihn mit den Empfindungen des Wohlgefallens an Schönheit, und versetzt ihn zugleich in eine gewisse Schwermuth. Er scheint sich von den Menschen verlassen, und wird doch von der Natur unterhalten.

Da ich in diesem Aufsatze bloß die Absicht habe, mir von dem Vergnügen, das ich bei dem Anblicke der Natur genossen habe, Rechenschaft zu geben, so enthalte ich mich billig, von solchen Eigenthümlichkeiten der Gebirgsgegenden zu reden, welche ich entweder bloß aus Beschreibungen kenne oder mir durch meine Einbildungskraft selbst zusammensetze. Ich will auch gern zugeben, was die meisten der Reisenden, die aus der Schweiz zurückkommen, behaupten, daß in den Alpen die Natur einen Charakter habe und Anblicke gewähre, von welchen man sich durch die noch so aufmerksame Betrachtung unserer schlesischen und sächsischen Gebirge keine

Vorstellung machen könne. Ich will das, was Sache der Erfahrung und des unmittelbaren Eindrucks auf die Sinne ist, auf keine Weise durch Vernunftschlüsse bestreiten. Aber ich will meinen gereisten Lesern, welche über das, was sie in der Schweiz sahen, nachgedacht und es mit den Schönheiten ihrer vaterländischen Gebirge verglichen haben, vorlegen, was ich von dem Eigenthümlichen der Alpen weiß, und was ich von der Neuheit des Eindrucks, den sie auf mich machen würden, muthmaße.

Die Reisenden und die Dichter haben mich mit zwei Erscheinungen der höchsten Alpen, dergleichen ich in unsern Bergen nie gesehen habe, bekannt gemacht: dem reizenden Anblicke, den die höchsten mit Eis bedeckten Spitzen in der Entfernung durch das mannichfaltige Spiel ihrer Farben geben, wenn sie von der Abendsonne erleuchtet werden, — und dem grausen Anblicke, den, in der Nähe und an ihrem Fuße, die Eisthäler darbieten, welche zwischen jenen Klippen verborgen liegen. Ich habe zeitlebens nur blaue Berge gesehen, und kenne der höchsten Alpen rosenfarbnes Haupt, das sich nach Haller über der niedern Berge blauen Rücken erhebt, nur aus den Nachrichten der Reisenden und der Naturforscher. Ich habe im Sommer Schnee nie anders als in den der Sonne unzugänglichen Thälern unsers schlesischen Riesenkammes blinken gesehen, ein Anblick, der mich nur durch das Ungewöhnliche bei meinem ersten Eintritte in das Gebirge rührte, und weder einen langen noch starken Eindruck machte.

Aber ich kann mir vorstellen, daß, wenn über Alles, was ich von Höhen kenne und erstiegen habe, sich in der Ferne ein noch weit darüber erhabener Kranz von Bergen zeigte, der in gewissen Tageszeiten durch eine stärkere

Erleuchtung und tiefere ihn umgebende Schatten meinem Auge näher zu kommen schiene, immer aber sich durch Glanz und Farben von Allem, was ihn umgäbe, unterschiede, ich von dem Außerordentlichen dieses Anblicks, selbst nach der großen Erwartung, die ich davon habe, gerührt werden würde.

Ich kann mir vorstellen, daß dieses ewige, sich immer mehr aufthürmende Eis, welches das Ende der lebendigen Schöpfung zu seyn scheint, indeß es dem Auge etwas Unge-
sehener und Großes darbietet, auch auf die Einbildungskraft den Eindruck des Erhabenen macht, weil es auf die Ewigkeit, aus welcher es herkommt, und den unermesslichen Himmelsraum, an welchen es grenzt, hindeutet.

Aber ich sehe ein, daß nur der erste Anblick schön und groß zugleich, und der zweite schauerhaft und nur auf kurze Zeit dem Auge erträglich und dem menschlichen Körperbaue aushaltbar sey. Die hohen Alpen können nur in der Ferne genossen, — nur in dieser können sie nach ihrer ganzen Größe und Erhabenheit übersehen werden. In der Nähe, und wenn man in die Oeffnungen ihrer Mauern eindringt, verschwinden sie selbst wieder unter ihrer eigenen Größe. Ein Berg verdeckt den andern. Der ganze St. Gotthard, der ganze Montblanc, diese Sammlungen unzähliger auf einander gethürmten Berge erscheinen in der Nähe nirgends ganz, und man lernt ihre Höhe nur aus der Ermüdung, die es kostet, sie zu ersteigen, und aus der Länge der öden und felsigen Wüste, durch welche man sich von der schon an sich sehr beträchtlichen Höhe, wo alle Vegetation aufhört, bis zu ihrem Gipfel hindurchwinden muß, schätzen.

Eine andere vorzügliche Schönheit der schweizer Gebirgs-
gegenden, nicht als Gebirge, sondern als Landschaften be-

trachtet, fehlt den unsrigen gleichfalls: die Menge großer Seen, welche die Zwischenräume zwischen den Bergen zum Theil anfüllen. Wie sehr das Wasser eine Landschaft belebt, wissen auch wir Einwohner der Ebenen. Aber wir können nur an wenigen Orten viel Wasser und viel Land zugleich übersehen. In den Gebirgen verliert sich das Wasser, und an großen Strömen verlieren sich das Erbreich und dessen Produkte*). Ohne Zweifel sah Gibbon aus den Studierzimmern seines lausanner Landhauses eine Aussicht, die beides, unsere Fluß- und unsere Berggegenden, übertrifft, und deren gleichen ihm sein Vaterland nicht darbott; zu seinen Füßen eine große Wasserfläche, mit einer reizenden Landschaft und allen Annehmlichkeiten einer angebauten Natur umgeben, und in der Entfernung eben so große Erbsflächen, die, vor ihm in schief liegender Richtung aufgelehnt, ihm die ganze Stufenleiter der natürlichen Fruchtbarkeit von ihrer üppigsten Fülle bis zur völligen Unbeweglichkeit starrer Felsen und Eismassen, zeigten.

Dies sind also Bilder, die meiner Imagination nicht ganz fremd sind, ob sie gleich nie sich meinem Auge gezeigt haben. Die einzelnen Gruppen dieses Gemäldes hat Niemand mir anschaulicher ausgemalt, als Herr von Bonstetten, dessen Beschreibung eines der Thäler, welche zu den Gipfeln der Alpen führen, zugleich das Eigenthümliche des Landes und seiner Einwohner schildert.

Aber alles Andere, was eine Gebirgsgegend reizend oder erhaben macht, scheint sich mir in jeder großen Bergkette zu

*) Preßben vereinigt unter allen Orten, die ich gesehen habe, die besten Schönheiten am vollkommensten.

finden, weil es zum Theil in der schiefstliegenden Richtung der Linien, welche die Umrisse der Berge beschreiben und in den Gesetzen der Natur liegt, welche die Wirksamkeit derselben, die Quelle alles Schönen, auf eine bestimmte und immer gleichförmige Weise in den verschiedenen Höhen abändern.

So groß und einzig in ihrer Art aber auch die Schönheiten seyn mögen, deren Anblick ich entbehrt habe, da ich mich nie der Schweiz habe nähern können, so habe ich doch diejenigen mit Aufmerksamkeit gesehen, welche die Gebirge meines Vaterlandes und des mit ihm so nahe grenzenden, so nahe durch Boden, Klima und Charakter der Einwohner verwandten Sachsens darbieten. Vielleicht verschaffe ich einigen mit mir gleichgestimmten Lesern durch diese Erinnerung an die verschiedenen Scenen unsers Gebirgsschauplatzes eine Erneuerung eines ehemaligen Sinnengenußes, verstärkt durch das Vergnügen einer leichten Geistesbeschäftigung.

Ueber den Charakter der Bauern.

Es ist nichts gewöhnlicher, als Schilderungen von dem Charakteren ganzer Nationen zu machen. Ich glaube, daß es weit nützlicher und daß es auch eher möglich ist, die Charaktere der verschiedenen Stände in Einer Nation richtig zu schildern.

Zwar, wenn diese Nationen verschiedene Sprachen reden, unter ganz unähnlichen Regierungsformen stehen, und Länder von verschiedenem Klima bewohnen, so können allerdings ihre Unterschiede so groß, und das Eigenthümliche jeder kann unter den Individuen derselben so herrschend seyn, daß sich diese Charakterzüge beobachten und mit einiger Bestimmtheit angeben lassen. Der französische, englische und deutsche National-Charakter läßt sich schildern. Nur ist auch hier die Beobachtung schwer, weil der Gegenstand zu groß ist; und die Täuschung ist leicht, weil jeder Beobachter immer von einem Theile auf das Ganze schließen muß.

Aber wenn man von den Einwohnern einer eingeschränkten Provinz, z. E. Schlesiens, — weil man sie wegen ihres eigenthümlichen Namens als eine eigene Nation ansieht, auch einen besondern Charakter angeben will, so ist es fast unmöglich, daß diese Schilderung bestimmt, oder daß

sie richtig seyn sollte. Sie sagt entweder nichts Bedeutendes, oder sie sagt etwas Falsches. Wer kann es z. B. wagen, den Charakter der Schlesier mit einiger Zuverlässigkeit zu bestimmen? Die Grenzen der Länder und Provinzen sind nach so vielen Wanderungen, Eroberungen, Vertauschungen nicht mehr die Grenzen der Nationen. Nicht da, wo eine neue Benennung des Landes anfängt, fängt auch ein neues System von Regierung, Religion und Sitten der Einwohner an. Polen und Deutsche sind gemeinschaftliche Einwohner von Schlessen; die Charaktere der beiden Nationen zeichnen sich noch immer merklich aus. Sachsen und Niederschlessen hingegen werden beide von Deutschen bewohnt; die Unterschiede der Menschen in beiden Provinzen sind feine, kaum zu bemerkende Schattirungen.

Aber weit auffallender sind diejenigen Unterschiede, und weit weniger Ausnahmen unterworfen, welche in jeder Nation die verschiedenen Stände von einander absondern, seitdem die Ungleichheit dieser Stände, durch eine Reihe Generationen befestigt, jedem seine eigene Beschäftigung angewiesen, jeden mehr in sich selbst verbunden, und von den übrigen getrennt hat. Zwischen den Sitten der großen Welt in allen europäischen Hauptstädten ist eine Aehnlichkeit, welche machen könnte, daß, wenn man aus den Gesellschaften der einen in die der andern plötzlich versetzt würde, man nur aus einem Hause desselben Orts in das andere gekommen zu seyn glaubte. Zwischen den Sitten des Adligen, des Bürgers, des Bauern ist, in Frankreich sowohl als in Schlessen, ein Abstand, der jedem in die Augen fällt, sobald er von der einen Klasse zu der andern übergeht.

Diese Charaktere der verschiedenen Stände zu kennen, ist auch ohne Zweifel für das Privatleben und für die in-

nere Regierung eines Landes von eben so großer Wichtigkeit, als es für die Führung der auswärtigen Angelegenheiten ist, die National-Charaktere zu wissen.

Der Charakter der verschiedenen Stände hat einen Einfluß auf das Betragen derselben gegen einander; und also auf alle Geschäfte, wo Leute aus mehreren sich zu einem gemeinschaftlichen Endzwecke vereinigen. Jeder Mensch hat mit Personen von höherm und niedrigerm Stande zu thun; die Regierung hat mit allen zu thun. In politischen also sowohl als in ökonomischen und moralischen Rücksichten ist es nützlich, die Gesinnungen und Gewohnheiten kennen zu lernen, welche in jeder Ordnung der Bürger herrschen.

Unter diesen Klassen nimmt sich wieder der Bauernstand durch größere und absteckendere Verschiedenheiten aus.

Der Charakter der Bauern wird hauptsächlich durch zwei Ursachen bestimmt. Erstlich, durch ihre Beschäftigung, die eine körperliche, schwere, einförmige Arbeit ist, und wenig Umgang mit Menschen anderer Stände veranlaßt; zweitens, durch ihr bürgerliches Verhältniß, nach welchem sie in einer beständigen Abhängigkeit von einem ihnen immer gegenwärtigen Herrn leben, dessen Gerichtsbarkeit sie unterworfen und dem sie zu Diensten und Abgaben verpflichtet sind.

Bermöge des ersten Umstandes haben sie also diejenige Ausbildung des Verstandes und die Stimmung des Geistes, welche Leute bekommen, die sich nur mit einem einzigen Gegenstande beschäftigen, aber diesen Gegenstand durch beständige Erfahrung, durch das eigene Handanlegen und durch eine von dem Interesse geschärfte Aufmerksamkeit sehr genau kennen lernen. — Die Begriffe solcher Leute sind ein-

geschränkt, aber sie sind, so weit ihr Gesichtskreis reicht, richtig. Sie kennen wenige Dinge aus Erzählungen, aus Nachrichten, aus Büchern, sondern Alles, was sie wissen, haben sie mit Augen gesehen und mit ihren Händen betastet. — Die Begebenheiten ihres Lebens, die Vorfälle ihrer Verwandten, Nachbarn und Bekannten, nebst dem, was zum Ackerbau und zu ihrer Wirthschaft gehört, machen den einzigen, so wie den immerwährenden Gegenstand ihres Nachdenkens und ihrer Gespräche aus. Dies Alles nun führt zu dem, was man bon sens nennt. Denn Jedermann würde ihn haben, wenn Keiner von mehr Dingen urtheilen wollte, als die er täglich unter Händen hat. Die meisten der halbverstandenen Begriffe, die zu falschen Schlüssen Gelegenheit geben, kommen von dem Unterrichte, der durch Worte gegeben wird, her, er mag nun aus der Schule mitgebracht oder aus dem Umgange und aus Büchern geschöpft seyn. Wenn das Gedächtniß wenig oder nichts zu fassen bekommt, als was die Sinne vorher beschäftigt hatte: — da kann der Verstand vielleicht leer bleiben, wenn der Gesichtskreis des Menschen zu klein ist; — aber er wird nicht schief und unrichtig werden.

Der zweite Umstand, der das Eigenthümliche der Bauern, wenigstens in deutschen Staaten, bestimmt, ist ihr Verhältniß gegen ihre Gutsherren und gegen die bürgerliche Gesellschaft überhaupt. Sie sind die untersten Glieder der Letztern, und als solche oft der Verachtung, zuweilen auch der Unterdrückung von Seiten der Höhern ausgesetzt. Sie sind von den erstern zugleich Dienstleute, die ihnen arbeiten müssen, und Vasallen, die von ihnen gerichtet und gestraft werden. Diese doppelte Gewalt führt nothwendig etwas Willkürliches mit sich. Kein Stand wird so unaufhör-

nach der Oberherrschaft, die andere über ihn haben, gewahr, als der Bauernstand.

Es gibt eine andere Klasse unserer Mitbürger, die, so unähnlich ihre übrigen Umstände mit den Umständen der Bauern sind, doch in diesen beiden Stücken mit ihnen übereinkommen, daß sie alle nur eine einzige Art von Geschäften treiben, und daß sie lange sind gedrückt und verachtet worden. Das sind die Juden. Beide nämlich, Juden und Bauern, bekümmern sich nur um eine einzige Sache, interessieren sich nur für eine; jene um den Handel, diese um den Ackerbau. Beide sind in der bürgerlichen Gesellschaft von langen Zeiten her größern Lasten unterworfen, und mehrern Ungerechtigkeiten ausgesetzt gewesen, als ihre Mitbürger. Und zum Beweise, daß diese Lage auf den Charakter des Menschen einen sichern und bestimmten Einfluß hat, finden sich auch zwischen diesen beiden Klassen, so groß im übrigen die Verschiedenheit ihrer Volksart, ihrer Religion und ihres Gewerbes ist, gewisse Aehnlichkeiten des Charakters, die auffallend sind.

Der Jude wird, wie der Bauer, gewitzigt und klug gemacht, — nicht durch Lehrer und Bücher (die, welche sie haben, sind in beiden oft mehr geschickt, ihre Köpfe zu verderben, als zu bilden), sondern durch ihre Beschäftigung in ihrem Gewerbe, auf die sie Aufmerksamkeit wenden müssen, weil sie die Noth dazu treibt, und auf die sie alle Aufmerksamkeit wenden können, weil sie und alle die Ihrigen mit keinen andern Gegenständen zu thun haben.

Eine Folge bei beiden von dieser selbsterlangten Klugheit in einer einzigen Sache und dem Mangel von Kenntnissen in allen andern ist, daß sie sich noch klüger zu seyn einbilden, als sie sind.

Wenn man die Reden der Bauern hört, so oft sie unter sich und bei der Lust sind, wenn man auf die gelegentlichen Aeußerungen ihrer Denkungsart genau Acht gibt, die ihnen zuweilen auch gegen Höhere entweichen, so wird man finden, daß sie von dem Verstande der vornehmen Leute keine hohe Meinung haben, und daß, wenn sie diese als gelehrter gelten lassen, sie sich und ihres Gleichen doch für klüger halten. Den großen Haufen der Vornehmen sieht der Bauer für eine Art von leichtsinnigen Thoren an, die nur mit Kleinigkeiten oder mit ihrem Vergnügen beschäftigt sind, und die von dem Soliden und Nothwendigen, dergleichen der Ackerbau ist, keine Begriffe haben. Wenn er einzelne Personen aus jenem Orden klug, auch nach seiner Weise und in seinem Geschäfte einsichtsvoll findet, so ist es immer mit einer Art von Befremdung, daß er ihnen diese Vorzüge einräumt. Man wird gewahr, daß erst Vorurtheile bei ihm überwunden werden mußten, ehe er dem Augenscheine trauen konnte.

Auf gleiche Weise habe ich oft gesehn, daß der Jude, wenn er merkt, daß ein Christ die Kunstgriffe seines Handels und die Ränke, die dabei angewendet werden können, einseht, sich wundert, wie dessen Scharfsinn so weit haben reichen können.

Diese geringe Meinung von dem Verstande anderer ist allen Menschen eigen, die selbst einen eingeschränkten, — aber in Einer Sache durch Uebung geschärften, — Verstand haben. In Absicht derselben übersehen sie wirklich viele andere. Von andern Gegenständen aber, wobei sich auch Scharfsinn und Klugheit zeigen könne, haben sie keine Begriffe. Die Pedanten unter den Gelehrten sind in eben dem Falle.

Die zweite Ähnlichkeit zwischen Juden und Bauern, die aus der zweiten Ursache entsteht, aus dem Drucke, unter welchem sie oder ihre Vorfahren gelebt haben, ist das Mißtrauen beider gegen ihre Obern und gewissermaßen gegen Alle, welche nicht von ihrem Volke oder von ihrem Stande sind; — die Einbildung, daß sie nicht Unrecht thun, wenn sie durch List und Betrug denen etwas abzugewinnen suchen, die so viele Vortheile vor ihnen voraus haben.

Das Mißtrauen des Bauern gegen seine Herren und gegen Personen, die von dem Stande desselben oder die mit ihm in Verbindung sind, — daher auch gegen die Unter-Regierungen selbst, — ist ein charakteristischer Zug seines Gemüths, der auf sein ganzes Betragen Einfluß hat. Dieses Mißtrauen ist, so wie die Ursache desselben, von doppelter Art. Entweder ist es Mangel des Zutrauens und eine Art von Scheu aus Unwissenheit, oder es ist wirklicher Argwohn aus vermeinter Erfahrung vom bösen Willen des andern.

Das Mißtrauen der ersten Art ist die Gesinnung der Geringern gegen die Höhern überhaupt. Zum Theil werden diese von jenen zu wenig gekannt. Und wirklich, nur die Bekanntschaft, nur der öftere Umgang vertreibt die dem Menschen natürliche Schüchternheit, die man bei Kindern gegen Fremde bemerkt, und die jedem Geschöpfe, das seine Schwäche fühlt, in Absicht neuer und ungewohnter Gegenstände eigen ist. Diese Furcht aber geht leicht in Widerwillen und Haß über, denn man ist Personen nicht gewogen, die eine so unangenehme Empfindung, als die Furcht ist, erregen. — Zum Theil ist der Anblick des Prunks, der den Höhern unterscheidet, — sind alle die sichtbaren Zeichen der Ungleichheit dem niedrigern Theile unangenehm. Wenn der gemeine Mann nicht so tief in die Sklaverei versunken ist, daß er

gar keine Vergleichung zwischen sich und seinem Gebieter anstellt, so sieht er den letztern selten ohne Neid an, und mit dem Neide ist Liebe und Vertrauen unverträglich.

Eine zweite Art des Mißtrauens entsteht aus mehr positiven Ursachen. Die Erfahrung hat den Bauer gelehrt, daß wirklich viele Gutsbesitzer in dem Betragen gegen ihre Unterthanen bloß durch Eigennuz getrieben werden; daß sie ihre Rechte so weit auszudehnen, die Vortheile des Bauern so sehr zu beschränken suchen als möglich. Diese Gesinnung, die mehreren Guts Herrn zukommt, vermuthet der Bauer bei allen; diese Bewegungsgründe, die bei manchen Operationen derselben sichtbar sind, sieht er als die einzigen an, durch die sie regiert werden.

Ueberdies sind seine und seines Herrn Vortheile wirklich in vielen Stücken einander entgegengesetzt; nämlich in sofern die Vortheile des Arbeiters und dessen, der die Arbeit bezahlt, entgegengesetzt sind. Dieser Widerspruch fällt in die Augen. Die Verbindung, die in anderer Absicht zwischen ihrem beiderseitigen Interesse obwaltet, ist versteckter und erfordert Ueberlegung. Daher bleibt der nicht denkende Bauer bei dem ersten stehn. Bei jeder Neuerung, die sein Herr macht oder ihm vorschlägt, wenn er auch für jetzt noch keine ihm schädliche Folgen sieht, vermuthet er doch schädliche Absichten. Um also nicht überlistet zu werden, widersteht er sich, ehe er noch geprüft hat. Diese Partei scheint ihm immer die sicherste zu seyn.

Dieses Mißtrauen der Bauern, habe ich gesagt, erstreckt sich auch auf die Regierung. — Nicht bis auf den Landesherrn. — Eben weil dieser auf der andern Seite durch seine Erhabenheit von den Guts Herren so weit entfernt ist, als

er selbst, der Bauer, es durch seine Niedrigkeit ist, so glaubt letzterer, daß der Fürst unparteiisch sey. Aber die Beisitzer der Gerichtshöfe und Landescollegien sind mit seinem Gutsherrn von gleichem Range; beide gehen viel mit einander um; jene können von diesem Gefälligkeiten und Dienste erwarten; sie sind ihm also nicht weniger verdächtig.

Ein dritter Umstand hat großen Einfluß auf den Charakter der Bauern, der, daß sie sehr zusammen hängen. Sie leben viel gesellschaftlicher unter sich, als die gemeinen Bürger in den Städten. Sie sehen sich einander alle Tage, bei jeder Hofarbeit; — des Sommers auf dem Felde, des Winters in der Scheune und der Spinnstube. Sie machen ein Corps aus wie die Soldaten, und bekommen auch einen esprit de corps. Hieraus entstehen mehre Folgen. Erstlich, sie werden durch den Umgang nach ihrer Art geschliffen, abgewiezig. Sie sind zum Verkehr mit ihres Gleichen geschickter; sie haben von vielen Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens, — von allen denjenigen nämlich, die in ihrem Stande und bei ihrer Lebensart vorkommen können, — bessere Begriffe, als der gemeine Handwerksmann. Dieser beständige Umgang, diese immerwährende Gesellschaft ist es auch bei ihnen wie bei den Soldaten, was die Mühseligkeiten ihres Zustandes erleichtert. Es ist ein großes Glück, nur mit seines Gleichen, aber mit diesen viel und ohne Unterlaß umzugehen, damit eine genauere Bekanntschaft und eine wechselseitige Vertraulichkeit, wenigstens ein vertraulicher Ton im äußern Betragen entstehe, ohne welchen der Umgang nie angenehm ist. Der Adel genießt dieser Vortheile. Er geht meistens nur mit seines Gleichen um, weil er sich aus Stolz von den Niedrigern absondert, und er kommt mit seines Gleichen viel zusammen, weil Muße

und Reichthum ihn dazu in den Stand setzen. — Dem Bauer werden durch entgegengesetzte Ursachen ähnliche Vortheile zu Theil. Seine Niedrigkeit ist so groß, daß sie ihn hindert, auch nur den Wunsch, — noch mehr aber daran, die Gelegenheit zu haben, mit Höhern umzugehn. Er sieht fast nie andere Menschen als Bauern um sich. Und seine Dienstbarkeit, seine Arbeit bringt ihn mit diesen seines Gleichen häufig zusammen. Der Handwerker aus den geringern und zahlreichern Zünften hat einige dieser Vortheile auch, obgleich bei weitem nicht in dem Grade, wie der Bauer; der vornehmere Handwerksmann aber, der geringere Kaufmann, selbst ein großer Theil der Gelehrten entbehrt ihrer gänzlich. Der Höhere mag mit diesen nicht umgehn; sie mögen mit den Niedrigern nicht umgehn; ihre Klasse ist nicht zahlreich, ihre Arbeit kann nicht in Gesellschaft gethan werden und Stunden der Muße haben sie wenig.

Eben dieser Umstand macht aber auch ferner, daß die Bauern wie ein politischer Körper handeln; daß bei ihnen gewissermaßen die Unbequemlichkeiten der demokratischen Verfassung eintreten; daß ein einziger unruhiger Kopf aus ihrer Mitte so viel über sie vermag und oft ganze Gemeinden aufwiegeln kann. Er ist ferner Ursache, daß Personen anderer Stände so wenigen moralischen Einfluß über die Bauern haben können, es sey denn durch Herrschaft und Zwang. Die Urtheile, Vorstellungen, Beispiele der Höhern hören und sehen sie selten, immer nur auf kurze Zeit; und diejenigen, von welchen sich ein solcher Einfluß erwarten ließe, sind nur einzelne Personen, mit denen ihrer Viele zu thun haben. Von den Leuten ihres Standes hingegen sind sie beständig umgeben; deren Meinungen und Gesinnungen müssen alle nothwendig auch bei denen, welche richtigere und bessere Kennen gelernt haben, die Oberhand bekommen.

Der Kardinal Neß macht an mehreren Stellen seiner Memotren, indem er das Verfahren des pariser Parlaments bei den Unruhen der Fronde beschreibt, die Bemerkung: daß zahlreiche Corpora, sie mögen noch so viele aufgeklärte und fein gebildete Leute in sich enthalten, doch, wenn sie beisammen sind, um gemeinschaftlich etwas zu berathschlagen oder zu beschließen, immer wie Pöbel handeln, d. h. durch solche Vorstellungen und Leidenschaften regiert werden, wie das gemeine Volk. Einige Ursachen davon lassen sich muthmaßen. Erstlich in großen Versammlungen wirken Vernunft und sittliches Gefühl, wenn auch diese Eigenschaften vielen einzelnen Gliedern zukommen, nicht so viel als Eigenschaften schlechterer Art, die aber einen mehr sinnlichen Eindruck machen; dergleichen eine gewisse populäre Beredsamkeit und Wiß, mit Kühnheit verbunden, sind. Ferner gibt es Bewegungen des Gemüths, die, wenn viele Menschen beisammen sind, ansteckend werden wie das Lachen. Viele Personen nehmen an dem Unwillen oder der Freude einer Gesellschaft, worin sie sich befinden, Theil, ohne die Gegenstände recht zu kennen, worüber der eine oder die andere entstanden ist. Noch mehr, wenn sie auch den Grund der Sachen wissen und selbst daran Antheil nehmen, gerathen doch in eine größere Bewegung, als diese Sache an und für sich bei ihnen verursachen würde. Der Anblick so vieler in Leidenschaft gesetzter Menschen bringt sie aus ihrer gewöhnlichen Fassung; und sie stimmen mit dem Haufen zu Maßregeln ein, die sie gewiß würden verworfen haben, wenn sie allein in der Stille darüber nachgedacht hätten. Endlich, da der größere Theil der Menschen schwach und ohne bestimmten Charakter ist, so werden die Entschlüsse, die durch die Mehrheit der Stimmen ihre Sanction bekommen — das nothwendige Grundgesetz aller berathschlagenden

Gesellschaften, — von dieser Schwäche und Thorheit die Spuren tragen.

Wenn dieß in Versammlungen, deren Glieder aus den gestitteten Ständen sind, sich so verhält, wie viel mehr wird der Pöbel Pöbel seyn, wenn er sich in zahlreichen Haufen versammelt, um durch die Mehrheit der Stimmen Angelegenheiten, die ihm wichtig sind, auszumachen. Daher sieht man auch, daß Bauern, welche bisher die gestittetsten und vernünftigsten geschienen hatten, sobald sie sich zusammen roten und für Einen Mann stehen, es sey gegen ihren Herrn oder gegen die Regierung, alsdann ganz blind handeln, keinen vernünftigen Vorstellungen mehr Gehör geben, und durch die thörichtsten und ungereimtesten Ideen regiert werden. Unter den Bauern, Mann für Mann genommen, gibt es Kluge und gute Leute in demselben Verhältnisse, als unter allen übrigen Ständen; aber eine Bauernversammlung charakterisirt sich fast immer durch Dummheit und Unbändigkeit.

Daher kommen auch die nachtheiligen Begriffe, welche die Höheren von diesem Theile der Menschen hegen. Sie betrachten die, welche dazu gehören, fast immer nur unter dem allgemeinen Gesichtspunkt als Bauern, — nach den allgemeinen Verhältnissen des Standes, nicht nach den besondern des persönlichen Charakters. Auf die individuellen Unterschiede zwischen Bauer und Bauer geben sie nur wenig Achtung; bei diesen verweilen sie wenigstens mit ihrer Aufmerksamkeit nicht lange. Aber die Gesinnungen, das Betragen des ganzen Standes, diese sind es vornehmlich, welche ihnen in die Augen fallen, welche ihnen am längsten in Gedanken schweben. Und da dieses Betragen sich selten anders als durch Widersetzlichkeit, und oft durch

Dummheit auszeichnet, so entsteht daraus die Veranlassung zu sehr nachtheiligen Urtheilen vom Bauer überhaupt; Urtheile, die nur derjenige prüfen kann, und die der gewiß mildern wird, welcher in die Häuser der Einzelnen geht und das Verhalten eines Jeden gegen die Seinigen, gegen sein Gefinde, seine Nachbarn u. s. w. untersucht.

Man findet bei den Bauern noch eine andere Folge von dem *esprit de corps*; daß nämlich in manchen Gegenden, selbst in einzelnen Dörfern, ein gewisser eigner Charakter herrschend wird; daß sich die Anlage zu gewissen Lasten oder Tugenden, — auf der einen Seite Hang zur Trägheit und Lüderlichkeit, oder Widerseßlichkeit und Grobheit, oder diebisches Wesen, auf der andern Arbeitsamkeit oder Sparsamkeit, — bei den Einwohnern dieses oder jenes Distrikts gleichsam festsetzt und durch mehre Generationen forterbt. Man wird eben dieß nach dem Zeugniß verständiger Offiziere unter der Armee bei einzelnen Regimentern, selbst bei Compagnieen gewahr, daß sie sich durch einen gewissen Ton auszeichnen, der in jedem Individuum aus denselben mehr oder weniger sichtbar wird. So ist es der Fall bei Universitäten, bei Schulen, bei allen solchen politischen Körpern, deren Mitglieder in einer Entfernung von den übrigen Menschen leben, stark unter sich zusammenhängen und sich nur durch einen so allmählichen Zuwachs wieder ergänzen, daß die vom alten Stamme und von den alten Sitten über die Neuankommenden, wenn sie auch von anderer Denkungsart wären, immer die Oberhand behalten. Fehler, die in solchen Gesellschaften herrschend geworden sind, lassen sich deshalb schwer und nur langsam verbessern. Bei den Corps aus dem Soldatenstande kann ein neuer Befehlshaber sehr viel ändern, weil dieser nicht nur Obrigkeit, sondern auch Erzieher seiner Unterge-

nen ist. Der Edelmann kann bei seinen Bauern weniger und er kann das nicht so schnell ausrichten, da er nicht in so vielen Verhältnissen sie beherrscht und nicht in so immerwährendem Verkehr mit ihnen steht.

Die bisher genannten Charakterzüge der Bauern waren aus dem Eigenthümlichen ihrer Lage gleichsam a priori zu schließen, andere werden am besten a posteriori erkannt, wenn man theils ihre äußeren Sitten und ihre Handlungsweisen beobachtet, theils auf die Meinungen Acht gibt, welche in der Welt von ihnen herrschen, und dann zurückgeht, um von jenen die Gründe, von diesen die Veranlassung aufzusuchen.

Die Anmerkungen dieser Art können als Beobachtungen nicht in einem strengen Zusammenhange unter sich stehen. Die meinigen werden um desto mehr Stückwerk seyn, da ich nur kurze und immer unterbrochene Beobachtungen anzustellen Gelegenheit gehabt habe.



I.

Es ist ein altes Sprichwort: Wenn der Bauer nicht muß, so rührt er weder Hand, noch Fuß; und wirklich ist bei einem großen Theile auch des jungen Dienstvolks die äußerste Trägheit in Geberden und Stellungen sichtbar. Woher kommt das?

Erstlich. Von jeder schweren körperlichen Arbeit, wenn sie nicht zugleich abwechselnd und belustigend ist, oder zum Schauspiele für Andere dient; wenn sie die Glieder des Körpers nicht in schnelle und lebhafte, sondern in langsame und anhaltende Bewegung setzt: von jeder solchen Arbeit ist wegen der damit verbundenen Ermüdung der Hang zur Trägheit fast unausbleiblich die Folge. Von dieser Art ist die Arbeit des Bauern; sie macht seinen Körper steif und unbehülflich, und also seine Seele geneigt zur Ruhe.

Zweitens. Trägheit ist eine Folge der Leerheit des Geistes. Niemand setzt sich anders in Bewegung, als wenn in seiner Seele Begierden entstehen, welche die Triebfedern zu Handlungen sind. Und Begierden setzen Vorstellungen, setzen Kenntniß von gewissen Gütern voraus. Wer nichts denkt, wünscht auch nichts; und wer nichts wünscht, wird auch wenig zu thun Lust haben. Je geringere Bekanntschaft daher der Bauer mit gewissen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens und je weniger Neigung er dazu hat, desto schwächere Triebfedern hat er auch; folglich desto weniger Thätigkeit, — wofern ihn nicht Hunger oder äußerer



Zwang dazu antreibt. Diese Quelle der Trägheit wird un-
streitig durch Verbesserung der Erziehung und des Unterrichts
verstopft. Vielleicht trägt die Aufklärung des Bauern nicht
immer zu seiner moralischen Besserung bei; denn wir sehen
ja, daß Güte des Charakters oft da fehlt, wo die Cultur am
höchsten ist; aber das thut sie gewiß, daß sie ihm seine Ge-
dankenlosigkeit benimmt, wodurch auch seine Unbeweglichkeit
vermindert wird; daß, indem sie seinem Geist etwas mehr
Beschäftigung gibt, sie ihn auch zur äußern Geschäftigkeit
aufgelegter macht.

Vielen Faulen kostet nur der erste Schritt etwas. Wenn
sie einmal in Bewegung sind, so fahren sie mechanisch fort
zu arbeiten, und sind oft unermüdet, als die, welche mit
Luft und Munterkeit an die Arbeit gingen. Die Ursache ist
diese: ihre Faulheit liegt mehr in der Seele, als im Kör-
per. Beim Anfange einer Arbeit ist Nachdenken nöthig, es
sey, um sich zu entschließen; es sey, um die Anstalten dazu
zu treffen. Zur Fortsetzung einer solchen Arbeit aber, der-
gleichen der Bauer sie hat, ist nur Anstrengung der Muskeln
nöthig. Wer daher dem Bauer das Denken erleichtert, ihm
entweder mehr Gegenstände dazu darbietet, oder ihn mehr in
die Uebung desselben bringt, der macht ihn gewiß auch be-
hender, gewandter und thätiger. Jenes thut aber der Un-
terricht.

Der Charakter des Bauern nähert sich dem Charakter
des Wilden, und dieß um desto mehr, je ungesitteter er ist.
Die Unthätigkeit des Frokeseu oder des Hottentotten in sei-
ner Hütte ist unbegreiflich. Er kann halbe Tage lang auf
einem Flecke sitzen, oder zusammengekrümmt wie ein Igel
liegen, ohne sich zu rühren, ohne einen Laut von sich zu ge-
hen. Ebenderselbe Mensch wird, wenn ihn die Lust oder der

Hunger auf die Jagd treibt, wochenlang die Wälder durchstreichen und in einer unaufhörlichen Bewegung seyn können, ohne zu ermüden. Jene todtenähnliche Ruhe kommt aus der Gedankenlosigkeit; diese unermüdete Thätigkeit kommt von der Stärke des Körpers. Der Uebergang von dem einen Zustande zu dem andern kann nur durch Erregung einer Leidenschaft geschehen.

Diese Schilderung scheint nichts anders als die Karrikatur von dem Bilde vieler unserer Bauern zu seyn. Ihre Faulheit steht immer im Verhältnisse mit ihrer Grobheit und Dummheit. Sie ist nicht sowohl Abneigung vor aller Arbeit, als Abneigung vor der Arbeit, die man ihnen aufträgt, weil sie die Bewegungsgründe dazu nicht einsehen, oder weil diese Bewegungsgründe nicht stark genug auf sie wirken. Sie ist periodisch und wechselt mit Zeiten einer unmäßigen Arbeitsamkeit ab. Sie zeigt sich hauptsächlich alsdann, wenn der Mann von der Ruhe zur Arbeit aufgefordert wird. Sie kann nicht gehoben werden, wenn nicht die Seele Mittel bekommt, sich immerwährend auch in den Zeiten der Ruhe zu beschäftigen. Nur dadurch wird der Mensch vor dieser durchgängigen Abspannung aller seiner Kräfte verwahrt, die ihm den Entschluß zu einer neuen Anstrengung so schwer macht.

Der gedankenlose Bauer ist faul, weil er keine Verbesserung seines Zustandes wünscht und sich nach keinen Mitteln, sich solche zu verschaffen, umsieht. Aber auch der überlegende Bauer wird träge und lässig, wenn er nach diesen Mitteln lange vergeblich gesucht, wenn er gar keine Aussicht vor sich hat, zu den bessern Umständen, die er wohl wünscht, zu gelangen. Die natürliche Begierde des Menschen, sich glücklicher zu machen, ist wie jede andere Triebfeder: ihre Spannkraft wird durch einen zu großen Gegendruck, den sie

nicht zu überwinden vermag, endlich zerstört. Die Thätigkeit ermattet unter beständigen Fehlschlagungen. So werden Familien, so werden ganze Gemeinden, in denen weder Dummheit, noch Unempfindlichkeit herrscht, faul, wenn sie vielleicht durch mehre Generationen immer vergeblich gestrebt haben, aus der Armuth herauszukommen. Da also, wo der Landmann entweder keine Gelegenheit zu Gewinn bringenden Arbeiten hat, oder wo die Arbeiten zu schlecht gelohnt werden und keinen der darauf gewandten Zeit und Mühe verhältnißmäßigen Verdienst geben, oder wo durch landesherrliche oder herrschaftliche Abgaben zu viel von diesem Gewinn abgenommen wird; kurz, wo der Bauer mit seinem sauersten Schweiß doch nichts vor sich bringen kann, da entsteht diese, ich möchte sagen erzwungene Faulheit, die sich von der natürlichen sowohl der Art, als der Ursache nach unterscheidet. Der Bauer, da er alle andern Wünsche aufgeben muß, sucht endlich das einzige Vergnügen, das dem ohnmächtigen Menschen übrig bleibt, die Ruhe.

Daß dieses so sey, zeigt sich durch deutliche Erfahrungen, wenn man Achtung gibt, in welchen Ländern, Gegenden und Zeiten die fleißigen, und in welchen die faulen Leute wohnen und leben.

1. Fast immer wird man in den fruchtbarsten Gegenden eines Landes, an den Flüssen, in der Nachbarschaft großer Städte die Emsigkeit, — und auf dürrer, unfruchtbaren Heiden, in abgelegenen Dörfern, in unbewölkerten und unbesuchten Gegenden die Faulheit zu Hause finden. Wenn ein tragbarer Boden und die Nähe der Käufer für die gewonnenen Erzeugnisse an einem Orte zusammen kommt, so ist es fast unfehlbar, daß seine Einwohner betriebsam seyn werden.

2. Man sieht aus der Geschichte der Colonieen, wie erstaunlich fleißig die Menschen in einem Lande sind, welches sie erst zu bebauen anfangen und dessen Grund und Boden noch so wenig vertheilt ist, daß jeder sein Erbtheil nach Maßgabe seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit erweitern kann. Freilich gibt diesen Ankömmlingen, die ein wüstes Land anpflanzen, auch die bloße Nothwendigkeit, sich vor Hunger, vor den Elementen und wilden Thieren zu schützen, eine größere Energie. Aber dieser Antrieb hat auf die Kinder und Kindeskinde der ersten Anbauer keinen Einfluß. Entweder überwinden die Menschen diese Hindernisse bald, oder sie werden von ihnen überwunden. Hingegen die Leichtigkeit, mit welcher jeder Vater durch Urbarmachung wüster Flecke seinen Kindern neue Besitzungen verschaffen kann, die Möglichkeit, welche der Fleißige und Verständige vor sich sieht, sein Eigenthum ohne Ende zu erweitern; dieser Antrieb dauert in solchen Colonieen lange fort. Daher werden in diesen ersten Zeiten des Anbaues in dem zuvor unbewohnten Lande in kurzer Zeit Werke zu Stande gebracht, über welche die Nachkommenschaft, wenn sie nun Grund und Boden unter sich vertheilt hat und an eine ruhigere Arbeit gewöhnt ist, erstaunt. Sie ist alsdann in Versuchung, zu glauben, was doch von andern Seiten so wenige Wahrscheinlichkeit hat, daß in frühern Zeiten die Bevölkerung müsse größer gewesen seyn. So viele Ableitungen, sagt man, so viele Gräben, Brücken, Schleusen, Wege, Dämme, Gebäude waren zu errichten. Wo kamen die Hände dazu her? Die Antwort kann keine andere seyn, als daß die Hände fleißiger waren; daß Noth und große Hoffnungen alle Stände belebten; daß von der Arbeit, die gethan wurde, noch Alle, welche Hand daran legten, auch die Früchte genossen, oder zu genießen hofften; und daß daher die Vereinigung der Kräfte der Ge-

ellschaft vollkommener war, als jetzt, weil Jeder in dem allgemeinen Besten seinen Privatvorthail fand.

In unsern längst gegründeten und gleichsam schon alternden Staaten, wo Viele für Einen arbeiten, und eine Menge der Fleißigen fast leer an aller Belohnung ausgeht, ist Eifer und Lust bei einem großen Theile erloschen, und es geschehen nur die nothwendigen Arbeiten kümmerlich, da unter andern Umständen dieselbe Anzahl von Händen weit mehr gut zu Stande bringen würde.

3. Was man von den Ursachen des Fleißes und der Faulheit durch die Vergleichung der verschiedenen Perioden in der Geschichte einer Nation entdeckt, das wird durch die Vergleichung verschiedener Nationen oder verschiedener Provinzen in derselben Periode bestätigt. Faulheit und Fleiß des Landmannes richten sich, wenn andere Ursachen gleich sind, nach der billigern oder unbilligern, mehr oder weniger drückenden Einrichtung seiner Frohndienste. Da, wo sie ihm zu viel Zeit rauben, so daß er deren für seinen Erwerb keine übrig behält, oder wo sie ihm zu schlecht bezahlt werden, da ist er faul. Besonders reizt nichts so sehr zur Faulheit, als Dienste, die immer gefordert werden können und nicht immer gebraucht werden. Ein Bauer in diesen Umständen ist nie Herr über seine Zeit; er wird aber auch nicht die ganze Zeit über in den Diensten seiner Herrschaft beschäftigt. Dadurch gewöhnt er sich zu einem müßigen Erwarten der ihm aufzutragenden Arbeit oder zu einer langsamen Vollziehung derselben.

4. An allen Orten, wo man eine neue Art der Industrie hinführt, oder wo sie sich von selbst einfindet, da werden die Einwohner auf einmal fleißiger. Ein Reisender, der in diesem oder jenem Bezirk eines Landes eine besondere

Munterkeit und auch einen mehrten Wohlstand des Landmannes bemerkt, forsche nur nach den Umständen dieses Bezirks, und er wird gemeiniglich hören, daß in demselben der Bauer noch irgend eine Gelegenheit hat, außer seinem Ackerbau etwas zu verdienen, es sey durch Führen, oder durch die Gärtnerei, oder durch eine Manufaktur; er wird hören, daß eine Landstraße durchgeht, oder daß einige reiche Städte in der Nähe liegen, wo die gewonnenen Erzeugnisse in größerer Menge und um bessere Preise abgesetzt werden können. Kurz, wie Arbeit Gewinn bringt, so bringt Gewinn Lust zur Arbeit hervor. Man zeige den Bauern, sagte ein einsichtsreicher und begüterter Edelmann Schlesiens zu mir, einen Weg, durch Geschicklichkeit und Arbeitsamkeit empor zu kommen, und er wird ihn gewiß einschlagen. Dieser Edelmann selbst hat den Wetteifer seiner Unterthanen sowohl zum Fleiße, als zur Erziehung ihrer Kinder schon dadurch allein erweckt, daß er seine Vögte und Amtleute aus denselben genommen hat, wenn sich einige durch Arbeitsamkeit und Verstand auszeichneten.

Außer Dummheit oder Mangel des Erwerbs gibt es noch eine dritte Ursache von der Faulheit des Landmannes, die in einem ihm sehr gewöhnlichen Fehler liegt: das ist die Neigung zum Trunke. Versoffene Bauern sind nothwendig faul. Das Uebermaß in hitzigen Getränken macht sie zuvörderst dumm und zum Nachdenken — also auch zu einer zweckmäßigen Arbeit — unfähig. Und dann ist es nur der Trunk, der sie ohne Arbeit von dem quälenden Gefühle der langen Weile befreien kann. Nur wenige, auch faule Bauern, sind fähig, in ihrem Hause müßig zu gehen; aber in der Schenke ganze Tage ohne andern Zeitvertreib, als das Glas Bier oder Brantwein, welches immer angefüllt vor ihnen steht,

zuzubringen, das lernen sie bald. In einem Stande, wo gesellschaftliche Zerstreuungen fehlen, hat der Fleiß keinen größern Feind, als die Trunkenheit.

Ich habe schon oben gesagt, daß eine der Ursachen von der Trägheit des Bauern auch in seinem Körper liegt, der, ermüdet von schwerer Arbeit und ungeübt in einer geschickten Bewegung seiner Glieder, in Kurzem unbehülflich wird. Ich will hierzu noch Folgendes setzen. Es ist nicht zu leugnen, daß, wo der Bauer durch übertriebene Dienste geplagt, oder um sich zu erhalten, zu einer rastlosen Arbeit genöthiget ist, dabei aber durch zu schlechte, unverdauliche, oder zu sparsame Kost genährt wird, sein Körper nothwendig schwach und sein Blut träge werden muß. Der erste Grund zu dieser Schwäche wird in der Kindheit gelegt. Der wohlgenährte Bauernknabe, der überdieß nicht zu zeitig schwere Lasten zu heben bekommt und eine Kleidung und ein Lager hat, welche ihn vor der Witterung schützen, erwächst natürlicher Weise zu einem stärkern, behendern und also thätigern Manne, als der, welchen seine Eltern mit genauer Noth und nur mit der elendesten Kost sättigen, der schon als Kind die Arbeiten des Jünglings thun soll und der in einem leinenen Kittel und auf einem elenden Strohsack nicht selten des Winters friert, wenn er sich durch Schlaf und Ruhe erholen sollte. Fleischspeisen sind es ohne Zweifel, die dem Körper am meisten zugleich Kräfte und Behendigkeit geben, weil sie, auch in nicht zu großer Menge genossen, den Körper hinlänglich nähren. Grobe Mehlspeisen und Zugemüse, wenn sie auch den Körper eben so stark machen, machen ihn doch gewiß träger, weil sie in zu großer Quantität genossen werden müssen und den Magen also durch das größere Volumen beschweren.

Auf der andern Seite aber wird auch eine Bauernklasse vor der andern fauler oder fleißiger seyn, nachdem ihre Verrichtungen mehr oder weniger Anstrengung des Körpers und Aufmerksamkeit der Seele erfordern, und wie die zu viele, zu ununterbrochene, so macht auch die zu wenige, zu leichte Arbeit träge. Personen, die mit Aufmerksamkeit auf dem Lande gelebt, haben mich versichert, daß die Hirten wie die dümmden, so die faulsten unter den Bauern wären. Es ist begreiflich. Kein anderer, als ein Mensch ohne Fähigkeiten, kann bei einer so einförmigen Beschäftigung lange aushalten. Und hat einer von besserem Stoff aus Noth dieselbe mehrere Jahre getrieben, so muß er nothwendig gedankenleerer und zu Verrichtungen, welche Nachdenken und anhaltende Arbeit erfordern, ungeschickter werden. *)

Ein anderer Unterschied, sagen diese Personen, ist zwischen dem Fleiße des Hofknechts, der Hofmagd und zwischen dem Fleiße eines Bauers oder einer Bäuerin, die ihrer eignen Wirthschaft vorstehen. Oft werden diejenigen, die als Hofgesinde fleißig gewesen sind, träge Wirthhe. Das kommt erstlich daher: sie sind gewohnt worden, immer Befehle zu bekommen und von Andern getrieben zu werden. Es fehlt ihnen nicht an der nöthigen Kraft und Lust, ihre Glieder zu bewegen; aber es fehlt ihnen an derjenigen Thätigkeit der Seele, von der ich gleich anfangs geredet habe; an der,

*) Die Ruhhirten auf den Alpen sind nicht so dumm, noch unthätig. Das weiß ich. Auch unsre Schäfer sind es nicht. Sene haben die ganze Viehwirthschaft über sich; — diese haben in Verpflegung der Schafe einen Gegenstand abwechselnder Beschäftigungen. Unsre sogenannten Hirten thun nichts, als daß sie das Vieh auf der Weide hüten.

welche nöthig ist, um Entschlüsse zu fassen, über die Folge und Ordnung ihrer Verrichtungen nachzudenken, das, was heute geschehen muß, von dem, was auf morgen verschoben werden kann, zu unterscheiden. Ueberdies thut es ihnen, bei ihrer Entlassung aus dem Herrendienste, so wohl, nicht zur Arbeit gezwungen zu werden, daß sie auch die, welche ihnen die Liebe zu ihrem eignen Wohl auferlegen sollte, unterlassen. Sie sind immer getrieben worden; sich selbst anzutreiben haben sie nicht gelernt.

Ein Guts herr wird am besten den Fleiß unter seinen Unterthanen befördern, setzten meine Freunde hinzu, wenn er dieselben kennen zu lernen und sie nach ihren Anlagen und ihrem Charakter auf diejenige Stelle zu befördern sucht, welche sie am besten auszufüllen gemacht sind; wenn er die, welche befohlene Arbeit unter Aufsicht gut und emsig machen, als Gesinde braucht und in dem Dienststande erhält; denen aber, welche Kopf und natürlichen Fleiß haben, um sich ihre Arbeit selbst zu wählen, zu dem Besitze von eignen Grundstücken verhilft. Er thut unrecht, sagten sie weiter, und befördert die Faulheit, wenn er ihr so zu sagen nachgibt, und diejenigen, welche einen Hang dazu haben, zu Verrichtungen bestimmt, welche wenig oder keine schwere Arbeit erfordern, wenn er sie z. E. zu Heibeläufern macht. Ruhe und Bequemlichkeit muß die Belohnung des Fleißigen seyn. Nur derjenige Herr kann unter seinen Vasallen den Fleiß aufmuntern, der zugleich im Stande und bemüht ist (denn ungerecht wäre es, dieß von allen Gutsbesitzern zu fordern), denen, welche mehr und schwerer gearbeitet haben, als andere, in ihrem Alter ein etwas besseres Auskommen mit Gemächlichkeit zu verschaffen.

II.

Eine andere Eigenschaft jedes in der Unwissenheit und Niedrigkeit erzogenen Menschen ist eine mit Scheu verbundene Neugier in Absicht alles dessen, was fremd ist. Die Unwissenheit des Bauern macht, daß er an neuen Gegenständen oder unbekannten Personen, besonders wenn letztere aus den höhern Ständen sind, etwas Außerordentliches findet, das seine Bewunderung erregt, oder wenigstens seine Aufmerksamkeit fesselt. Seine Ungewohnheit, mit Andern als mit seines Gleichen und mit Bekannten umzugehen, macht, daß er sich mit Fremden nicht zu benehmen weiß, und sich also im eigentlichen Verstande vor ihnen schämt. Das Gefühl seiner Niedrigkeit und Schwäche endlich erregt etwas der Furcht Aehnliches, das nicht selten mit Widerwillen verbunden ist, wenn der Fremde weit über ihm zu seyn scheint. Alle diese Gemüthsbewegungen äußern sich um desto mehr, je schlechter erzogen, je plumper, je unwissender und je slavischer der Bauer ist. Sie bilden sich überdies noch auf mehr als eine Art um, nach der besondern Lage, in welcher sich der Stand der Bauern überhaupt, oder gerade die Gesellschaft der Bauern befindet, unter welche der Fremde geräth.

Ich habe auf meinen kleinen Ausflügen in Schlesien und in den angrenzenden Provinzen Deutschlands eine fünffache Begegnung des Landmanns gegen Fremde bemerkt.

Da, wo er ganz ungeschliffen und dumm ist, gafft er sie an, ohne eine andere Bewegung. Der Anzug des Frem-

den, sein Thun und Lassen, ist für einen solchen Bauern eine seltsame Erscheinung, die er sich nicht zu erklären weiß, und die seine wenigen, bloß in den Bezirk seines Dorfs eingeschränkten Begriffe auf gewisse Weise in Verwirrung bringt. Ich glaube, daß ein Reisender den Grad dieser mit Befremdung vermischten Neugier, die er unter den Einwohnern eines Dorfs erregt, so lange ihm andre Gelegenheiten, diese Kennen zu lernen, fehlen, ziemlich richtig als den Maßstab der Verfeinerung und Aufklärung brauchen kann, zu welchem sie gelangt sind. Wenn ich in einem Dorfe bemerke, daß Junge und Alte ruhig ihren Weg fortgehen, gesetzt auch, daß sie einen bessern oder anders gekleideten Menschen, — oder wenn sie ihn auf andere Weise sich betragen, anders beschäftigt sehen, als sie selbst sind, da schließe ich schon auf eine gewisse Bildung des Verstandes und der Sitten. Diese Menschen, sage ich zu mir selbst, müssen entweder schon mehr Sachen gesehen haben, um das, was ihnen jetzt vorkommt, nicht mehr neu zu finden, oder sie müssen besser und schneller urtheilen und Begriffe verbinden können, um sich das, was ihnen wirklich als neu erscheint, bald zu erklären, und dadurch ihrer Verwunderung Einhalt zu thun. In beiden Fällen sind sie gewiß klüger, als andere ihres Gleichen.

Zweitens. Da, wo der Bauer durch Unterdrückung sklavisch geworden ist, bezeigt er sich gegen jeden ansehnlichen Fremden sehr demüthig, aber eben an solchen Orten wird er auch leicht diesen Fremden anbetteln. Die Schüchternheit des Sklaven ist mit der Unverschämtheit des Bettlers nahe verwandt.

Drittens. Der türkische und etwas böshafte Bauer ist sehr zum Spott über Fremde oder solche Personen, die etwas ihm Auffallendes an sich haben, geneigt. Wer zu Fuße

durch ein Land reist, wird sehr oft das erfahren, was Morizen in England widerfuhr; daß er, ohne sich des geringsten Uebelstandes bewußt zu seyn, bei der Jugend in den Dörfern ein Gelächter hinter sich her erregt, besonders wenn der bäurischen Zuschauer viele beisammen sind. Diese Reizung des gemeinen Mannes, über Alle, die nicht seines Gleichen und doch nicht seine Herren sind, zu spotten, ist im Grunde ein Zug von kindischem Charakter. Denn der Mensch ohne Erziehung bleibt in vielen Rücksichten immer Kind. Das Fremde und Unbekannte wirkt nämlich auf solchen auf eine doppelte Weise. Ist es zugleich mit den Zeichen von überlegener Macht oder Würde verbunden, als z. B. wenn ein Wagen mit sechszen gefahren kommt, oder ein Herr mit mehreren Bedienten einhertritt; sind der Fremden mehre und der Zuschauer aus dem Pöbel wenige, so erregt es Furcht; der Bauernknabe verbirgt sich alsdann. Hat es aber nichts Fürchterliches, fühlt der Bauer, der den Fremden sieht, seine Ueberlegenheit für diesen Augenblick, es sey durch die Anzahl seiner Kameraden, oder auf andere Weise, ist er außerdem bei der Lust, so wird der Contrast zwischen ihm und dem Fremden ihm leicht in einem lächerlichen Lichte vorkommen. Was ihm vorher fürchterlich war, ist ihm jetzt nur fremd und possierlich. In diesem Verhältnisse darf nur etwas geändert werden: der Fremde, welcher der Bauern-Gesellschaft nicht ehrwürdig vorkommt, oder den sie, weil er ohne Begleitung ist, augenscheinlich nicht zu fürchten hat, darf nur über ihr Feld, oder durch ihre Gärten gehen, oder sich irgend etwas erlauben, was sie als einen Eingriff in ihr Eigenthum ansieht, auch wenn er dasselbe nicht im mindesten verletzt, so wird der Trupp anstatt in Spöttereien, vielmehr in Schimpfreden und Grobheiten ausbrechen. Diese größere oder geringere Bereitwilligkeit der Dorf-Einwohner

einer Gegend, Unbekannten einen ihnen selbst unschädlichen Gebrauch ihres Eigenthums zu verstatten, ist ebenfalls ein Zug, woran der Reisende Denkungsart und Charakter derselben erkennen kann.

Viertens. Diejenigen Bauern, welche durch Wohlhabenheit, Kriegsdienste oder größere Unabhängigkeit mehr Zuversicht zu sich selbst bekommen haben und zugleich etwas mehr Weltkenntniß besitzen, doch ohne dadurch moralisch gebildet worden zu seyn, sind gegen Fremde trocken und kalt. Sie lassen keine besondere Aufmerksamkeit auf sie blicken. Sie beantworten, was sie gefragt werden, nur kurz und einsylbig. Sie lassen sich nicht durch jeden Schein blenden. Sie müssen des Ranges oder des Reichthums des Fremden gewiß seyn, wenn sie ihm höflich begegnen oder dienstfertig gegen ihn seyn sollen. Diese Vorzüge, deren Beschaffenheit und Werth sie besser, als Andere ihres Standes, kennen gelernt haben, haben für sie eine Wichtigkeit, durch welche der Eindruck der bloßen Neuheit verdrängt wird. Ihrerster Gedanke also, wenn sie einen Fremden sehen, ist, insgeheim danach zu forschen, von welchem Stande und wie reich er seyn möge. Fallen die Nachrichten, die sie einziehen, günstig für ihn aus, so werden sie gesprächig und dienstwillig. Finden sie das Gegentheil, so bleiben sie stumm und kalt. — In dem Uebergange von gänzlicher Rohheit zu dem wahrhaft gesitteten Wesen gibt es eine mittlere Stufe, wo der Mensch gegen die Unterschiede des Glücks sehr aufmerksam ist, größere Vorzüge aber noch nicht kennt. Auf dieser Stufe steht derjenige Bauer, dessen Betragen gegen Fremde ich jetzt beschrieben habe. Da er den Reichen und Vornehmen nicht bloß fürchtet, sondern schätzt, so ist in ihm gewiß schon eine Begierde, selbst vornehmer und reicher zu werden. Und dieß zieht unfehlbar größere Betriedsamkeit nach sich.

Eine fünfte Art des Betragens gegen Fremde ist die eigennützige Freundlichkeit und Dienstfertigkeit, die nur bloß auf den Beutel derselben sieht. Sie findet sich bei einem durch Industrie und durch Handel sich bereichernden Landvolke mehr, als bei einem, das bloß vom Ackerbau lebt; sie findet sich in allen Ländern leicht an den großen Heerstraßen ein, wo der Durchzug der Fremden häufig ist. Jenes Landvolk ist zur Sparsamkeit und Aufhäufung kleiner Gewinnste gewöhnt, und verachtet also keinen, Jedermann ist ihm willkommen, welcher ihm etwas zu seinem gesammelten Schatze hinzuthut; nur umsonst ist bei ihm nichts zu haben. Bei dem Bauer im letztern Falle wird der Eigennutz durch die Gelegenheit, die er hat, viel auf ein Mal zu gewinnen, vergrößert, und seine natürliche Dienstfertigkeit, wenn er deren zuvor hatte, wird durch die Menge derer, die Anspruch darauf machen, geschwächt. In den kleinern Cantons der Schweiz und in den höhern Alpen ist die Gastfreiheit und Dienstfertigkeit zu Hause; in den häufiger besuchten Ebenen dieses Landes herrscht der Eigennutz.

Doch die Beobachtung der Bauern mehrer Länder zeigt deutlich, daß die äußere Lage nicht Alles beim Menschen thut. Naturell und Umstände müssen zusammen kommen, wenn eine gewisse Wirkung im Charakter und Betragen unausbleiblich erfolgen soll.

III.

Man lernt den Charakter eines Standes nicht besser kennen, als wenn man ihn mit dem Charakter der ihm ähnlichsten Stände vergleicht. Wenn ich auf diese Weise den Bauer mit dem geringern Handwerksmanne in den Städten vergleiche, so entdecke ich folgende Eigenheiten von jedem.

Auf der einen Seite sind viele Handwerker mehr eingeschränkt in ihren Begriffen; sie sind nicht so klug, so überworfen, so bekannt mit den Vorsichts-Regeln, welche man im Verkehr mit Andern, bei Sachen, die das Eigenthum betreffen, zu beobachten hat, nicht in Ränken so erfinderisch als der Bauer. In der That hat der gemeine Handwerksmann mit wenigern und einförmigern Gegenständen zu thun. Er ist in seiner Stube eingeschlossen; was er in der Jugend gelernt hat, wiederholt er nur ohne Aufhören ganz mechanisch; er steht, vermöge seiner Unabhängigkeit selbst, und weil er keine liegenden Gründe besitzt, in weniger bürgerlichen Verhältnissen. Der Bauer hingegen hat ein weiteres Feld von Betrachtungen. Die Landwirthschaft erfordert mehrere auf einander folgende Arbeiten, die nicht immer auf einerlei Art, noch in gleicher Ordnung geschehen können; und die also immer neue Ueberlegung brauchen. Die freie Lust und Bewegung ermuntert auch den Geist, und viele der bäurischen Geschäfte lassen dem Bauer Freiheit zu denken, worüber er will, und wenn er mit Andern arbeitet, auch davon zu reden. Der Bauer ist überdies Eigenthümer, Lehnsmann,

Pächter, er kauft und verkauft. Alle Arten von Contracten kommen ihm unter die Hände; er erhält von den verschiedenen Arten des Eigenthums und ihrer Unterordnung Begriffe; er lernt viele der persönlichen und dinglichen Rechte aus seinem eignen Zustande kennen, von welchen der geringere Einwohner der Städte nichts erfährt. Dieser ist daher weit weniger Jurist und Rechenmeister, als der Bauer. Da er überdies nicht so oft in den Fall kommt, Rechenschaft von seinen Handlungen geben und sich entschuldigen zu müssen, so hat er weniger List und Verstellungskunst.

Der Bauer auf der andern Seite ist erstlich in seinem Aeußern ungebildeter und rauher, als der Handwerksmann. Man pflegt dieß gemeinlich Grobheit zu nennen. Er hat seltener Leute von höhern Stande und besserer Erziehung vor Augen, und hat weniger Antrieß des Ehrgeizes, sie nachzuahmen. Seine Sitten bleiben also so, wie er sie bei seines Gleichen von Jugend auf gesehen hat, und so wie sie zu seiner Beschäftigung und zu dem Grade der Ausbildung seines Gemüths sich schicken. Es ist nichts Fremdes, nichts Angenommenes an ihm; aber das Eigene ist noch roh und ungeschliffen. Der Handwerker hingegen, der den Vornehmen näher ist, der oft, obgleich immer nur auf kurze Zeit, mit einem von ihnen zu thun hat, und der weber durch seine Erziehung vorbereitet ist, noch durch die Art seines Umgangs mit den Vornehmern angeleitet wird, sich nach den Mustern, die er gelegentlich sieht, wirklich zu bilden; der Handwerksmann, sage ich, nimmt einzelne Ausdrücke, Stellungen, Gebräuche von ihnen an, die zu seiner übrigen Handlungsweise, selbst zu seiner Denkungsart und seinen bürgerlichen Verhältnissen nicht passen. Er wird daher nicht selten affectirt; er bekommt einen falschen Wohlstand. Dieses Gemisch von vornehmen und gemeinen Sitten ist es eben, was man das bür-

gerliche Air nennt und welches in verschiedenen Graden allen städtischen Gewerben anklebt, bis es sich endlich bei denjenigen Personen verliert, welche entweder durch sehr ausgebreitete Geschäfte einen großen Umgang mit der Welt bekommen, oder wegen des alten Wohlstandes ihrer Familien einer frühzeitigen Cultur ihres Verstandes und ihrer Sitten theilhaft geworden sind. Oft ist daher der Handwerker von dem wahren Anstande, der immer das Natürliche voraussetzt, weiter entfernt, als der Bauer. Man sieht auch, daß ein gesunder, wohlgebildeter, wenn gleich noch so tölpischer Bauer leichter zu dem Anstande, den die militärische Disciplin fordert, gebracht wird, als ein Schneider- oder Schuster-Geselle. Dieses kommt zum Theil auch daher, daß zwar der Körper des Bauern durch seine Arbeit sehr ermüdet und abgehärtet wird, daher auch seine Seele etwas theils von Trägheit, theils von ähnlicher Rauhgigkeit und Härte bekommt; daß er aber doch nicht so zusammenschrumpft, nicht so verschoben und gleichsam gelähmt ist, als der Körper vieler sitzenden Handwerksleute, welche daher wegen des Zusammenhanges, der zwischen Körper und Geist ist, auch in ihren Urtheilen, Sitten und ihrem ganzen Betragen etwas Schiefes und Vershobenes bemerken lassen.

An geschärftem Mutterwize, an Gesundheit und Stärke des Körpers also thut es der Bauer dem geringern Einwohner der Städte zuvor. Dieser aber gewinnt wieder einigen Vorzug durch seine Erziehung und durch seine Freiheit. Im Ganzen ist der Unterricht in den Landschulen doch noch schlechter, als der, welchen die gemeine Jugend in den Städten erhält. Der Handwerksbursche ist in den Zeiten seiner Lehrjahre unter einer strengen Aufsicht, wird zur Arbeit und Eingezogenheit angehalten und vor den Ausschweifungen seines Alters eben durch seine Häuslichkeit bewahrt. Ist er in

einer frommen und gutdenkenden Familie, so werden ihm durch gute Beispiele, oder durch Lesen und Unterricht doch einige religiöse und sittliche Grundsätze eingeflößt. Der Bauerjunge ist mehr sich selbst überlassen, besonders sobald er anfängt zu dienen; er ist eher den Versuchungen der Wollust ausgesetzt, und hat fast mehr Gelegenheit, die aufreizenden Lüste zu befriedigen; er ist mit vielen eben so jungen rohen Menschen, als er selbst ist, und auch mit lässlichen in Gesellschaft; er hört außer der Predigt selten etwas Moralisches oder zur Religion Gehöriges. Wenn der junge Handwerker heranwächst und sich in seinem Stande ansässig macht, so nimmt er doch an der Aufklärung, die in der Stadt und in dem Zeitalter herrscht, einigen Antheil theils durch die Gelegenheit, die er hat, auch gute Kanzelvorträge zu hören, theils durch die Bücher, die ihm in die Hände fallen, theils endlich durch manche gelegentliche Unterredung mit Männern von Einsicht. Der Bauer findet außer seinen Geschäften, seinen Erfahrungen und seinem Nachdenken selten neue Quellen des Unterrichts in seinem höhern Alter, unabhängig von denen, welche er in seinen Kinderjahren gehabt hat. Daher dauern bei ihm die ererbten oder in der Jugend erlernten Begriffe und mit denselben auch alte Vorurtheile am längsten fort, und sein Geschmaç, seine Religionskenntnisse, seine physikalischen und moralischen Einsichten sind hinter dem Grade der Erleuchtung des Zeitalters weiter zurück, als die des gemeinen Bürgers. In Welthändeln und Geschäften weiß er sich mehr Rath; im Räsonniren, in wissenschaftlichen Begriffen, in Kenntniß allgemeiner Wahrheiten ist ihm der Städter überlegen.

Dieser ist ferner frei: ein zweiter Umstand, der, wenn er auch nicht seinen Charakter sehr veredelt, doch ihm manchen Anlaß zur Verschlimmerung benimmt. Der Bauer ist

auch da, wo, wie in Deutschland, keine Leibeigenschaft Statt findet, doch dem Besitzer des Grundes und Bodens, den er bewohnt, als seinem Richter und zugleich seinem Dienstherrn unterworfen, der in dem ersten Verhältnisse die allgemeinen Gesetze an ihm oder in seinen Angelegenheiten zu vollziehen, in dem andern besondere Dienste und Abgaben für sich selbst zu fordern hat. Der Handwerksgefelle dient auch; aber er kann seinen Herrn verlassen, sobald dieser ihm nicht mehr gefällt; und dieser Herr ist nicht seine Obrigkeit. Selbst der Handwerksmann steht in einer mannichfaltigen Abhängigkeit, — unter vielerlei Zwange; aber diese Herrschaft, die über ihn ausgeübt wird, ist unter Viele vertheilt; sie ist weniger sichtbar und also weniger beschwerlich. Der Bauer hat eine einzige Person vor Augen, die ihm durch die Macht, welche sie ausübt, fürchterlich, durch die Abgaben und Dienste, die sie von ihm fordert, oft verhaßt ist. Er sieht oder bildet sich ein, daß seine Vortheile mit den Vortheilen dieser Person in beständigem Widerspruche stehen. In dieser Lage, wenn nicht Religion und ein natürlich guter Charakter dem Menschen zu Hülfe kommt, erlangt Haß, Bitterkeit, Widerwillen die Herrschaft in der Seele. Und da der Bauer zu ohnmächtig ist, diese Leidenschaften durch offenbaren Widerstand auszulassen, so nimmt er zum Betrüge, zur List, zu heimlichen Ränken seine Zuflucht.

Dieß mag es wohl seyn, was dem Bauern den besondern Beinamen des tückischen zugezogen hat, mit welchem man so oft das Eigenthümliche seines Charakters bezeichnet.

Ich habe lange studirt, was das Wort tückisch, welches ich nie öfter gehört habe, als wenn von Bauern die Rede gewesen ist, eigentlich bedeute. Es ist nicht gleichgeltend mit betrügerisch. Es ist nicht so hart als dieses;

es geht aber mehr auf den ganzen Charakter, da das Wort betrügerisch mehr auf einzelne Handlungen geht. — Das Wort listig drückt etwas zu Allgemeines aus; das tückische Wesen ist eine Unterart von der List.

Außer den Bauern sind es vornehmlich die Kinder, von denen man sagt, daß sie tückisch aussehen. Es soll also ohne Zweifel ein Gemisch von kindischem Wesen, von Einfalt, von Schwäche, — mit Bosheit, mit List anzeigen. Ich will die Physiognomie zu Hülfe nehmen, um das Geistige, welches jener Ausdruck bezeichnen soll, mir zu erklären. Jeder erinnert sich ohne Zweifel, solche Gesichter von Bauernknaben gesehen zu haben, wo das eine Auge, oder auch vielleicht beide unter den halbgeschlossenen Augenlidern wie verstohlen hervorschielen, der Mund offen und zu einem spöttischen, etwas dummen Lachen verzogen, der Kopf gegen die Brust angebrückt, oder doch zur Erde gesenkt ist, als wenn er sich verbergen wollte; mit einem Worte, Gesichter, in welchen sich Furcht, Blödigkeit, Einfalt, mit Spott und Abneigung vermischt, abmalen. Solche Knaben stehen, wenn man etwas von ihnen verlangt, oder zu ihnen redet, unbeweglich und stumm wie ein Stock; sie antworten auf keine Frage, die der Vorübergehende thut. Ihre Muskeln sind wie steif und unbeweglich. Sobald aber der Fremde sich ein wenig entfernt hat, laufen sie zu ihren Kameraden und brechen in ein lautes Gelächter aus.

Man kann nach wahrscheinlichen Vermuthungen glauben, daß einige mit diesem Ausdrucke des Gesichts, mit diesem Betragen übereinstimmende Züge in dem Charakter des Bauern mehr, als in dem Charakter anderer Stände, lebenslang herrschen. Der Gemüthszustand, welcher sich dadurch zu erkennen gibt, scheint der oben angezeigten beson-

bern Lage angemessen zu seyn, in welcher der Bauer sich befindet. Sein niedriger Stand, seine Dienstbarkeit, seine Ar-
muth bringen ihm eine gewisse Furcht vor den Höhern bei;
seine Erziehung und Lebensart macht ihn auf der einen Seite
unbiegsam und trotzig, auf der andern in vielen Stücken ein-
fältig und unwissend; der öftere Widerspruch seines Willens
und seiner Vortheile mit dem Willen und den Befehlen sei-
ner Vorgesetzten gibt seinem Gemüthe eine Anlage zum
Hasse. Er wird also, wenn die Fehler seines Standes bei
ihm nicht durch seine persönlichen Eigenschaften aufgehoben
worden sind, jenem Knaben besonders im Betragen gegen
seine Obern ähnlich seyn. (Und gerade die Obern und Her-
ren des Bauern sind es auch, die ihm den tückischen Charak-
ter zuschreiben.) Er wird Verstellung an die Stelle offen-
baren Widerstandes setzen; er wird vor den Augen derselben
demüthig, nachgebend, sogar ihnen ergeben scheinen, und wo
er glaubt, verborgen zu bleiben, wird er Alles wider ihren
Willen und ihr Interesse thun. Er wird auf Ränke und
Intriguen sinnen, die demunerachtet nicht so fein ausgespon-
nen seyn werden, daß sie sich nicht sollten bald durchsehen
lassen.

Man kann zwei Hauptunterschiede, wie in den Schicksa-
len, so in dem Charakter der Bauern annehmen. Der ganz
unterdrückte, der ganz unter dem Joche der völligen Slave-
rei seufzt, wird in seinem gewöhnlichen Zustande fühllos sich
Alles gefallen lassen, ohne den mindesten Widerstand zu thun,
selbst ohne den Wunsch nach Erleichterung in sich zu fühlen;
er wird sich selbst zu den Füßen desjenigen werfen, der auf
ihn treten will. Dann aber, wenn er aus dieser Schlaffucht
durch besondere Umstände, durch Aufreizungen, durch einen
listigen und kühnen Anführer erweckt wird, dann wird er

wüthend wie ein Tiger und verliert auf ein Mal mit der Demuth des Sklaven auch alle Gefühle der Menschlichkeit.

Der halbleibeigene Bauer, der Eigenthum hat und den Schutz der Geseze genießt, aber doch unter mehr oder weniger lästigen Bedingungen an die Erdscholle und mit ihr an den Dienst des Eigenthümers derselben gebunden und seinem Richteramte unterworfen ist, dieser Bauer erträgt gemeiniglich seine Beschwerden nicht ohne Empfindlichkeit. Man darf nicht befürchten, daß er sich dieselben durch offenbare Gewaltthätigkeit als Rebelle vom Halse zu schaffen suche; aber er führt dagegen einen immerwährenden geheimen Krieg mit seinem Herrn. Dessen Vortheile zu schmälern, die seinigen zu vergrößern, das ist ein Wunsch, den er im Grunde seines Herzens immer mit sich umherträgt, und eine Absicht, die er insgeheim, so oft es angeht, zu verfolgen sucht. Untreue und kleine Diebereien, verübt an den Gütern seines Herrn, hält er für lange nicht so schändlich, als wenn er sie sich gegen seines Gleichen erlaubte. Er ist nicht der ganz demüthige Sklave seines Herrn, er ist nicht ein für ihn fürchterlicher Feind; er ist aber auch kein freiwilliger, aus gutem Herzen gehorsamer Unterthan; er ist das, was man wahrcheinlicher Weise durch das Wort tückisch hat ausdrücken wollen.

Zu dem tückischen Wesen kann man als einen Bestandtheil oder als eine Folge einen gewissen Eigensinn sehen, der den Bauer, wenn er in Leidenschaft ist, oder wenn ein Vorurtheil sich einmal bei ihm eingewurzelt hat, unterscheidet. So wie sein Körper und seine Glieder steif sind, so scheint es in diesem Falle auch seine Seele zu seyn. Er ist alsdann taub gegen alle Vorstellungen, die man ihm macht, so einleuchtend sie sind und so fähig er mit unbefangenen Gemü-

the seyn würde, ihre Richtigkeit einzusehen. Die richterlichen Personen, welche in Prozessen der Bauern arbeiten, werden zuweilen solche Individuen gekannt haben, bei denen es zweifelhaft ist, ob die Hartnäckigkeit, mit der sie auf einer augenscheinlich ungereimten Idee bestehen, von ihrer Blindheit, oder ob sie von einer entschlossenen Bosheit herkomme. Zuweilen kann ganze Gemeinden ein solcher Schwindelgeist anfallen. Sie sind alsdann gewissen Verrückten gleich, die, wie man es ausdrückt, eine ideam fixam haben, d. h. eine Vorstellung, welche ihr Gemüth ohne Abwechselung einnimmt, oder welche bei der kleinsten Veranlassung wiederkommt, und die, so falsch sie ist, nicht durch den Augenschein der Sinne, nicht durch Vorstellungen der Vernunft weggeschafft werden kann, weil sie wirklich nicht in der Seele, sondern in der Beschaffenheit der Organe ihren Grund hat.

Nichts bringt mehr gegen den Bauer auf, als wenn man diesen Eigensinn an ihm gewahr wird. Denn was kann der Höhere weniger ertragen, als wenn der Geringere ihn nicht hört? Und was kann in der That den Verständigen und Gutdenkenden mehr aufbringen, als wenn die größte Deutlichkeit seiner Vorstellungen und alle in ihnen liegende Kraft der Wahrheit nichts über das Gemüth derjenigen vermag, welche er dadurch zu ihrer Pflicht oder zu ihrer Ruhe zurückbringen will?

Aber auch hier wird der Menschenfreund Ursache finden, Geduld und Nachsicht zu beweisen. Es ist diese Hartnäckigkeit nicht immer, ja, sie ist nur bei dem kleinsten Theil derer, welche sie beweisen, Bosheit. Dieser verführte große Haufe, der gegen seine Anführer ein blindes Vertrauen und gegen sich selbst das Mißtrauen hat, nicht genug übersehen zu können, was zu seinem Vortheil oder Schaden ist: dieser

hütet sich schon, auf die Vorstellungen, die ihm der Richter oder der Vorgesetzte macht, auch nur Acht zu geben. Er fürchtet sich vor seiner eignen Schwäche und hört deswegen den, welchen er für seinen Gegner hält, nicht einmal mit derjenigen Aufmerksamkeit an, welche nöthig wäre, wenn er von den Gründen desselben gerührt werden sollte. *) Andere hingegen sind durch diejenige Ungelenksamkeit des Verstandes, die eine Folge von weniger Cultur und geringen Kenntnissen ist, unfähig, aus einer Reihe von Vorstellungen, in die sie sich einmal hineingebacht haben, in eine andere überzugehen. Die Worte, die sie hören, gleiten, so zu sagen, an ihren Ohren hinweg. Ihr Verstand vernimmt nichts davon. Und wenn die Rede zu Ende ist, so ertönt in ihrem Kopfe nichts als der Satz, den jene Rede widerlegen sollte. Man sieht, daß die Hartnäckigkeit, welche aus dieser Quelle bei den Bauern entsteht, nur durch die Verbesserung ihrer Erziehung und durch die Veredlung ihres Geistes wegzuschaffen ist.

*) Der Bauer, habe ich oben gesagt, hält sich für klug und nicht selten für klüger, als andere Stände. Der Bauer, sage ich hier, fürchtet sich in gewissen Fällen vor seiner eignen Einfalt. Beides kann sehr wohl mit einander bestehen. Der Stolz auf seinen Verstand überhaupt und das Mißtrauen gegen seinen Verstand in einzelnen Fällen ist bei noch mehrern Menschen vereinigt, als bei den Bauern, — bei denen nämlich, die überhaupt einen eingeschränkten Verstand haben. Wenn sie bloß über sich und Andere urtheilen, so erheben sie sich über Andere; wenn sie aber mit Andern in Sachen zu thun haben, wo es auf ihren Nutzen oder Schaden ankommt, so erkennen sie ihre Schwäche und vergrößern sie sich oft.

IV.

Es ist ein allgemein bekannter und schon oft bemerkter Charakterzug des Bauern, daß er gern bei'm Alten bleibt. Es müssen ungewöhnlich starke Bewegungsgründe auf ihn wirken, wenn er die von seinen Aeltern ihm gleichsam angeerbte Art, seine Geschäfte zu treiben, so lange sie ihm nur einigermaßen sein Auskommen verschafft, abändern soll. Dieser Haug, den er mit einem großen Theil aller Handarbeiter gemein hat, rührt theils aus Trägheit her, — jede Neuerung erfordert Nachdenken, um sie zu fassen, erfordert neue Uebung, um sie gehörig auszuführen; theils aus Unverstande, — der Bauer ist nicht fähig, allgemeine Gründe zu durchdenken, und er hält sich also an die Erfahrung, als seine einzige Führerin; theils aus Mißtrauen gegen die Höhern, — die meisten Vorschläge zu Verbesserungen kommen von der Obrigkeit, oder von den Gutsherren, oder von den Gelehrten, wovon er den einen nicht die nöthige Einsicht, den andern keinen guten Willen gegen sich zutraut; theils endlich aus Mangel der Begierde nach einem bessern Zustande, als sein gegenwärtiger ist.

Bei einer solchen blinden Anhänglichkeit an alte Gewohnheiten ist die Dienstbarkeit des Bauern selbst beinahe das einzige Mittel, wodurch er belehrt werden kann. Als freier Bauer würde er auf seinem Acker nie eine neue Methode versucht haben. Als Fröhner ist er gezwungen, auf dem Acker seines Herrn Idergleichen zu versuchen. Seine

Dienste bei einem verständigen Wirth lehren ihn also manches verbesserte Ackerwerkzeug, manche nützliche Bearbeitung des Bodens kennen und schätzen, die er in seiner Hütte würde verlacht haben. Er sieht zugleich die Wirkung davon vor Augen, und dasjenige Vorurtheil, welches keine Gründe ihm würden benommen haben, muß doch den wiederholten Experimenten, die er gezwungener Weise anstellt, weichen.

Uebrigens ist dieses Vorurtheil des Alterthums bei einer Klasse von Menschen, die mit ganz unentbehrlichen Arbeiten ohne Aufhören beschäftigt ist, und die weder Muße noch Fähigkeit hat, a priori Sachen zu durchdenken, überhaupt genommen, mehr nützlich als schädlich. Die Erfahrung leitet in der That die Menschen, wenn sie von Generation zu Generation, an demselben Orte, dasselbe thun, ohne daß sie es selbst wissen, gerade auf die Methoden, welche den Umständen die angemessensten sind. Daher kommen die Neuerer, welche, ohne die Localkenntnisse aus Erfahrung zu haben, aus allgemeinen Gründen glaubten, Veränderungen machen zu müssen, nach einigen Jahren von Versuchen, so oft auf die zuerst verachteten Methoden zurück. Verständige Landwirthe sind auch einig, daß viele, und selbst der größte Theil der in neuern Zeiten vorgeschlagenen Veränderungen keinen wesentlichen Nutzen haben, und daß es überhaupt in der Landwirthschaft auf die genaue und pünktliche Ausführung mehr, als auf neue Methoden ankomme, wenn man sich gute Ernten verschaffen will. Wenigstens würde der Landmann weit mehr irre gehen, wenn er seinen eignen Speculationen traute, oder jedem Rathe eines Reformators Gehör gäbe, als wenn er sich an die Beispiele und die Uebung seiner Vorfahren hält, und das, was diese gethan haben, nur mit Sorgfalt und Fleiß nachahmt.

V.

Die letzte der oben angezeigten Ursachen von der Anhänglichkeit des Bauern an das Alte, die Gleichgültigkeit desselben gegen die Verbesserung seines Zustandes verdient noch eine etwas weitere Erörterung, da ihr Einfluß sich nicht bloß auf diesen Fehler erstreckt, sondern in der That bei ihm das größte Hinderniß alles Fortganges, sowohl in seinem Fleiße und in seinen Einsichten, als in seinem Wohlstande werden kann.

Der erste Schritt zur Bildung des Geistes ist eine feinere Empfindlichkeit der Sinne; der erste Sporn zur Thätigkeit ist der Wunsch nach Befriedigung der Bedürfnisse, welche daraus entstehen.

Der unterste Grad dieser Verfeinerung ist, daß man einen Unterschied zwischen dem macht, was dem Geschmack und Gefühl angenehm oder unangenehm ist. Auch unter den Thieren ist dasjenige das dümmste und das gröbste, welches Alles frißt, was ihm vorkommt. Je gewählter das Thier in seinem Futter ist, desto mehr Fähigkeit, Gelehrigkeit und Anlage zur Sittlichkeit zeigt es auch im Uebrigen. Schon einige Grade weiter ist derjenige Mensch vorgerückt, und weiter, als je ein Thier kommen kann, der von den Gegenständen des Auges und Ohres vergnügt oder beleidigt wird, der an Reinlichkeit in Kleidung und Wohnung ein Wohlgefallen findet, der in der letztern Licht und freie Luft

verlangt; der an sich und an den Dingen, die um ihn herum sind, gerne etwas, das auch bloß zum Schmucke gehört, anbringt. Mit dieser Verfeinerung der sinnlichen Gefühle, oder mit dieser Vervielfältigung der sinnlichen Begierden, wächst allerdings auch der Fleiß, und er wächst fast nur durch diese. Denn der Bauer, welchem der Schmutz, darin er lebt, nicht mißfällt, der, welcher sich nicht vorstellt, daß er glücklicher sehn würde, wenn er etwas bessere Speisen aße, einigen reinlichen Hausrath, manierliche Kleider und ein helles Zimmer hätte, welche Triebfedern sollte der haben, sich sehr zu bemühen?

In dem jetzigen Zustande der Dinge und in unserm deutschen Vaterlande gibt es noch Bauern genug, welche kein anderes Wohlleben kennen, als das bloße Nichtsthun, — und dann, Uebermaß in gemeinen Speisen und Getränken. Wenn sie bei diesen Gesinnungen arm sind, so bleiben sie es auch; wenn sie durch Zufälle wohlhabend werden, so werden sie zugleich übermüthig. Denn wozu sollen sie ihr Geld anwenden, da sie nicht ihre Bedürfnisse vervielfältigt haben, da sie nicht für mehrer Arten des Vergnügens empfindlich geworden sind, als die auch der Vermiste unter ihres Gleichen genießen kann? Es bleibt ihnen nur eines von folgenden zwei Sachen zu thun übrig: Entweder, wenn sie gute Wirthe sind, so kaufen sie sich größere Güter an (und dies ist die beste Anwendung, die sie von ihrem Gelde machen können), oder wenn sie mehr den Genuß suchen, so befriedigen sie damit nur ihre gröbern Sinne, — sie trinken, sie spielen, sie gehen desto mehr müßig. Im ersten Fall ist das Glück, welches sie suchen, — das, dessen sie genießen, der Stolz auf ihren Reichthum; der, da sie doch deswegen nicht weniger in dem Verhältnisse der Unterthänigkeit bleiben, mit

den ihnen dadurch aufgelegten Pflichten in Widerspruch kommt, und sie daher ihren Herren vorzüglich beschwerlich, sie trotzig und proceßsüchtig macht. Im andern Falle versinken sie desto tiefer in Unsittlichkeit und alle ihrem Stande gewöhnlichen Fehler.

Vergleichen Erfahrungen sind es ohne Zweifel, die das unglückliche Vorurtheil hervorgebracht oder bestätigt haben, daß der Bauer nie besser seine Pflicht thue, als im Elende und unter dem Drucke, und daß Wohlhabenheit und gute Lage ihn verderben. Das lateinische Sprichwort, welches dieses sagt*), hat ganz das Gepräge der finstern Jahrhunderte, woraus es herkommen mag, und es empört, ich gestehe es, meine Empfindung äußerst. Aber alle jene Erfahrungen beweisen das nicht, zu dessen Erweis sie angeführt werden. Es ist ein großer Unterschied, ob eine gänzliche und dauerhafte Verbesserung mit den Umständen der Bauern vorgehe, oder ob einzelne unter ihnen sich durch plötzliche Glücksfälle bereichern. Die letztern können leicht übermüthig und unsittlich werden. Denn da sie nicht durch ihre Erziehung und durch die allmähliche Verfeinerung ihres Geschmacks zu dem Gebrauche ihres Vermögens vorbereitet worden sind, so erhalten sie dadurch nur Mittel, in denjenigen groben Leidenschaften mehr auszuschweifen, von welchen sie in ihrer Armuth waren beherrscht worden. Im ersten Falle hingegen, wenn der ganze Stand der Bauern durch stufenweisen Fortgang ihres Fleißes und eine allmähliche

*) *Rustica gens optima flens, pessima ridens.*

Erleichterung ihrer Lasten zu einem größern Wohlstande gelangt, wird dadurch gewiß auch sein moralischer Charakter veredelt. Durch die Kenntniß mehrerer Bequemlichkeiten und die Liebe zu einem gewissen Luxus wird er von grober Schwelgerei abgehalten. Ueberdies bekommt eine wohlhabende Bauerschaft mehr Ehrliche, und etwas mehr Achtung gegen sich selbst. Sie gibt ihren Kindern eine etwas bessere Erziehung. Sie kommt den höhern Ständen etwas näher. Eben dadurch lernt sie aber auch die großen Vortheile und Vorzüge derselben kennen, und dies unterdrückt hinwiederum bei ihr den Stolz, den der Reichthum erregen könnte.

VI.

Es ist eine Folge langer und immerwährender Abhängigkeit, und zwar um desto mehr, je sklavischer sie ist, daß die in derselben lebenden Menschen sich gewöhnen, auch in Absicht ihres Unterhalts sich mehr auf ihre Obern als auf sich selbst zu verlassen. Es ist eine Art von Ersatz für die Sklaverei, daß der Sklave unter allen Umständen von seinem Herrn ernährt werden muß, wenn dieser nicht sein Eigenthum verlieren will; es ist aber auch eine Folge derselben, daß der Sklave den Gedanken, sich selbst zu ernähren, aufgibt.

Es ist daher kein gegründeter Einwurf gegen die Vorzüge derjenigen Verfassung, worin der Bauer Freiheit und Eigenthum hat, daß der leibeigene Bauer selbst diese Vortheile, wenn sie ihm angeboten werden, von sich weist.

Wenn durch eine gewisse Lage, sie sey den natürlichen Neigungen des Menschen noch so sehr zuwider, der Geist einmal niedergedrückt worden ist, so ist es kein Wunder, daß er sich zu der bessern unfähig fühlt, und also auch nach und nach die Lust dazu verliert. Insbesondere aber wird in unserm Falle der Trieb, durch eignen Fleiß nicht nur sein Auskommen zu erwerben, sondern auch etwas für sich auf Fälle der Noth, oder für seine Kinder bei Seite zu legen, bei dem Bauer, welcher lange in armseliger Abhängigkeit geschmachtet hat, unwirksam und ohne Einfluß. Er bekommt den Bettlerstinn; sein armseliger Zustand behagt ihm, wofern er nur weiß, daß sein Herr ihm Brod geben muß, wenn er keines hat. Die Sicherheit seines Unterhaltes ist ihm mehr werth, als die Hoffnung zu gewinnen, und jene glaubt der träge gewordene Leibeigene mehr in dem Eigennutze seines Herrn, der keinen Unterthan, ohne selbst Schaden zu leiden, verhungern lassen kann, als in seinem Fleiße zu finden.

Die unzählbaren Abstufungen, die es, auch nur in dem Bezirke unsers Landes, von der Dienstbarkeit der Bauern und den Rechten ihrer Herren gibt, machen, daß ein Gemälde dieser Art nur auf einen kleinen Theil der Klasse, von welcher die Rede ist, vollkommen paßt, und daß, wer dasselbe mit dem Zustande eines einzelnen Bezirkes, eines einzelnen Dorfs vergleichen wollte, es leicht für unähnlich und schlecht getroffen halten könnte. Aber es ist nothwendig, in einer solchen Schilderung diejenigen Züge abgesondert darzustellen, die in der Wirklichkeit mit vielen andern Umständen vereinigt erscheinen, wodurch ihre Natur mehr oder weniger verändert wird. Es ist nothwendig, die Ursachen, deren Wirkungen man untersuchen will, in ihrer ganzen Kraft und ungeschwächt von Hindernissen anzunehmen.

Es ist alsdann leicht, diejenigen Fälle zu bemerken, wo jene Ursachen weniger vollständig vorhanden gewesen sind, oder wo ihnen durch begleitende Umstände Widerstand geleistet worden ist.

So wird man auch endlich diesen Bettlersinn der Bauern, diese Sorglosigkeit für die Zukunft, diese Geneigtheit, sich wegen ihrer Ernährung auf ihren Herrn, den sie doch nicht lieben, zu verlassen, diese Gleichgültigkeit gegen alle Mittel, sich aus einer solchen Abhängigkeit zu reißen, dies Alles wird man, bald mehr, bald weniger, — im Ganzen aber immer im Verhältnisse der Strenge der Leibeigenschaft finden. Dies ist also Beweises genug, daß jene Eigenschaft des Gemüths aus dieser Lage entsteht.

VII.

Man begreift unter dem Namen der Bauern zweierlei Leute, die in Absicht ihrer Lage und ihres Verhältnisses mit ihrem Herrn von einander merklich unterschieden sind, ich meine die Besitzer von Bauergütern, — und diejenigen eigentlichen Fröhner, welche von dem Lohne der Dienste, die sie ihrem Herrn leisten, ganz allein oder vornehmlich ihren Unterhalt haben.

In Aufklärung, in äußern Sitten sind beide, wie in der Mundart, die sie reden, einander fast gleich, weil sie, in beständigem Umgange mit einander und in gleichem Maße von den gesitteten Ständen abgesondert, sich durch einander

wechselseitig bilden. Im Charakter aber, in den Grundsätzen, wonach sie in dem gesellschaftlichen und bürgerlichen Verkehr handeln, in den Gesinnungen und dem Betragen gegen ihre Herren, weichen sie durch merklliche Schattirungen von einander ab. Das ist wenigstens der Erfahrung und dem Zeugnisse derjenigen Gutsherren gemäß, welche Dörfer, worin eine starke Bauerschaft ist, und solche, worin es nichts als Gärtnerstellen gibt, zugleich besitzen. Unter den eigentlichen Bauern herrschen diejenigen Fehler vorzüglich, welche dem Stande und der Beschäftigung ankleben, als Grobheit, Anhänglichkeit an alte Vorurtheile und Eigensinn; unter den Dienstleuten hingegen diejenigen, die aus der Knechtschaft, aus der schlechten Erziehung und aus der Armuth entstehen, Verstellung, heimtückisches Wesen und Dieberei. Jene, da sie von ihrem Herrn mehr abgesondert leben, können auch weniger durch ihn gebessert werden; da ihr Interesse weniger an den Vortheil ihres Herrn gebunden ist, und ihre Dienste nicht durch den Antheil, den sie an seinen Ernten haben, vergütet werden, so thun sie unwilliger Dienste; sie sind schwerer im Gehorsam zu erhalten, und wenn sie ein Mal auffässig geworden sind, schwerer zur Ruhe zu bringen. Dahingegen haben sie oft alle übrigen Tugenden des Menschen und des Hausvaters, in dem Maße und nach den Verschiedenheiten, als man solche bei jedem andern Stande findet. Wenigstens sind gewiß die Vernünftigsten, die Edelsten des Bauernstandes unter denjenigen zu finden, die ihren väterlichen Acker selbst pflügen. Diese (die Hofgärtner) werden durch die beständige Aufsicht, unter der sie bei Leistung ihrer Dienste stehen, wenn sie auch für sich selbst Hang zur Ausschweifung und zur Faulheit hatten, in einer gewissen Ordnung und zum Fleiße angehalten; sie ertragen die Unterthänigkeit leichter und verweigern den

Gehorsam seltner, weil sie Vortheil davon haben, wenn ihres Herrn Wirthschaft gut bestellt wird; aber sie können auch, wenn sie aufgebracht werden, zu einem viel höhern Grade von Bosheit kommen. Sie sind so gewöhnt, zu ihren Arbeiten getrieben zu werden, daß sie ohne Aufsicht, sich selbst überlassen, selten ihre Schuldigkeit thun. Sie haben endlich häufiger diejenigen Fehler, die mit der Verstellung und mit einem kleinen, niedrigen Eigennutze verbunden zu seyn pflegen, — Unredlichkeit gegen ihren Herrn und Neid gegen ihres Gleichen.

Unter den Bauern, welche Eigenthümer und wohlhabend sind, besonders wenn ihr Wohlstand durch einige Generationen fortgebauert hat, entsteht ein gewisser Familienstolz, der sich von dem persönlichen sehr deutlich unterscheidet, und der als charakteristisch in dieser Klasse und unter solchen Umständen angesehen werden kann. Der reiche Handwerksmann ist auch stolz, aber selten bleiben seine Kinder bei demselben Gewerbe, wenigstens ist es ein außerordentlicher Fall, wenn durch etliche Generationen hindurch Wohlstand und Beschäftigung zugleich in einer und derselben Familie fortleben. Dadurch allein aber nur kann der Name einer Familie in dieser Zunft, unter dieser Klasse von Bürgern ein Ansehen, einen gewissen Vorzug bekommen. Bei reichen Bauern treffen diese Umstände weit öfter zusammen. Die Familien können lange wohlhabend bleiben, ohne doch ihren Stand zu verlassen, oder ihren Wohnsitz zu verändern. Ihre Zweige breiten sich oft in derselben Gegend weit aus. Mit dem Namen derselben verknüpft sich also endlich in der Gesellschaft, unter welcher sie immer gelebt haben, ein gewisser Vorzug. Dies erregt den Stolz, wovon ich rede. Ein Bauer dieser Art thut sich etwas darauf zu Gute, aus

diesem und jenem Geschlechte herzustammen, zu den Rünzen und Heinzeln zu gehören, die in der Gegend, wo er lebt, die angesehensten sind. Dieser Stolz, der dem Adelsstolze ähnlich ist, wird dadurch vergrößert, wenn sich mehrere solcher Familien oft unter einander, und nur unter einander verheirathet haben. Kommt irgend noch ein anderer Unterschied in Herkunft, Sitten oder Tracht hinzu, so wird dieses System von bäurischem Adel noch vollständiger ausgebildet. — Ein Beispiel davon sind die altenburgischen Bauern. Aber auch, wo sie keinen solchen statum in statu ausmachen, findet man Gegenden, wo gewisse wohlhabende Bauernfamilien, unter einander verschwägert, sich die besten Güter zu eigen gemacht haben. Und diese sind es, die sich auch auf ihren Stand, als Bauern, auf ihre Tracht und auf Alles, was den Stand anzeigt, etwas zu Gute thun. Man hat deren gesehen, welche wohlhabende Bürgertöchter geheirathet haben, aber nur unter der Bedingung, daß sie sich wie Bäuerinnen trügen. Es war ihnen daran gelegen, daß ihre Ehefrauen sich unter ihrer Klasse als wohlhabender, durch eine größere Kostbarkeit ihrer Kleidung auszeichneten, aber nicht, daß sie sich durch eine fremde Kleidung von derselben absonderten.

VIII.

Es ist eine allgemeine Eigenschaft derer, welche mit Strenge beherrscht werden, daß sie diejenigen hinwiederum strenge beherrschen, die unter ihnen stehen. Es gibt, der

Erfahrung gemäß, keine ärgern Despoten, als die, welche es aus Sklaven geworden sind. Ein altes Sprichwort sagt das Nämlche vom Bauer, der zum Edelmanne wird. Und schon in dem Stande der Unterthänigkeit selbst, wenn der Bauer noch täglich Gelegenheit hat, zu erfahren, wie wehe der Druck und die Härte eines Obern thue, ist er doch geneigt, seine Kinder und sein Gesinde hart zu behandeln. Nicht, daß er einen genauen Gehorsam, und auf eine gleichförmige Art von ihnen fordere, sondern er gibt nur seinen Leidenschaften ohne Einschränkung gegen sie nach. Er strafft sie oft unmäßig strenge wegen kleiner unvorsächlicher Fehler, besonders wenn dadurch etwas von seinem Eigenthume ist verletzt worden, und läßt große, muthwillige hingehen, ohne sie zu bemerken. Dies ist auch der größte Fehler, den er bei der Erziehung seiner Kinder begeht, und wodurch er sie, anstatt des Gehorsams, Bosheit und Widersehllichkeit lehrt.

Ueberhaupt sind Zorn und Furcht die beiden Leidenschaften, welche bei rohen Gemüthern die Oberhand haben und gewöhnlich wechselsweise dieselben beherrschen. Die Liebe der beiden Geschlechter gegeneinander, die bei den höhern Ständen so viel zur Bildung der Sitten und des Charakters beiträgt, indem sie das eine Geschlecht auf Alles, wodurch es dem andern gefallen kann, aufmerksam und nach den Eigenschaften, wodurch es dem andern liebenswürdig wird, begierig macht, hat bei dem Stande, von welchem wir reden, weniger oder doch einen ganz andern Einfluß. Die Liebe ist bei ihm meistentheils eine Sache der Sinne und des Temperaments. Die Imagination wird nicht sehr dadurch in's Spiel gesetzt; es verbinden sich wenige moralische Gefühle damit, und die Begierde, zu gefallen, wird nicht erregt. Ueberdies haben die Bauern nicht genug Muße, aus

der Liebe eine Beschäftigung zu machen. Nur auf zweierlei Weise wirkt dieser Trieb auf den Charakter der Bauern: zum Schlimmen, durch Ausschweifungen, bald vortheilhaft, bald nachtheilig durch das Heirathen. Lüderlichkeit und Unzucht hat bei ihnen wie bei allen Ständen die Folge, zugleich nachlässige Wirths und Verschwender, — oft Spieler und Trunkenbolde zu machen. — Doch ist dies nicht von einer einmaligen Ueberraschung der Sinnlichkeit, sondern von der Herrschaft derselben zu verstehn. Viele gefallene Mädchen sind treue Weiber geworden, und der Bauer hat sich oft als Ehemann und Hausvater sehr gut aufgeführt, welcher als junger Bursche ausgeschweift hatte. — Was die Wirkung der Berehelichung betrifft, so ist dieselbe bei den Männern vielleicht am sichtbarsten. Viele derselben heirathen sich, wie man zu sagen pflegt, besser, artiger, fleißiger, als sie vorher waren. Ich weiß nicht, ob es eben so viel Beispiele von Weibern gibt, die sich durch das Heirathen verbessert hätten. — Andere verderben, — werden aus fleißigen und ordentlichen Jünglingen faule und lüderliche Ehemänner. Dieses, welches in allen Ständen zuweilen geschieht, ist bei dem Bauer desto weniger zu verwundern, weil das Weib in seiner Haushaltung von großer Wichtigkeit ist, und zum guten oder schlechten Fortgange der Wirthschaft durch ihre Eigenschaften und ihre Arbeit beinahe noch mehr beiträgt, als der Mann. Daß dem wirklich so sey, bestätigen die Zeugnisse Aller, die sich um den Wohlstand der Bauern durch eine Reihe von Jahren bekümmert haben; und wie es zugehe, erhellt aus zwei Betrachtungen. Erstlich, das Weib hat die Milchwirthschaft über sich, und an vielen Orten machen die Kühe den vornehmsten, — an allen aber einen sehr wichtigen Theil des Reichthums von dem gemeinen Landmanne aus. Ferner bei einer so kleinen

Haushaltung, als die feine ist, kommt auf das Zurathhalten, Sparen und Werthellen eben so viel an, als auf das Erwerben. Dieses kann oft durch den größten Fleiß des Mannes nicht erhöht werden; durch die häusliche Wirthschaft des Weibes aber kann der nämliche Erwerb ungleich weiter ausreichen. Viele mittelmäßige Wirthe kommen vorwärts durch gute Weiber; aber ein lächerliches Weib richtet den fleißigsten Mann zu Grunde. Wenn nun aber in der ehelichen Gesellschaft der Bauern die Dienste der Frau von so großer Wichtigkeit für die Wirthschaft des Mannes sind, so kann es nicht fehlen, daß nicht auch ihr Betragen einen Einfluß in den Charakter desselben haben sollte. Derjenige arbeitet mit mehr Lust, welcher sieht, daß er Etwas vor sich bringt; das wirthschaftliche Weib also, durch deren Sorgfalt dem Manne sein Erwerb mehr zu Gute kommt, macht oder erhält denselben auch fleißig. Auf der andern Seite, wenn im Hause, in dem Gebiete des Weibes, Verschwendung und Unordnung herrschen, und das, was der Mann außer dem Hause im Schweiße seines Angesichts erarbeitet hat, aufzehren oder fruchtlos machen, dann wird der Fleiß des Letztern halb nachlassen, und oft wird ihn der Unmuth darüber zum Trünke und zur Lächerlichkeit verleiten. Ferner, ein verträgliches, gutes Weib hält den Mann in den Stunden der Ruhe und der Erholung zu Hause; ein zänkisches treibt ihn fort und macht, daß er die Schenke und das Spiel sucht. Endlich, das weibliche Geschlecht ist auch bei diesem Stande, wenn es gut geartet ist, gemeinlich frömmere als das unfreige; und in der Ehe mit einer solchen Gattin wird der Bauer zu einem häuslichen Gottesdienste gewöhnt, der, wenn er nicht geradezu ihn bessert, doch als eine ernsthafte und regelmäßige Beschäftigung ihm nützlich ist.

So wirkt bei den Bauern die Verbindung der beiden Geschlechter. Weniger durch Zärtlichkeit und Leidenschaft, als durch die Gewohnheit, das Beispiel und die Triebfedern des Eigennuzes. Fast eine gleiche Bewandniß hat es mit den übrigen Arten der Liebe und den Verbindungen, worauf sie sich beziehen, — mit der Zuneigung zwischen Aeltern und Kindern, zwischen Geschwistern, zwischen Freunden. Sie ist selten unter Leuten dieses Standes zärtlich, so daß das Gemüth damit immer beschäftigt und davon belebt sey, aber sie ist deswegen nicht weniger reell, in sofern sie auf die Erfüllung wesentlicher Pflichten geht. Sie äußert sich mehr bei außerordentlichen Gelegenheiten durch Dienstleistungen, als durch eine beständige Gefälligkeit in dem gewöhnlichen Laufe des Lebens; mehr durch Beistand in Krankheiten und bei Unglücksfällen und durch thätige Hülfe bei der Arbeit, als durch ein angenehmes, gefälliges, liebeiches Betragen und durch das Verlangen nach dem Umgange der geliebten Person.

Dies ist nun das Bild des Bauern, so wie ich es habe entwerfen können. Vielleicht fehlen noch viele Züge dazu, welche zu bemerken ein längerer und weniger unterbrochener Umgang mit ihnen nöthig gewesen wäre. — Vielleicht gibt es falsche Züge darin, die ich aus einzelnen Beobachtungen

abstrahirt und zu schnell auf den ganzen Stand angewendet habe. Immer werden aber doch einige der angeführten Eigenschaften, die auch dem gemeinsten Beobachter nicht entgehen können, als Unterscheidungsmerkmale dieses Standes angesehen werden, — und also Personen, die mit demselben zu thun haben, zu einem Leitfaden dienen können.

Ueber die Muße.

Unter Muße verstehe ich diejenige Lage eines Menschen, in welcher es ihm frei steht, sein Gemüth mit jedem Gegenstande zu beschäftigen, welcher ihm vorzüglich gefällt.

Das Wesentlichste bei derselben ist also, die innere Freiheit des Geistes, in der Wahl der Sachen, auf die er seine Aufmerksamkeit richten, und überhaupt derer, wozu er seine Kräfte brauchen will.

Der Muße stehen zwei verschiedene Zustände entgegen: das geschäftige und das zerstreute Leben. In dem ersten sind es aufgegebenen und befohlne Arbeiten, in dem andern sind es verabredete Vergnügungen, welche das Gemüth, zu bestimmten Zeiten, auf eine von seiner freien Wahl unabhängige Art, fortdauernd beschäftigen. Der Hofmann, in aller seiner Herrlichkeit, hat so wenig Muße als der Tagelöhner oder Handwerksgefelle, der für sein Brod arbeitet. Beide stehen unter einem Herrn; Beide sind eingespannt in ein Joch, unter welchem sie ihren vorgezeichneten Weg, einen Tag wie den andern, wandeln müssen.

Von der Muße ist der Müßiggang sehr weit unterschieden. Dieser ist Unthätigkeit; jener ist die äußere Möglich-

keit einer freiwilligen, selbstgewählten, also der edelsten Thätigkeit.

Es kommt auf die Stärke des freien Geistes an, ob eine gewisse Lage ihm Muße gewähren soll. Geschäfte, die den einen Menschen zu Boden drücken, die ihn nicht frei athmen lassen, sind dem andern ein Spiel und hindern ihn nicht, sein Nachdenken auf andere Gegenstände auszubreiten, gesetzt auch, daß sie ihm nicht erlaubten, ihnen einen eignen Zeitraum zu widmen. Der eine wird durch den Rausch zu vieler gesellschaftlichen Ergötzungen trunken, und vergiftet sich, seine Pflichten und alles vernünftige Nachdenken. Der andere lebt in eben dem Geräusche, und bleibt nüchtern, seiner mächtig, ein denkender Mann, vielleicht ein beobachtender Philosoph. — Jedem Menschen ist diejenige Lage schädlich, welche ihm seine Geistesfreiheit raubt, und seine Vernunft verdunkelt. — Es ist daher das arbeitsame und das zerstreute Leben von sehr verschiedenem Einflusse auf verschiedene Menschen. Die schwachen werden durch das erste bloße Routiniers, durch das andere leichtsinnig, gedankenleer oder ausschweifend. Die starken hingegen können durch die Arbeit geübt, und durch die Zerstreuung verfeinert werden, ohne von ihren natürlichen Anlagen etwas einzubüßen.

Weil aber doch nur wenige Menschen diese überwiegende Selbstmacht haben, welche die Menge aufgedrungener Objekte, es mögen ernsthafte oder ergötzende seyn, gleichsam zu überwältigen und so zu bearbeiten wüßte, daß ihre intellectuelle und moralische Vollkommenheit darunter nicht litte, so ist es allerdings etwas Wünschenswürdiges für einen an sich thätigen und fähigen Geist, von diesem Dringen und Drängen äußerer Gegenstände frei zu seyn, und weder durch einen Obern, noch durch die Noth, noch durch die

bloße Pape in der Welt, immer von einer Beschäftigung, von einer Idee zur andern getrieben zu werden. Wenn diese äußere Pösspannung einem Manne von ausgezeichneten Talenten und edlen Gesinnungen zu Theil wird, einem Manne, der, durch eignen Trieb, mit Wahrheit und Tugend unablässig beschäftigt ist, dann ist sie wirklich, wie Sokrates sie nannte, etwas Heiliges; ein ehrwürdiger Zustand, ähnlich dem, in welchem wir uns das höchste Wesen vorstellen.

Gelassene, ruhige Thätigkeit ist an sich schon eine herrliche Eigenschaft. Thätigkeit, aus eigener Wahl, ist ein zweiter königlicher Vorzug. Wenn sie nun auch noch ununterbrochen auf einen großen und gemeinnützigen Zweck gerichtet seyn kann, weil keine äußere Störung sie abbrucht, dann kann sie den Menschen hoch erheben und der Welt wichtige Dienste leisten.

Aber für den unvollkommenen Menschen, der noch auf den ersten Stufen seiner Ausbildung steht, ist Muße kein schicklicher Boden, in dem er gedeihen könnte. So wie bei allen Menschen äußere Gegenstände zuerst die Sinne in Bewegung setzen müssen, ehe ihr Verstand anfängt, sich zu äußern, so müssen bei den meisten Menschen aufgegebene Geschäfte erst ihre geistigen Kräfte in eine regelmäßige Wirkksamkeit bringen, ehe diese, sich selbst überlassen, zur Veredlung ihrer selbst, oder zum Besten der Welt mit Erfolg arbeiten können.

Der dumme Mensch schläft ein, sobald er mit seinen Händen und Füßen nichts mehr zu thun hat. Der halb gebildete Geist verlangt wenigstens einen, ihm von andern für sein Nachdenken vorgelegten Gegenstand; er hat eines An-

stoßes und einer Richtung nöthig, die ihm nur durch die Pflichten eines gewissen Amtes, oder durch die Geschäfte eines bestimmten Berufs gegeben werden können. Es sind nur die auserwählten Menschen, die, wie Cicero es vom Africanus sagt, dann am lebhaftesten sich zu beschäftigen wissen, wenn sie am meisten von aller Nothwendigkeit, zu arbeiten, frei sind.

Die gaukelnde Bewegung der Sonnenstäubchen ist das Bild unruhiger Geschäftigkeit; die Bewegung der himmlischen Körper ist das Bild der thätigen Muße. Die Eile und das beständige Zurückprallen ist der Charakter der ersten; die Beständigkeit und das sichere, obgleich langsame Gelangen zum Ziele unterscheidet die zweite.

Wer könnte von der Muße reden, ohne des Landlebens und der Wissenschaften zu gedenken? An keinem Orte ist die Muße so erwünscht, als auf dem Lande; mit keinem Gegenstande kann sie so völlig ausgefüllt werden, als mit dem Anbaue der Wissenschaften. Die Stadt ist der Sammelplatz der Gewerbsarbeiten, der Standort der Regierungsgeschäfte und der Zerstreuungen; das Land ist der Aufenthalt der Ruhe, der Sitz des Nachdenkens, der Freiheit und der selbst gewählten Beschäftigung. Schon der bloße Anblick der Natur und ihrer Abwechselungen bieten dem geschäftlosen Manne eine immer bereitliegende Quelle von Vergnügen und Unterhaltung, und vielleicht die einzige dar, die auf lange Zeit aushält, und ganz in seiner Gewalt steht. Aber wie reich ist diese Natur nicht erst an Geistesnahrung und Arbeitsstoff für den, welcher sie entweder in ihrer verborgenen Wirksamkeit zu beobachten weiß, oder der sich durch die Empfindungen, welche sie erregt, zu höhern Betrachtungen erwecken läßt. Welcher glückliche Zustand, wenn der

Mensch einen, zwar nur sehr kleinen Theil des großen Weltalls, geschmückt mit allen Reizen des Frühlings, vor sich liegen, und dessen lebendige Kräfte sich vor seinen Augen entwickeln sieht, indem er zugleich über das Ganze, über den Ursprung desselben, über seine empfindende und vernünftige Bewohner, über die Veränderungen, die mit denselben vorgegangen sind, und über die vermuthlichen Schicksale, für die sie aufbehalten sind, nachdenkt! — Nie wird mir das Alterthum und dessen Geschichte wichtiger, als wenn die gemeinschaftlichen Gegenstände, welche von allen Generationen gesehen worden sind, mir eben jetzt vor Augen stehen; und die gemeinschaftlichen Freuden, welche von allen genossen worden sind, eben jetzt meine Sinnen und meinen Verstand beschäftigen. Auch sie, jene Helden und Weisen der Vorzeit, sahen diese Sonne und erwärmten sich an ihren Strahlen; auch sie freuten sich des wiederkehrenden Frühlings, und wurden auf ihren Fluren und Wiesen von denselben Gestalten, Farben, Tönen und Gerüchen, als ich, ergötzt und erquickt. Oder ist es die unsichtbare Welt, der Geist des Menschen, Gott und die Zukunft, auf welche mein Nachdenken gerichtet ist? Was führt mich mehr in sie hinein, — was unterstützt das Bestreben der Vernunft, über die Sinnlichkeit emporzusteigen, durch mehr verwandte Empfindungen, als die in die Augenfallende, harmonische Wirksamkeit von Himmel und Erde, zum Entstehen und Wachsen der künstlich gebauten Pflanzen, zum Leben und Vergnügen der empfindenden Thiere? Kommen Augenblicke der Ermattung, wo die Geisteskräfte sinken und der Faden der Untersuchung abreißt, gleich sind auf dem Lande sinnliche Gegenstände bei der Hand, welche auch unabhängig vom Nachdenken vergnügen können, — Gegenstände, welche den Geist, ohne ihn zu zerstreuen, abspannen, die Lebensgeister

erfrischen, und den Menschen, nach einigen Augenblicken der Ruhe, gestärkt wieder an seine Arbeit gehen lassen.

Das Landleben wird wenigen Menschen lange gefallen, wenn sie nicht entweder das Land selbst, welches sie bewohnen, oder an dessen Stelle das Feld der Wissenschaft und der Literatur anbauen. Auf der andern Seite wird Einsamkeit und Studiren selbst dem, welcher sich, unabhängig von andern Menschen, zu vergnügen und zu beschäftigen am besten versteht, weit eher lästig, wenn er in die Mauern einer Stadt eingeschlossen ist.

Natur und Wissenschaft sind für einander gemacht. Jene stellt dem Menschen die äußern Gestalten und die sichtbaren Abwechselungen der Dinge vor Augen, deren innere Natur und geheime Triebfedern diese untersucht. In dem vereinigten Genuße von beiden kann er es, ohne anderer Geschäfte oder Vergnügungen zu bedürfen, am längsten aushalten. Und hat er nur einen Freund bei sich, welcher den Geschmack an der Natur und die Liebe zur Wissenschaft mit ihm gemein hat; ist es ihm in seiner Lage nur noch möglich, einigen Personen wohlzuthun und andern Dienste zu leisten: o, dann kann er, bei dieser ländlichen Muße, so thätig und so glücklich seyn, als die eingeschränkte Natur des Menschen nur immer erlaubt.

Ueber den Verfall der Kleinen Städte.

Es ist eine gemeinschaftliche Klage mehrer Länder, daß der Wohlstand der Landstädte*) gegen vorige Zeiten abgenommen habe. In jeder deutschen Provinz kann man Städte nennen, die noch vor wenigen Menschenaltern an Volksmenge und Betriebsamkeit der Einwohner blühten, und deren Häuser jetzt in Unwerth sind, deren Werkstätten leer stehen, und deren Einwohner arm werden.

Schon dieser Umstand, daß die Klage mehrern Ländern gemein ist, beweiset, daß die Schuld nicht an den Regierungen allein liege, denen man so geneigt ist, jedes in's Große gehende Staatsübel aufzubürden. Dertliche Ursachen können nur so weit wirken, als sie reichen, und Maßregeln, welche nur in einem Lande allein befolgt worden sind, können nicht als die Ursachen von Begebenheiten angesehen werden, die sich in vielen Ländern zugleich zutragen.

*) Unter Landstädten verstehe ich solche, die weder Residenzen noch große Handelsplätze sind.

Auf solche Weise verhält es sich mit dem Steigen der Güterpreise, mit der Herabsetzung des Zinsfußes. Diese Veränderungen gehen in einem großen Theile von Deutschland zu gleicher Zeit vor; und die Ursachen, woraus sie entstehen, müssen in dem gemeinschaftlichen Zustande dieser Länder gesucht werden. — Das veränderte Verhältniß des städtischen Nahrungsstandes gegen die Landgewerbe gehört ebenfalls unter solche allgemeine Erscheinungen, die man unrichtig aus eingeschränkten Operationen der einen oder der andern Landesregierung allein zu erklären sucht.

Aber auch die Thatsache selbst, welche erklärt werden soll, muß zuerst berichtigt werden. Wenn man von dem Verfall ehedem blühender Städte reden hört, so wird man nicht immer an das Aufblühen anderer erinnert, die in unsern Zeiten eine ihnen zuvor unbekannte Volksmenge und Wohlhabenheit erhalten haben. Diese Wanderungen des Kunstfleißes und des Reichthums von einem Orte, von einer Gegend eines Landes zur andern, sind allen, auch den im Ganzen noch so blühenden Ländern gemein. Selbst in dem Lande, welches die augenscheinlichsten Vorschritte vor andern in allen Gewinn bringenden Beschäftigungen gethan hat, — selbst in England, fehlt es nicht an Städten, die im Alterthume wohlhabend und bevölkert waren, und jetzt arm und menschenleer sind. Schon die von dem englischen Patrioten so oft getadelte Ungleichheit der Parlaments-Repräsentation ist hiervon ein Beweis; so wie sich auch dieser Mangel ihrer Verfassung nur aus jenen in dem Zustande ihres Landes vorgegangenen Veränderungen erklären läßt. Seit dem Zeitpunkte, in welchem es bestimmt wurde, welche Abtheilungen des Reichs eigne Repräsentanten in dessen gesetzgebende Versammlung schicken sollen, sind Städte zu Flecken

und unbedeutende Flecken zu großen Städten geworden. Die Geseze und willkürlichen Einrichtungen der Menschen sind geblieben; die natürlichen Verhältnisse der Dinge, auf welche jene sich gründeten, haben sich abgeändert. — Wären nicht in England, so gut wie in andern Ländern, viele ehemals blühende Städte in Verfall gerathen, so würden nicht hin und wieder armselige Flecken, ja selbst einzelne Häuser eigne Parlamentsglieder in's Unterhaus schicken. Die Anzahl solcher von ihrem alten Wohlstande herabgesunkenen Städte muß nicht geringe seyn, da die Anzahl solcher Glieder des Unterhauses, welche die Repräsentanten weniger und armseliger Wahlherren sind, ansehnlich genug ist, um dem Hofe einen entschiedenen Einfluß in die Zusammensetzung des Parlaments zu verschaffen. — Aber deswegen ist England nicht in Verfall. Für ein Old-Sarum oder Winchester sind Städte, wie Manchester, Birmingham und Liverpool, aus dem Nichts oder aus dem geringsten Anfange emporgestiegen, und haben, ohne die Rechte jener alten Städte zu erhalten, den Beitrag derselben zum allgemeinen Nationalreichthum sehr reichlich ersetzt.

Indeß, wenn auch diese Klage übertrieben wird, so ist es doch nicht ganz ungegründet. Daß die Städte im Ganzen verloren haben; daß die Anzahl der blühenden gegen vorige Zeiten vermindert, — daß ihr Wohlstand, im Verhältnisse mit dem Wohlstande der Landeigenthümer, gesunken ist; daß diejenigen, welche noch blühen, nicht durch Gewerbe, welche allen Städten gemein seyn können, sondern durch besondere Manufaktur- oder Handlungs-Zweige, die nur an wenigen Orten statt finden, ihren Flor erhalten; darüber ist in Deutschland nur eine Stimme.

Es ist der Mühe werth, die Abwechselungen des Wohlstandes bei den verschiedenen Klassen der Gesellschaft, und

die Ursachen dieser Abwechselungen, so weit man sie in den über alle solche Gegenstände nur dunkeln und zweideutigen Beugnissen der Geschichte auffinden kann, zu untersuchen.

Obgleich, wie man behauptet, in den mittlern Zeiten die Verbindung unter den Ländern Europens und selbst unter den verschiedenen Theilen eines Landes sehr gehindert und unvollkommen war, so muß doch ein gemeinschaftlicher Genius zeitig über Europa geherrscht, oder die Macht des Beispiels muß Mittel gefunden haben, von dem einen seiner Völker zum andern durchzudringen. Wenigstens finden wir gewisse Erscheinungen zu bestimmten Epochen fast durch ganz Europa allgemein, und die Veränderungen dieses ähnlichen Zustandes fallen gleichfalls in gleichzeitige Perioden.

In eben dem Jahrhunderte, in welchem italienische Städte zu der Größe mächtiger Republiken emporsteigen, sehen wir die Städte in allen europäischen Ländern groß und bedeutend werden. Der Fortgang ihres Glücks ist nicht allenthalben gleich schnell, und erreicht nicht allenthalben dieselbe Höhe; aber allenthalben thut die kunstfleißige und handelnde Klasse, zu der ihre Einwohner gehören, merkliche Schritte vorwärts, und erlangt ein ihnen zuvor nicht zukommendes Gewicht unter ihren Mitbürgern. Daß Florenz und Pisa, Venedig und Genua im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte Reichthümer, Unabhängigkeit und endliche Herrschaft erlangten, das befremdet Niemanden, — schon vielleicht deswegen, weil das Factum selbst so bekannt ist, aber gewiß auch, weil einige große Ursachen in die Augen fallen, welche gemeinschaftlich auf den Zustand dieser Städte wirkten, und ihn zu einer und derselben Zeit emporhoben. Aber wenn wir bemerken, daß in eben diesem Zeitraume die Freiheit und Größe der deutschen Reichsstädte gegründet wird,

der hanseatische Bund seinen Anfang nimmt, die flandrischen Städte mit Industrie und Reichthum den republikanischen Geist bekommen; daß in Norden, unter einem noch halb barbarischen Volke, sich eine handelnde Republik in der Stadt Novogrod bildet; daß Bergen in Norwegen und London in England zu gleicher Zeit sich emporheben, und daß selbst die Städte Frankreichs und Spaniens sich ein Ansehen in ihren Staaten und einen Einfluß in die Regierung erwerben, von welchen wir in frühern und spätern Zeiten keine Spur finden, so setzt uns die Aehnlichkeit dieser Vorfälle in Erstaunen, weil die Ursachen verborgen sind, welche in so entfernten Gegenden Europens den Zustand der Dinge auf eine gleichförmige Weise verändern konnten*).

Meine Absicht ist nicht, die Geschichte des Aufblühens und des Verfalls der Städte zu schreiben. Aber ich will aus dieser Geschichte einige Umstände ausheben, welche auch zur Erklärung derjenigen Veränderungen, welche noch jetzt im Zustande der Städte vorgehn, brauchbar seyn können.

Man sieht zuerst, wie Macht und Ansehen im Staate Einfluß auf den Wohlstand habe. Jede Klasse von Bürgern, jeder Stand, jeder Theil eines Reichs, der unterdrückt und in Verachtung ist, verliert seine Thätigkeit und seine Kraft, selbst in den Angelegenheiten seines Privateigennuzes. So wie er sich hingegen in seinen eignen Augen und in den Augen seiner Mitbürger und Obern erhebt, so wie er eine

*) In allen, auch den mittelmäßigen Städten Deutschlands, sind die größten Gebäude, Kirchen, Thürme, die kostbarsten Gemeinanstalten, deren wohlthätiger Einfluß zum Theile noch fortbauert, aus jenen entfernten Zeiten.

Stimme in den öffentlichen Angelegenheiten gewinnt, so scheint auch mit seinem Muth sein Fleiß und sein Glück in seinen Privatgeschäften zu erwachen.

Die Mauern und Thürme der Städte, durch welche sie Sicherheit vor auswärtigen Angriffen erhielten, ihre Bunscheinrichtungen und die Wahl ihrer Magistrate, durch welche sie eine Selbstregierung errichteten, die Bewaffnung und Waffenübungen ihrer Bürger, durch welche sie ihren Feinden und Nebenbuhlern fürchterlich wurden, — alles das hatte zwar an und für sich auf Handwerksfleiß und Handlung keinen unmittelbaren Einfluß; es scheint sogar, daß es diesen Gewerben Hindernisse in den Weg legen mußte, indem es so viele Hände davon abzog. Und doch sehen wir den Fleiß und die Betriebsamkeit in nützlichen Geschäften mit jenen Mitteln der Sicherheit und der Macht zu gleicher Zeit sich vermehren und abnehmen. — So wie Mauern und Gräben aufhörten, eine hinlängliche Befestigung zu seyn; so wie die Bürgermiliz gegen den Soldat der stehenden Heere lächerlich wurde; so wie der Stadtabel und die Municipalobrigkeiten gegen den Landadel und die Diener der Fürsten an Rang und Ansehn verloren: so verschwand auch das Uebergewicht des städtischen Reichthums, und an sehr vielen Orten verschwand auch der bürgerliche Fleiß.

Die Ursachen, durch welche diese beiden Sachen an einander geknüpft wurden, waren nicht bloß die allgemeinen, die in dem Geseze der menschlichen Natur liegen, daß durch Selbstschätzung und Gefühl einer gewissen Würde die Thätigkeit bei uns erweckt wird. Es lassen sich noch speciellere Ursachen entdecken, die von der Beschaffenheit der städtischen Nahrungszweige insbesondere abhängen.

Alle Produkte der Kunst, wie die Produkte der Natur, sind höher im Werthe, wenn sie seltner sind. In dem Anfange der Periode, von welcher ich rede, als die Städte erst erbaut oder ihre Einwohner erst seit Kurzem von der Leibeigenschaft befreit, und unter die Glieder des gemeinen Wesens aufgenommen worden waren, entwickelte sich, von der Freiheit unterstützt, der Kunstfleiß der Menschen auf eine so neue und außerordentliche Weise, daß er die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Es entstand plötzlich eine Menge vorher ganz unbekannter Fabrikate, oder die alten wurden mit mehr Kunst und in weit größerer Vollkommenheit verarbeitet, als sie die Hände der Sklaven in den Häusern der Großen hatten zu Stande bringen können. Aber da dieser auf Handarbeiten gewandte freie Fleiß eine neue Erscheinung war, so konnten auch die dadurch hervorgebrachten Werke nicht anders als selten sehn. Dinge, die wir jetzt zu den gemeinen Bequemlichkeiten des Lebens rechnen, wurden damals noch als Gegenstände des Luxus betrachtet; und solche, die wir für das Produkt gemeiner Handarbeit ansehen, wurden als Kunstwerke bewundert. Kein Wunder, daß die Arbeiter, welche die Waaren hervorbrachten, einen höhern Rang in der Achtung der Menschen und eine größere Bezahlung erhielten, als ihren Nachfolgern unter uns zu Theil wird.

Daß die Handwerker in dem mittlern Zeitalter, — eben in den Jahrhunderten, in welchen die Städte eine bedeutende Rolle spielen, — mehr als jezo geschätzt wurden: dieß ist aus mehreren unzweideutigen Angaben der Geschichte zu vermuthen. Die Mitglieder der Handwerkszünfte näherten sich in vielen ihrer Gewohnheiten und Rechte dem Adel; es bildete sich ein *point d'honneur* unter ihnen, das sie auch wie

dieser mit dem Degen vertheidigten. Die Gebräuche, mit welchen die Lehrlinge zu Gesellen ihrer Meister aufgenommen oder selbst zur Meisterschaft erhoben wurden, scheinen uns jetzt lächerlich, weil wir die Arbeiten selbst, zu denen diese Vorbereitungen führen, nicht mehr für künstlich oder achtungswerth genug halten, um so viele Umstände zu machen. — Und die ausschließenden Rechte, welche auf solche Weise den Gesellen und Meistern ertheilt wurden, scheinen uns jetzt verwerflich, weil sie die Fortschritte des Kunstfleißes in unsrer spätern Periode hindern. — Aber weder wären jene Gebräuche eingeführt worden, noch hätten sich diese Rechte unter zahlreichen und zerstreuten Classen mehrerer Länder festsetzen können, wenn nicht damals die Meinung von der Wichtigkeit der Handwerksarbeiten und von der Nützlichkeit solcher Einschränkungen zur Sicherung ihres guten Erfolgs in der Welt geherrscht hätte.

Der Stand der Gelehrten hat sich in diesen Rücksichten mit dem Stande der Künstler und Handwerker in einem sehr ähnlichen Falle befunden. Als nach einer langen Barbarei die Wissenschaften wieder aufblühten, waren die ersten Männer, die sich in dem Anbaue derselben hervorthaten, und die Anstalten, durch welche solche Männer gebildet wurden, weit mehr geachtet, als beide es in den nachfolgenden Zeiten einer höhern Aufklärung gewesen sind. — Man weiß, zu welchem Ansehen im Staate außer mehreren ältern Universitäten besonders die von Paris gelangte, die mehrmals in unruhigen Zeiten dem Streite der Parteien durch ihr auf die Waagschale der einen Partei gelegtes Gewicht einen entscheidenden Ausschlag gab. Zu dieser Zeit waren die Titel eines Magisters und Doctors, die in der unsrigen, als bloße Ehrentitel betrachtet, fast bis zur Lächerlichkeit herabgesun-

ten sind, in einem Ansehen, welches die dadurch ausgezeichneten Personen den Abligen gleich machte, und sie zur Erlangung aller Würden, die diesen sonst vorbehalten waren, berechtigte.

So wie nun die Gelehrten mehr galten, auf höhere Verdienungen und größere Belohnungen im Staate Anspruch machten, zur Zeit, als Gelehrsamkeit etwas Seltenes war: so waren auch die Handwerker in der ersten Periode des aufblühenden Kunstfleißes mehr geachtet, und wurden für ihre noch minder gemein gewordenen Arbeiten besser bezahlt.

Noch in einem andern Puncte waren diese beiden Classen der mit dem Kopfe und der mit der Hand arbeitenden Menschen in dieser Periode der erst aufblühenden Gelehrsamkeit und Industrie einander ähnlich. Die Arbeit selbst zog, weil sie neu war, auch die, welche sich damit beschäftigten, stärker an sich. Die bei einer Nation erst erwachende Liebe zur Kunst und zur Wissenschaft ist feuriger als die durch Erziehung und Gewohnheit fortgepflanzte. — Und diese feurigere Liebe zum Gegenstande verband auch diejenigen inniger mit einander, die in einerlei Gattung ihn bearbeiteten.

Damals war es, wo die ersten Gesellschaften der Wissenschaften entstanden, nicht zusammenberufen und besoldet von irgend einem Fürsten, sondern sich selbst zusammen gesellend durch die Aehnlichkeit der Neigungen und durch die Begierde, sich gegenseitig zu unterrichten, — und diese sich selbst bildenden Akademien waren es, welche große Dinge ausrichteten.

Auf eben diese Weise entstand mit dem Handwerksfleisse zu gleicher Zeit die Vereinigung der Handwerker in geschlossene Gesellschaften, und diese Verbindung war ebenfalls weit inniger und von größerm Einflusse, so lange der Handwerker mit leidenschaftlicher Anhänglichkeit sein Gewerbe liebte.

Die Kraft dieser Verbindungen wurde noch dadurch verstärkt, daß die Form der meisten Stadtregerungen auf dieselben gegründet war. Durch die Eintheilung der Einwohner in Zünfte, und durch die von den Zünften für ihre Städte gewählten Rathesglieder und Rassenverwalter wurde der demokratische Theil der Verfassung, welcher in allen städtischen gemeinen Wesen mehr oder weniger vorhanden war, in Ordnung gebracht und aufrecht erhalten. Daher hielten auch alle die, welche ihre städtische Regierungsform liebten und bei derselben Ehre oder Vortheil fanden, strenge über den Zunftgesetzen.

Aus diesem noch ungeschwächten Zünftsgeiste ist ein neuer Grund herzuleiten, warum den Handwerkern ihre Arbeiten damals mehr als jetzt einbrachten. Alle Vereinigung der Arbeiter gegen die unverbündeten Abnehmer zielt immer zur Vertheuerung der Arbeit ab. Darin liegt eben, wie Jedermann weiß, das Nachtheilige der Zünfte, welche als kleine Staaten im Staate sich gegen das große Publikum durch Verabredungen bewaffnen, und ihren Privatvortheil auf Kosten des allgemeinen befördern können. — Nun aber, diese Macht, welche die Verbindung der zünftigen Handwerksge nossen gibt, war im Anfange und während der glänzenden Periode der Städte weit größer, weil die Verbindung selbst genauer und von Jedermann als nützlich und rechtmäßig anerkannt war. Die Privilegien der Handwerkszünfte wur-

den nicht nur mehr geachtet von den Fürsten und Obrigkeit, sondern auch mehr in Ehren gehalten von den Mitgliedern selbst. Und so wurde es ihnen auch leichter als jetzt, die Preise der von ihnen verfertigten Waaren in einer gewissen Höhe zu erhalten, indem sie die Preisverderber weit nachdrücklicher zu strafen, und neue Mitbewerber weit kräftiger von sich abzutreiben im Stande waren.

Also: die Neuheit und Seltenheit guter Manufakturwaaren scheint in der Periode der erst sich emporhebenden Industrie der erste Grund von dem höhern Werthe derselben gewesen zu seyn; die Achtung für das Talent, welches sie hervorbrachte, kam wahrscheinlich mit in die Rechnung, und die feste Anhänglichkeit der Städter an diejenigen Sünstgesetze, welche die freie Concurrrenz hinderten, gaben dem neu entstandenen Handwerksfleisse die Begünstigungen eines Monopols.

Doch die Ursachen mögen gewesen seyn, welche sie wolten, so ist die Wirkung ausgemacht. Die Preise der Manufakturwaaren, welche den Erwerb der Stadteinwohner ausmachen, waren, verglichen mit den Preisen der Lebensmittel und des rohen Materials, welche die Landleute liefern, in ältern Zeiten weit höher als jetzt. Die Preise beider Arten von Erzeugnissen sind gestiegen, aber die Preise der Lebensmittel und Materialien der Industrie sind in einem größern Verhältnisse gestiegen, als die Preise der Arbeiten dieser Industrie. Der Wohlstand derjenigen Klasse also, welche von den letztern ihren Erwerb hernimmt, muß gesunken seyn.

Die bisherigen Betrachtungen gelten hauptsächlich von den größern Städten. Aber an dem Flor derselben nahmen

in den mittlern Zeiten auch die Kleinern Städte einen beträchtlichen Antheil, als ihnen gegenwärtig an dem allgemeinen Landesreichthume zufällt. Mehrere Umstände vereinigten sich, ihnen diese Vortheile zuzuwenden.

Zuerst entstand damals durch ganz Deutschland in den Städten eine allgemeine und sehr blühende Manufaktur, — die Bierbrauerei. Da die Städte das Monopol davon hatten, und da der Absatz dieses Getränks durch die Concurrenz keines andern vermindert wurde, so machte dieser fast allein für den größten Theil der Landstädte eine Quelle des Erwerbs, — und für mehrere, deren Fabrikat in dieser Art vollkommner und berühmter war, eine Quelle des Reichthums aus.

Ferner: zu einer Zeit, wo Deutschland in viele kleine Herrschaften getheilt war, deren Landesherren in der Mitte ihres Gebiets wohnten, und dort die Einkünfte ihrer Domänen verzehrten; zu einer Zeit, wo der Adel größtentheils auf seinen Gütern lebte, wo er die auswärtigen Luxuswaaren wenig kannte, und noch weniger Auswege wußte, sich dieselben zu verschaffen, zu dieser Zeit versorgten sich die Fürsten und die reichen Gutsbesitzer mit den vornehmsten Bedürfnissen und Mitteln des Wohllebens aus den Städten, welche ihnen am nächsten lagen. Weder durch Reisen noch Briefwechsel wurden sie mit Hausrath und Galanteriewaaren fremder Länder und entfernter Städte bekannt. Ebenso schwer wurde es ihnen, bei den unvollkommenen Handelsverbindungen sich Handwerkswaaren, die sie kannten, von fremden Orten kommen zu lassen. Jede Landstadt arbeitete also ausschließend für die Einwohner der Gegend, in welcher sie lag, — für die Reichen und Vornehmen sowohl, als für die Armern und Geringern. Kein Wunder, daß

die Bürger dieser Städte einen Erwerb hatten, der hinlänglich war, sie in mittelmäßigen Wohlstand zu versetzen.

Diesen Zustand der Dinge hat eine fortlaufende Reihe von Vorfällen nach und nach abgeändert, — Vorfälle, deren Wirkungen sich erst in unserm Zeitalter recht merklich gezeigt haben.

Die große Menge kleiner Dynasten sind nach und nach ausgestorben, und ihre Landschaften haben sich größern Reichen einverleibt, deren Beherrscher nun in Hauptstädten glänzende Hofhaltungen errichteten. In diese Hauptstädte flossen in der Folge die Einkünfte, die sonst in so vielen verschiedenen Bezirken verzehrt worden waren, zusammen. Mit dem Gelde zogen Hof und Regierung zugleich eine Menge Einwohner aus den Provinzen.

Der Adel sammelte sich, um der Geselligkeit zu genießen, ebenfalls in die größten Städte, oder besuchte sie doch in den Winterzeiten. Hier lernte er ausgesuchtere Mobilien, geschmackvolleres Tafelgeräth kennen, als er in der Nachbarschaft seiner Güter je gesehen hatte. Von nun an war sein Aufwand für die Handwerker der Landstädte, bei welchen seine Sitze lagen, verloren. Entweder war er von denselben abwesend und trug selbst den Künstlern größerer Städte oder den Ausländern sein Geld zu; oder, wenn er auch seine väterliche Wohnung nicht verschmähte, so war er doch mit der häuslichen Einrichtung seiner Vorfahren, und also mit den Produkten des Kunstfleißes seiner Gegend nicht mehr zufrieden, sondern ließ zu seinem Bedürfniß die Waaren, die seine Ahnherren bei den Bürgern der nächsten Stadt hatten verfertigen lassen, aus irgend einem entfernten Sitze des Luxus und der Kunst herbeiholen.

Dies führt mich auf noch eine andere Betrachtung. — Der Verfall der Landstädte scheint mir auf gewisse Weise mit dem Fortgange der Künste zusammen zu hängen.

So lange nämlich diese noch insgesammt in ihrer Kindheit waren, so lange konnte jeder leicht den Gipfel in der feinigen erreichen. Der Unterschied zwischen dem guten und schlechten Arbeiter war zu der Zeit geringer, als das Werk des vortrefflichsten selbst noch geschmacklos oder roh und einfach war.

Wenn in jedem Fabrikat nur für die nothwendigsten Bedürfnisse gesorgt wird, die allenthalben dieselben sind, so sind auch allenthalben leicht die Kenntnisse zu erwerben und die Muster auszufinden, durch welche sich der Fabrikant bilden muß. Aber so wie die menschliche Industrie in dem Künstlichen ihrer Handarbeit und in der Schönheit ihrer Formen Fortschritte machte, ward sie eben dadurch auf weniger Orte eingeschränkt, weil zur Bildung des Geschmacks Modelle gehören, die nicht allenthalben zu finden sind, und weil zur Erweckung der Erfindsamkeit und des mechanischen Fleißes die Mannichfaltigkeit von Ideen, Bedürfnissen, Geschäften und Zeitvertreiben nöthig ist, welche die Menschen nur in zahlreichern Gesellschaften und in den Sammelplätzen großer Städte finden.

Als die Hand des Handwerkers von dem Kopfe des wissenschaftlichen Mechanikers oder von dem Griffel des Zeichners geleitet zu werden anfing, dann zeigte sich der Unterschied der Menschen und Nationen unter einander an Genie und Kenntnissen deutlicher. Die Handwerksarbeiten des einen Landes, in welchem die Wissenschaften und die bildenden Künste höher gestiegen waren, erlangten einen augen-

scheinlichen Vorzug vor den Arbeiten eines andern, in welchem sich die Fähigkeiten der Einwohner zu beiden noch weniger entwickelt hatten. Durch diese höhere Vollkommenheit erhielt jedes Land für eine Zeit lang eine Art von Monopol, welches den Handwerkern der weniger kunstreichen Länder, und also ihren städtischen Gewerben Schaden thut.

Wenn sich nach und nach diese der einen Nation eigenthümliche Geschicklichkeit in Arbeiten der Industrie den Einwohnern der benachbarten Länder mittheilte, so verbreitete sich doch diese Nachahmung nicht leicht auf alle Provinzen und Gegenden derselben allgemein, sondern nahm vorzüglich ihren Weg nach denjenigen Orten, deren Einwohner schon zuvor am meisten mit dem Auslande in Verbindung gestanden haben, das heißt, nach den reichsten und größten Orten.

Von nun an fand sich also ein merklicherer Unterschied auch in den Städten desselben Landes ein, als bis dahin statt gefunden hatte. Der Handwerker einer entlegenen Provinz konnte dem der Residenz oder einer großen Handelsstadt nicht mehr in seiner Arbeit gleich kommen. Entblößt von den Hülfsmitteln, die nur Reichthum und Volksmenge, oder die Nachbarschaft der Gelehrten und Großen dem Kunstfleiß geben kann, arbeitete er nur auf die gewohnte Weise seiner Vorfahren fort, oder machte höchstens die Fortschritte, zu welchen ihm sein eigener Verstand und sein einsamer Fleiß verhalf. Da sich nun unter der verzehrenden Classe die Kenntnisse der bessern Waaren und der Geschmack an denselben weit schneller in alle, auch die abgelegenen Gegenden ausbreitet, als unter der arbeitenden Classe die Kunst, solche Waaren zu verfertigen, so ist die

natürliche Folge, daß die arbeitsamen Einwohner der Kleinen und entfernten Städte, so geschickt sie nach dem Maßstabe voriger Zeiten seyn mögen, ihre reichern Kunden verlieren, weil sie mit ihrem Zeitalter nicht Schritt halten können.

Diese Ursachen von der Abnahme des Floris der Kleinen Städte sind allgemein; und ihre Wirkungen haben sich in allen Ländern gezeigt. Sie hängen von dem Laufe der Dinge, nicht von den Einrichtungen der Regierung ab, — und können nur durch eben solche Veränderungen in dem Geiste und den Geschicklichkeiten der Menschen aufgehoben werden, als die waren, durch welche sie herbeigeführt wurden.

In der That sieht man eine, obgleich noch entfernte Möglichkeit, wie der natürliche Gang der Kultur, wenn er noch zu höhern Stufen gelangte, den mittlern und kleinen Städten einen Theil der Vortheile zurückbringen könnte, welche der bis jetzt erreichte Standpunkt dieses Fortgangs ihnen entzogen hat. Es ist an sich nicht unwahrscheinlich, und einige Thatfachen lassen dies hoffen, daß die Vollkommenheit der Handwerksarbeiten, welche so wie andere Kenntnisse anfangs nur bei einzelnen Nationen und an wenigen Orten ihren Sitz hatte, und sich von da zuerst nur den reichsten Städten anderer Länder mittheilt, nach und nach in ganzen Ländern gemein und bekannt werden wird. Wir sehen schon jetzt, daß der gute Geschmack, die Zeichenkunde, die Mannichfaltigkeit der Werkzeuge und die Kenntniß ehemals geheim gehaltenen Handgriffe immer mehr Land unter der Handwerksklasse gewinnen, und von einer Provinz zur andern übergehen. Schon jetzt finden wir in manchem entlegenen Städtchen so geschickte Tischler, Schlosser oder Wagner, als wir sonst nur in den Hauptstädten zu finden gewohnt waren. Wenn nur einige solche geschickte Handwerker mit thätigen und ehrlichen Kräthern an einem Orte zusammentreffen, so kann eine verfallen gewesene Stadt oft unglaublich schnell gehoben werden.

Ich stelle mir, — um diesen meinen Gedanken noch mit ein Paar Worten zu erläutern, — drei Hauptperioden in der Geschichte der Kultur, und besonders des Arbeitsfleißes der Völker vor.

In der Zeit der Barbarei, der Unwissenheit und Geschmacklosigkeit sind die Menschen aller Gegenden sich ziemlich gleich. Ihre Kenntnisse und Geschicklichkeiten sind allenthalben ungefähr dieselben, weil sie allenthalben wenig bedeuten; die Werke, die sie hervorbringen, sind sich ähnlich, weil sie schlecht sind. Daher hat kein Land, kein Ort einen merklichen Vorzug vor den übrigen, weder in seinem Ackerbaue, noch in seinem Kunstfleiß; daher hat auch keines einen vorzüglichen oder ausschließenden Absatz seiner Produkte. Dieser Absatz geht selten in die Ferne, und die Handwerksklasse aller Orte, da sie nur für ihre Nachbarschaft arbeitet, ist auch allenthalben ungefähr gleich beschäftigt und gleich belohnt und also gleich wohlhabend.

Die zweite Periode ist die der anfangenden und fortschreitenden, aber noch unvollkommenen Kultur. Während derselben entsteht eine merkliche Ungleichheit zwischen Menschen, Ländern und Gegenden; und diese Ungleichheit ist um desto größer, auf je niedrigeren Stufen der Bildung sich das menschliche Geschlecht oder eine Nation befindet. Alle neuen Erfindungen kommen von einzelnen Personen her; alle Verbesserungen erfordern eine Zusammenkunft günstiger Umstände, die nur an einzelnen Orten gerade so sich vereinigen. Daher geht das Licht der Wissenschaften und der Künste immer von gewissen Punkten auf der Erde aus; und auch die Mittheilung desselben wird durch mannichfaltige Ursachen in so bestimmten Richtungslinien geleitet, daß neben erleuchteten Räumen andere ganz nahe in der Finsterniß bleiben. — Nie ist zwischen dem Gelehrten und dem Unwissenden, zwischen dem Künstler und dem bloßen Handwerker der Abstand größer, als in diesen Zeiten der anfangenden Kultur. — Diese Ungleichheit findet sich auch unter den mit der Hand arbeitenden Klassen ein, und setzt insbesondere die dazu gehörigen Einwohner der kleinen und abgelegenen Städte gegen ihres Gleichen in den großen, — in den an der See, an schiffbaren Flüssen oder im Mittelpunkte der Staaten liegenden Städten zurück. Derjenige Künstler und Handwerker, welcher in einem Orte lebt, wo er das Licht und die Einsichten seines Jahrhunderts hat auffassen können,

erhebt sich und wird reich; der, bis zu welchem sie nicht gelangt sind, tritt zurück und verarmt.

In der dritten Periode einer noch höher steigenden und weiter verbreiteten Kultur (von deren Anfang sich freilich der Zeitpunkt nicht bestimmt angeben läßt, sondern die nur nach langen Zeiträumen von der vorhergehenden unterschieden werden kann), nähern sich die Menschen wieder ihrer ursprünglichen Gleichheit. Die Unwissenheit zerstreut sich sodann an allen Orten; gewisse Grundbegriffe der Wissenschaften gehen in die allgemeine Erziehung über; die Erfindungen und Kunstfertigkeiten in jedem Fache theilen sich nach und nach allen denen mit, zu deren Gewerbe sie brauchbar sind. Und so nähern sich auch die Handwerksleute der Provinzen und der kleinen Städte denen der Residenzen wieder, hinter welchen sie so lange zurückgeblieben waren. — Wie weit es mit dieser Gleichheit kommen kann, ist unausgemacht; aber das leidet keinen Zweifel, daß sie jetzt größer ist, als noch im Anfange unsers Jahrhunderts; und daß sie, in so fern sie sich auf die Arbeiten der Industrie erstreckt, die Wiederherstellung des Wohlstandes der Provinzialstädte zur Folge haben kann.

Aber die Städte haben nicht bloß durch die natürlichen Ursachen gelitten, welche in dem Gange der menschlichen Begebenheiten liegen, sondern auch durch die Einrichtungen und Verfügungen der bürgerlichen Regierung.

Ich habe schon bemerkt, daß die Epoche der abnehmenden Macht der Städte in den Zeitraum fällt, da die Fürsten die stehenden Heere errichteten. Mit der Errichtung der stehenden Heere ist die Einführung des jetzigen AufLAGEN-Systems verbunden gewesen. Diese AufLAGEN konnten von keinem Theile des Landes leichter erhoben werden, als von den Städten. Erstlich hatte sich hier der Geldreichtum vorzüglich gesammelt. Zum andern wurde bei an einander hängenden und mit Mauern umschlossenen Wohnungen vieler Menschen die Erhebung der AufLAGEN leichter, und die Verhütung des Unterschleifs sicherer. Daher wurde von dem ersten Anfange der Landesbesteuerungen an den Städten der größere Theil der öffentlichen Lasten aufgelegt. — Diese wurden in der Folge immer drückender, da die alten Ab-

gaben, welche durch die Zunftverbindungen und die damit zusammenhängende Municipaleinrichtung veranlaßt worden waren, als die Städte sich wie kleine Staaten selbst regierten, fortbauerten, und die neuen hinzukamen, welche sie dem größern Staate, mit dessen Körper sie wieder inniger vereinigt wurden, zu zahlen hatten.

Und eben dieser durch vermehrte Abgaben aller Art verursachte Druck, unter welchem die städtischen Gewerbsleute lebten, trug hinwiederum oft dazu bei, ihre Arbeit herabzuwürdigen, und die Preise ihrer Waaren niederzuhalten, wodurch ihr Wohlstand von Neuem vermindert wurde.

Diese Behauptung kann befremdend scheinen, und ich halte mich daher für verbunden, die Gründe, die sie mir wahrscheinlich machen, mit einigen Worten meinen Lesern vorzulegen.

Es ist eine gemeine Meinung in der Staatswirthschaft, daß, sobald einem Fabrikanten oder Kaufmanne eine Abgabe aufgelegt, oder eines der Hülfsmittel seiner Arbeit vertheuert wird, er sich durch den erhöhten Preis der von ihm verfertigten oder zu Markte gebrachten Waaren schadlos halte; und daß also allemal die Bezahlung der auf den Arbeitsfleiß gelegten Auflagen auf den letzten Verzehrter falle. Diese Meinung aber, in so fern sie zu einem allgemeinen Grundsatz erhoben werden soll, hat häufige Ausnahmen in der Erfahrung gegen sich, und wird selbst durch mehrer wahrscheinliche Vernunftgründe widerlegt.

Zuerst ist dies schon eine ausgemachte Thatsache, daß der wohlhabende Handwerker oder Kaufmann weit mehr über den von ihm festgesetzten Preisen hält, als der arme. Und schon daraus also läßt sich schließen, daß Alles, was den Wohlstand beider Classen einschränkt, was sie in die größere Nothwendigkeit setzt, zu verkaufen, — diese Nothwendigkeit entstehe aus Ursachen, aus welchen sie wolle, — ihren Käufern ein Uebergewicht über sie gibt, dessen sich diese zu ihrem Vortheile bedienen werden. — Und unter solche Ursachen gehören auch die zu bezahlenden Abgaben.

Wenn wir insbesondere die Waaren betrachten, welche die Handwerker verfertigen, so gehören zwar einige davon zu unentbehrlichen Bedürfnissen; aber keine sind von einer so dringenden Nothwendigkeit als die Nahrungsmittel, welche der Aërbau liefert, und die in den Händen der Landbesitzer sind. Wenn nun diese beiden Klassen als Käufer und Verkäufer gegen einander auftreten, um ihre Waaren wechselseitig zu vertauschen, so wird zwar jeder Theil versuchen, seine Waare so hoch auszubringen, und die des andern so wohlfeil zu erhalten, als möglich ist. Da aber das Bedürfnis des Städters, Brod und Fleisch zu haben, dringender ist, als das des Landmanns, sich zu bekleiden oder zu beschuhen, und viel größer als das, Tische, Stühle oder Spiegel zu haben, so kann man voraussehen, wer in diesem Wettstreite wohl am Ende die Oberhand behalten wird, — sobald der Städter nicht durch gesammelten Vorrath, das heißt, durch schon erworbenen Reichthum, in den Stand gesetzt wird, günstige Umstände des Handels abzuwarten.

Allerdings werden die Waaren durch Auflagen, die der, welcher sie fabricirt, zu bezahlen hat, vertheuert. Allerdings sucht der Verfertiger diese Auflagen, so viel er kann, auf die Preise seines Erzeugnisses zu schlagen, und deren Bezahlung also seinen Käufern aufzubürden. Allerdings müssen die Menschen, welche etwas fabriciren, leben können, wenn das Fabricat nicht auf dem Markte fehlen soll. Aber das ist falsch, daß die Erhöhung der Preise der Manufacturwaaren mit der Erhöhung der Abgaben und Lasten, die der Manufacturist zu tragen hat, immer gleichen Schritt halte. Dieser war vielleicht zuvor im Stande, sich einige Bequemlichkeiten des Lebens mehr zu verschaffen; — nun schlägt er sie sich ab, er schränkt seine Bedürfnisse ein, er lebt armseliger, um noch für den alten, oder doch für den geringsten möglichen Preis arbeiten zu können. Dies thut er auch vielleicht in der Hoffnung, daß die Menge der Abnehmer ihm den Verlust am Preise ersetzen werde.

Welches von beiden geschehen solle, — ob der Handwerker die ihm von dem Staate oder von den Zeitumständen aufgelegten Lasten selbst tragen, — das heißt, seine

Genüsse um so viel einschränken solle, — oder ob er jene Lasten werde auf die Verzehrer werfen, und diese nöthigen können, hinfort von ihren Einkünften mehr auf die von ihm gelieferten, und weniger auf andere Bedürfnisse zu wenden, das hängt lediglich von der dem einen oder dem andern Theile günstigen Verbindung der Umstände, von der Größe der Nachfrage nach dem ausgetretenen Fabricat, von dem größern oder geringern Zusammenhange der Handwerker jeder Art unter sich, und von ihrem allgemeinen Wohlstande ab. Da nun der Innungsgeist mit der gesunkenen Macht der Municipalregierungen sich sehr verloren hat, obgleich die Innungsgesetze noch fortbauern; da allenthalben unter der Handwerksklasse mehr über die Schleuderer geklagt wird, als unter ihren Kunden über die Vertheurer, so scheint im Ganzen wirklich die Lage der Sachen gegen den Städter für den Landbesitzer zu seyn.

Die Waare des letztern ist die unentbehrlichste; und der Fall muß also oft eintreten, daß der erstere verkaufen muß, um leben zu können, da er dann lieber durch die nicht wieder eingeforderte Bezahlung der ihm aufgelegten Abgaben den reellen Preis seiner Arbeit vermindert, als den Absatz derselben verzögert oder ungewiß macht.

Um nun auf die kleinen Landstädte, von denen vorzüglich in diesem Aufsatze die Rede ist, zurückzukommen, so trifft nicht nur die jetzt eben ausgeführte Ursache des verminderten Wohlstandes, — Abgaben, für die sie sich in dem Verkaufe ihrer Erzeugnisse nicht entschädigen können, — bei ihnen in zwiefachem Maße ein, sondern es sind noch besondere Ursachen vorhanden, die ihnen nur allein geschadet haben.

Die eine dieser Ursachen wird allgemein anerkannt, und ist schon oft angeführt worden: das ist die Abnahme der städtischen Bierbrauereien. Welche reiche Quelle von Erwerb diese ehemals für die geringern Städte gewesen seyn müssen, das beweisen die Anordnungen, welche man fast in allen gemacht hat, um sämtliche Hausbesitzer an diesem Erwerbe Theil nehmen zu lassen. Diese Anordnungen und

Einrichtungen werden jetzt, nachdem das Brau-Urbar gesunken ist, den Bürgern mancher Städte so lästig, daß, nach dem Urtheile wohl unterrichteter Personen, der Verfall dieser Städte durch die auf den Häusern haftenden Braugerechtigkeiten und die damit verbundenen Lasten beschleunigt wird. Aber sie beweisen demungeachtet, daß zur Zeit, als sie eingeführt wurden, Jedermann wünschte, an diesem Nahrungszweige Theil zu haben, und daß es der Billigkeit gemäß zu seyn schien, in der Benutzung einer so reichen Fundgrube eine gewisse Gleichheit unter den Bürgern zu beobachten.

Diese Goldquelle der Städte ist ebenfalls durch Auflagen (welche ein Gegenstand von so allgemeinem Bedürfnisse und Verbräuche, als das Bier, am besten tragen zu können schien) sehr ausgeschöpft worden. Und damit sie völlig versiegen möchte, mußten sich noch andere Getränke des allgemeinen Geschmacks bemächtigen, und die Nachfrage nach diesem alten vaterländischen vermindern. Bei den vornehmen und mittlern Ständen hat der Aufguß der Thee- und Caffee-Pflanze den Gebrauch unsers weizenen und gerstenen Decocts, wo nicht verdrängt, doch sehr eingeschränkt; und unser gemeiner Mann hat den unseligen Branntwein kennen und lieben lernen. — Der geringe Erwerb hat, wie dies immer geschieht, auch die Fabrication selbst verschlechtert, und allen Kunstfleiß erstickt, durch welchen das alte Getränk vielleicht hätte empfehlenswerth bleiben können. Dieser Nahrungszweig ist, wie es scheint, für den größten Theil der Städte auf immer verloren; und es ist nur darauf zu denken, wie die alten Brauverfassungen in eine bessere Uebereinstimmung mit dem gegenwärtigen Zustande der Brauerei und mit den davon zu erwartenden Gewinnsten gebracht werden mögen.

Die zweite Ursache, deren ich oben erwähnte, führe ich mit einiger Bedenklichkeit an, weil ich fürchte, im Irrthume zu seyn, wo ich in meinen Beobachtungen noch keinen Vorgänger habe.

Wenn der Einfluß von Gelde, der durch die vermehrten Preise der Erdproducte und die Verbesserungen des Ackerbaues auf das Land und zu den Besitzern von Grund und

Boden geleitet worden ist, sich gleichförmig über die sämtlichen Bewohner der Dörfer, nach Proportion ihres ehemaligen Vermögens, verbreitet hätte, so würde aus demselben auch für die Kleinstädter, welche für das Bedürfniß des gemeinen Landmanns arbeiten, ein verhältnißmäßig größerer Erwerb erwachsen seyn. Der vermehrte Aufwand der Landleute würde das Gleichgewicht zwischen den städtischen und den ländlichen Gewerben gar bald wieder hergestellt haben. Aber die Verfassung der Erbunterthänigkeit und der Frohndienste, welche den Lohn vieler Landarbeiten auf eine unwiderrussliche Weise nach einem alten, auf unsere Zeiten nicht passenden Maßstabe bestimmt, hat diese Canäle zum Theil verstopft, durch welche der vermehrte Reichthum der Grundeigenthümer auch bis in die Hütten der bloß von ihrer Handarbeit lebenden Landleute hätte durchdringen sollen.

Ich mag die Sache überlegen, von welcher Seite ich will, so kann ich keine andere Meinung fassen, als daß der gemeine Landmann, der kein Eigenthum hat, und der als Knecht oder Fröhner auf dem herrschaftlichen Hofe arbeitet, vor hundert oder zweihundert Jahren wohlhabender war und sich besser befand, als heute: oder vielmehr, daß er, in Rücksicht des Wohlstandes, nicht in einem so großen Abstände von den niedern Classen war, als er es in der gegenwärtigen Zeit ist.

Das Hofgesinde, eine gewiß sehr zahlreiche Klasse von Landbewohnern, wenn man sie durch's ganze Land zusammenrechnet; bekommt noch heute den Lohn, welcher ihm durch Verträge voriger Jahrhunderte ausgemacht worden war. Mit gleichnamigen Summen Geldes aber konnten in vorigen Zeiten viel mehr Bedürfnisse bestritten werden, als jetzt.

Der eigentliche Hofgärtner erhält zwar an den meisten Orten den größten Theil seines Lohnes durch seinen Antheil an der Ernte und dem Ausdrusche. Und da die Ernten jetzt reicher geworden sind, als sie ehedem waren, theils weil Felder angebaut sind, die ehedem brach lagen, theils weil die Felder besser bebaut werden, so beträgt auch der den Hofgärtnern zufallende zehnte oder dreizehnte Theil an

der Garbe und der Hebe mehr, als er ehemals betrug, und sie genossen überdies, so gut wie der Eigenthümer, des Vortheils der höhern Preise.

Doch muß man, um dieses gehörig zu schätzen, bedenken, daß, wo neue Aecker gemacht worden sind, gemeinlich auch neue Colonisten angesetzt wurden; es ist zu bedenken, daß der künstlichere und sorgfältigere Ackerbau den Frohnarbeitern auch mehr Zeit kostet, und ihnen also auch weniger Nebenverdienst erlaubt; und daß, da ihr Antheil an dem erbauten Getreide an vielen Orten kaum zu ihrem eigenen Verbräuche hinreicht, sie von den hohen Preisen wenigen Nutzen ziehen können.

Hingegen gibt es noch immer eine beträchtliche Anzahl von Frohndiensten, die mit Gelde verlohnt werden. Und da dieser Geldlohn noch der alte ist, welcher nach einem viel schwerern Münzfuße und nach einem höhern Werthe des Silbers, als der gegenwärtige ist, bestimmt war, so muß nothwendig in allen solchen Fällen das reelle Einkommen dieser Classe gegen vorige Zeiten geschmälert worden seyn, obgleich die Benennung des Preises ihrer Arbeit unverändert geblieben ist.

Ohne Zweifel herrscht in Absicht dieser Einrichtungen durch ganz Deutschland eine große Verschiedenheit von einem Bezirke, ja selbst von einem Dorfe zu dem andern. Allenthalben, wo der größte Theil des Lohns der Fröhner in einer gewissen Quote von der Ernte des Herrn bezahlt wird, da werden diese gegen vorige Zeiten weniger zurückgesetzt seyn; und ihr Zustand kann sich vielleicht selbst durch die Fortschritte des Ackerbaues und die Erhöhung der Preise verbessert haben. In den Orten aber, wo noch viel Arbeit mit Gelde bezahlt wird, und dieser Geldlohn doch in neuen Zeiten nicht nach dem Maße der gestiegenen Preise der Dinge und des gesunkenen Silberwerths vermehrt worden ist, muß der Wohlstand des gemeinen Landmannes sich unstreitig verringert haben.

Nun finden wir aber die Städte gerade da am armseligsten und im größten Verfall, wo die Classe der Frohn-

leute auf dem Lande am meisten gedrückt und am schlechtesten bezahlt sind; und dies hinwiederum da, wo sie hauptsächlich mit Gelde bezahlt werden *). Die Erfahrung zeigt also eine Verbindung zwischen dem Wohlstande des geringen Landvolks und dem Flor der kleinern Städte, und die Natur der Sache läßt nichts anders vermuthen.

Nämlich, wenn, den Vermuthungen zu Folge, die ich habe, das sämmtliche Dienstgesinde und die Frohnarbeiter, in so fern sie mit Gelde gelohnt werden, in vorigen Zeiten wirklich einen größern Werth an ihrem Arbeitslohne empfangen, als gegenwärtig, so könnte auch diese zahlreiche Classe auf den Ankauf solcher Bedürfnisse und Bequemlichkeiten, die sie nicht selbst durch ihre Arbeit erhält, mehr von ihren Einkünften verwenden. Nun sind die Bürger der kleinen Landstädte die natürlichen und einzigen Lieferanten der von dieser Classe verbrauchten Manufacturwaaren; weil sie solche aus entfernten Orten herbeizuholen weder die Gelegenheit noch die Mittel hat. Die Handwerker und Krämer dieser kleinen Städte hatten also damals wohlhabendere Kunden als jetzt, und mußten sich daher selbst verhältnißmäßig besser befinden.

Ohne Zweifel kommt hierbei noch ein Umstand in Betrachtung, der in unserer Zeit und in meinem Vaterlande vorzüglich Aufmerksamkeit verdient.

Es ist aus vielen Angaben der Geschichte und aus noch fortdauernden Spuren des ehemaligen Zustandes der Dinge offenbar, daß vor Zeiten die Anzahl der adeligen Gütsbesitzer, sowohl in Schlesien, als in ganz Deutschland, weit größer gewesen ist, als jetzt. Unzählige adelige Geschlechter sind ausgestorben, die ehemals blühten: und die, welche seitdem sich aus der Dunkelheit emporgehoben haben, ersetzen

*) Im polnischen Oberschlesien ist, so viel ich weiß, an vielen Orten die in Niederschlesien allgemein eingeführte Gewohnheit, daß das Ernten und Dreschen den Arbeitern durch einen bestimmten Antheil an dem geernteten und ausgebrochenen Getreide bezahlt wird, nicht herkommens.

nur einen kleinen Theil dieses Abgangs. Durch ganz Schlesien, in den Brandenburgischen Marken und in Sachsen findet man Dörfer, wovon jedes mehre Herrenhöfe enthält, die ehemals eben so viele verschiedene adelige Eigenthümer und Bewohner hatten, und jetzt fast immer nur einem Einzigen zugehören. Gewiß hatte wenigstens ehemals fast jedes Dorf seinen Edelmann, so wie jeder Gau seinen Grafen und jede Burg ihren Freiherrn. So wie der Adel an Zahl abgenommen hat, ist er auch an Vermögen ungleicher geworden, und das Landeseigenthum ist in wenigere Hände gekommen. Durch diese Verminderung des güterbesitzenden Adels und durch diese Vereinigung des Landeigenthums in wenigere Hände ist für den Nahrungsstand der kleinen Städte ein doppelter Nachtheil entstanden. Zuerst ist die Anzahl der Menschen überhaupt geringer geworden, welche den städtischen Fleiß beschäftigen, und dem Handwerker und Krämer Kleider, Hausgeräthe und andere Nothwendigkeiten abkaufen. Für's andere sind diejenigen Personen, welche aus jener Klasse noch übrig und im Besitze von Gütern sind, weit reicher, als ehemals, — folglich auch nach einem Glanze und einer Schönheit in allen ihren Geräthschaften begierig geworden, die der Handwerker in den kleinen Städten seinen Arbeiten nicht zu geben weiß.

Die reichen Gutsbesitzer sind nur Kunden der Großstädter: indeß der mittlere und kleinere Adel, gemeinschaftlich mit der Bauerschaft, — der Abnehmer für die Handwerkswaren der Kleinstädter ist. In einem Lande, wo viel kleiner Adel, mittelmäßig wohlhabend, auf seinen Gütern lebt, wird es auch mehre in mäßigem Grade blühende kleine Städte geben. Da, wo wenige sehr reiche Familien das Land unter sich theilen, wird der Aufwand derselben, wenn er nicht ganz für den einheimischen Fleiß verloren ist, doch nur den Hauptstädten zu Gute kommen. Die elende Beschaffenheit und die Armuth der kleinen Städte ist in Polen und Böhmen ungefähr in eben dem Verhältnisse größer, als in Schlesien und Sachsen, in welchem dort die Anzahl der Landeigenthümer geringer, und der Reichtum der wenigen größer ist, als hier.

Doch wenn auch die Wahrheit beider historischen That-
sachen, — daß der jetzige Wohlstand des fröhlichen Land-
manns geringer ist, als der ehemalige, und daß vor Zeiten
mehr adelige Eigenthümer auf kleinen Landgütern lebten, als
jetzt, — noch bestritten werden kann, so ist doch der Grund-
satz ausgemacht, nach welchem ich jene Thatfachen beurtheilt
habe: daß nämlich, wo das Vermögen der Land-
bewohner sehr ungleich ist, und unter wenigen
sehr reichen unzählige sehr arme Menschen leben,
die Landstädte elend seyn müssen, und nur die
Hauptstädte blühen können. Die Ursache ist einleuch-
tend. Der ganz arme Mann kann nirgends die Handwerker
und Krämer seines Orts und seiner Gegend in Nahrung
setzen; der sehr reiche hingegen versorgt sich, er wohne, wo
er wolle, am liebsten aus der Hauptstadt, wo er alle Wa-
ren modischer und geschmackvoller bekommt, als sie ihm die
nahe Landstadt liefern kann.

Allgemeine, unter viele vertheilte und bis auf die nie-
drigste Classe sich erstreckende Wohlhabenheit der Einwohner
des offenen Landes, — Gutsbesitzer und Dienstleute zusam-
mengerechnet: — das ist es, was die kleinen Städte auf-
recht erhält.

Diese bisher versuchte Entwicklung der entweder ganz
Europa oder doch vielen Städten und Ländern gemeinschaft-
lichen Veränderungen ihres Nahrungsstandes ist allerdings
nicht hinlänglich, die Ursachen von dem Verfall jeder ein-
zelnen Stadt daraus herzuleiten. Und doch ist es eigentlich
nur die Kenntniß ihrer allerbesondersten Ursache, welche in
jedem Falle nützlich ist, weil sie allein zu der Entdeckung
der Mittel (wenn es deren gibt) hinführt, durch welche dem
Uebel abzuhelfen ist. Indessen dient denjenigen Personen,
deren Beruf es erfordert und deren Lage es erlaubt, sich mit
dem Einzelnen bekannt zu machen, die Kenntniß des All-
gemeinen dazu, durch Vergleichen dessen, was an allen
Orten vorgegangen ist, mit dem, was an ihrem Orte ge-
schieht, einen Leitfaden für ihre Beobachtungen zu bekom-
men.

Doch, wenn ich mit Bedenklichkeit und Zweifel von den Ursachen des Verfalls der Landstädte redete, so bin ich noch weit weniger zuversichtlich in der Beurtheilung der Mittel, durch welche den verfallenen Städten wieder aufgeholfen werden soll.

Wenn indeß jene Ursachen nicht ganz unrichtig entwickelt sind, so erhellt vor allen Dingen daraus, daß es eine falsche Meinung sey, daß die Abhelfung derselben ganz in der Gewalt der Regierungen stehe.

Da die den Städten aufgelegten größern Lasten, verbunden mit dem abnehmenden Begehr nach einigen der vornehmsten Erzeugnisse ihres Fleißes, den Wohlstand der Städte überhaupt vermindert haben; da die gewissen Gegenden und Dörtern eigen gewordene Ueberlegenheit über andere in Absicht des Kunstfleißes, — der unter den Reichen und Vornehmen aller Gegend gemein gewordene Geschmack an dem großstädtischen Luxus, — und vielleicht auch die vergrößerte Ungleichheit zwischen den Reichthümern einiger Wenigen und dem Vermögen der Menge, den Wohlstand der kleinen Städte ins besondere vermindert haben, so lassen sich im Allgemeinen keine andern Mittel ihrer Wiederherstellung denken, als die Verminderung der städtischen Abgaben und Lasten; die Wiedererneuerung des Geschmacks an gewissen städtischen Producten, z. B. ihren Bieren; eine solche Erhöhung der Geschicklichkeit bei den kleinstädtischen Handwerkern, daß sie die Concurrenz der Großstädter nicht zu fürchten haben, oder die Errichtung solcher ganz neuer Industriezweige unter ihnen, bei welchen diese Concurrenz nicht Statt findet; — endlich die Verbreitung des wachsenden Nationalreichthums auf die unterste und ärmste Classe der Pandleute. Alles dieß sind Sachen, die durch Verordnungen nie und durch Regierungsanstalten nie plötzlich bewirkt werden. Einige derselben können nur Folgen natürlicher Veränderungen und Vorfälle seyn, welche die Regierung zwar nutzen, aber nicht veranstalten kann; andere sind vielleicht die letzten Wirkungen einer lange dauernden guten Staatsverwaltung.

Die Lasten der Städter bestanden in Abgaben, welche sie an den Landesherrn zu bezahlen haben, und in den Unkosten, welche ihnen die Zunftverbindungen verursachen. Aber die Veränderung beider Artikel hat Schwierigkeiten, die bis zur Erschütterung des ganzen Staatssystems steigen können. Es ist schwer, in einem Staate, dessen Bedürfnisse bestimmt sind, Abgaben, deren Ertrag bekannt ist, abzuschaffen, ehe man denjenigen gefunden hat, welchen sie, ohne allgemeines Mißvergnügen zu erregen, ersetzen sollen. Und um die Zunftgerechtigkeiten auf eine gerechte Art abzuschaffen, müßte der Staat sie ihren jetzigen Eigenthümern abkaufen, wodurch er aber zu einer sehr großen, außerordentlichen Ausgabe genöthigt würde, da schon die gewöhnlichen Ausgaben seine Einkünfte verzehren.

Einen allgemeinen Geschmack zu ändern, — den Bauer vom Branntwein, den Mittelmann vom Kaffee zurückzubringen, oder überhaupt die verzehrende Classe in der Wahl der Gegenstände ihres Aufwandes so zu bestimmen, wie es der Vortheil der arbeitenden Classe zu erfordern scheint, ist in einer andern Rücksicht über die Kräfte der Regierung, — und sie thut genug, wenn sie nur nicht, um von dem fehlerhaften der Nation Nutzen zu ziehen, denselben noch vergrößert.

Die weitere Verbreitung der Einsichten in mechanischen und zeichnenden Künsten unter der Handwerksclasse aller Gegenden, und die Bervollkommnung der Industrie in den kleinen Städten ist eines der Hülfsmittel zu der Aufnahme dieser letztern, an welches man am wenigsten denkt und welches doch unter die sichersten gehören würde, wenn dessen Anwendung nur noch mehr in der Gewalt der Regierung stände. Sie kann zwar durch die Fürsorge für die Erziehung und den Unterricht der mittleren Volks-Classen auch zur Verbesserung der Handarbeiten viel thun. Diese Fürsorge kann ohne Zweifel auf die entfernten Gegenden und die geringern Städte noch absichtlicher, als bisher, gerichtet werden. Aber doch muß hier der Geist der Nation, — es müssen auch Zufälle den Bemühungen der Regierung zu Hülfe kommen.

Ich habe die Erfahrung schon angeführt, die sich ohne Zweifel durch viele ähnliche Beispiele bestätigt, daß Städte, die lange vernachlässigt und ohne Nahrung waren, durch einige geschickte und fleißige Handwerker, durch einige ehrliche und thätige Krämer und Gastwirth, die sich in ihnen ansehten, gehoben worden sind. Nicht nur werden, wenn es diesen Ankömmlingen durch Fleiß und Geschicklichkeit glückt, durch Racheifer mehr erweckt, ihre Arbeit besser und sorgfältiger zu verfertigen, sondern auch die Kunden jener wenigen vorzüglichen Handwerker, wenn sie einmal um ihretwillen diese Stadt besuchen oder beschicken, werden auch wohl versucht, andere ihrer Bedürfnisse aus eben dieser Stadt holen zu lassen.

Bei der Errichtung neuer Industriezweige kann zwar die Regierung auf eine thätigere und bestimmtere Weise wirken, als bei der Wiederherstellung alter, die verfallen sind; aber die Möglichkeit, solche neue Industriezweige ausfindig zu machen, und noch mehr die, sie in Flor zu bringen, ist nicht immer vorhanden. Und es ist durchaus unmöglich, dieses Aufhelfungsmittel auf alle die Städte auszu dehnen, welche einer solchen Hülfe bedürften. Die Manufacturen, welche die Regierung errichtet und fortdauernd erhält, sind gemeinlich die des Luxus, welche nur unter ihren Augen und in den Residenzen gedeihen, und also entfernten und kleinen Städten wenig zu Gute kommen; oder es sind, wie die Metallfabriken, solche, die von der Eigenthümlichkeit der Landesproducte abhängen und also nur den Gegenden eigen seyn können, wo diese Producte von der Natur erzeugt werden. Die neuen Manufacturarbeiten, welche von Zeit zu Zeit diese oder jene entfernte Gegend unseres Landes beschäftigt und bereichert haben, sind am öftersten durch den Zufall, durch eine unvorhergesehene und unveranlaßte Verbindung der Umstände, oder von einzelnen Privat- und Handelsleuten errichtet worden, welche den rechten Zeitpunkt, wo gewisse neue Arbeitsarten an einem Orte gelingen können, besser, als die Regierung, zu bemerken im Stande sind. Eine neue Manufactur wird sich auch eher in einem neu erbauten Orte festsetzen, als in einem alten verfallenen. Eher wächst, wie das Beispiel Englands

und mehrer Länder zeigt, ein Dorf, ein nichts bedeutender Ort zu einer großen und reichen Stadt heran, als eine alte verfallene große Stadt wieder aufblüht. Selbst der Zustand der Gebäude trägt dazu bei, welche in der alten Stadt vielleicht zum Vortheile jener alten, jetzt untergegangenen Industrie zweckmäßig eingerichtet waren, aber für die neuen Arbeiten und Geschäfte, die man daselbst einführen will, nicht passen. Daher hat sich so manche kleine Stadt selbst durch die Feuersbrünste, welche sie zerstört hatten, gehoben, wenn die Regierung oder der Patriotismus der Einwohner mächtig und thätig genug war, sie schnell wieder aufzubauen. Daher hat unser großer Friedrich, der in so vielen Maßregeln seiner Regierung die Mittel zu seinen Zwecken so richtig traf, auch hierin seinen Scharfblick wie seine Wohlthätigkeit gezeigt, daß er nicht nur abgebrannte Städte wieder aufbauen, sondern auch von Städten, denen er aufhelfen wollte, die verfallenen Häuser niederreißen ließ, um bessere an deren Stelle zu setzen. Eine reinliche, ordentliche Wohnung ermuntert selbst schon zum Fleiß und zur Ordnung. Auch lassen sich in einem schmutzigen, übelgebauten und halb verfallenen Orte fleißige Menschen von einer regelmäßigen Lebensart ungerner nieder, als in einem, dessen Gebäude neu, sicher und bequem sind. Eine neue Stadt, oder die, welche aus der Asche wieder emporsteigt, verspricht auch eine veränderte Art zu leben und einen neuen Fortgang der Dinge, da in der alten gemeiniglich die übeln Gewohnheiten, die Trägheit und die Armuth der Vorfahren eben so fortbauern, wie die unbequemen und durchlöcherten Häuser.

Ich habe zuletzt gesagt, daß alles, was den Wohlstand des kleinen Landmanns, des Tagelöhners und Handarbeiters auf dem Lande befördert, auch den Zustand der Einwohner der kleinen Städte verbessert. Aber auch diese Verbesserung kann nur von der Zeit herbeigeführt werden, und alle geradezu auf diesen Zweck gerichteten Maßregeln würden, indem sie das Eigenthum angriffen, ein größeres Uebel anrichten, als das ist, zu dessen Abhelfung sie gewählt werden.

Unter den Ursachen, welchen man den Verfall der kleinen Städte oft zuschreiben, — und unter den Maßregeln, welche man zu ihrer Wiederherstellung oft vorschlagen hört, ist eine, welche eine besondere Prüfung verdient, weil sie von einsichtsvollen Geschäftsmännern mit mehr Lebhaftigkeit und größerer Ueberzeugung vorgetragen wird, als irgend eine der vorhergehenden Erklärungen oder Vorschläge.

Sie sagen: die Regierung sey zu willfährig in den Bewilligungen, die sie den Gutsbesitzern ertheilt, Handwerker auf ihren Dörfern anzusetzen; — zu nachsichtig in der Ausübung der Strafgesetze gegen diejenigen Handwerker, welche sich ohne solche Bewilligungen auf den Dörfern einschleichen.

Diese Ueberläufer der Städte auf das Land, fahren sie fort, da sie von den mannichfaltigen Lasten, mit denen die städtische Industrie beschwert ist, frei sind, können natürlicher Weise ihre Waaren und Arbeiten wohlfeiler stellen, als es dem zünftigen und der Accise unterworfenen Bürger möglich ist. Sie bringen überdieß dem Landmanne zu Hause und zu Hofe, was er, wenn er es vom Städter kaufen soll, erst mit Zeitverlust und Aufwand herbeizuholen genöthigt wird. Sie sind also allzu gefährliche Concurrenten des Städtlers, als daß dieser neben ihnen bestehen könnte.

Soll demnach, schließen jene Finanzmänner, den Städten aufgeholfen werden, so müssen die Gesetze, welche die städtische Industrie von den Arbeiten des offenen Landes absondern, strenge gehandhabt, — die Handwerker, die aus den Städten in die Dörfer geflüchtet sind, müssen in die erstern wieder zurückgeholt werden; — oder, wenn sich dabei zu große Schwierigkeiten finden, so müssen doch die auf den Dörfern gebuldeten Handwerker mit eben den Abgaben belegt werden, welche ihre Gewerbsgenossen in den Städten zu bezahlen haben.

Die Frage, welche hierbei zu beantworten ist, führt auf eine andere noch allgemeinere und wichtigere, die aber selbst auch wieder sich von einer doppelten Seite darstellt.

Erstlich: Ist es überhaupt zum Besten eines Staats nothwendig, daß die Handwerksarbeiten nur auf bestimmte, privilegirte Dörter eingeschränkt werden; oder ist es ihm gleichgültig, ob sie durch das ganze Land ohne Einschränkung freigelassen werden?

Zweitens: Ist es jetzt, nachdem Städte einmal vorhanden sind, deren Einwohner das Recht, Handwerke zu treiben, erkaufen mußten, und in welchen diese Handwerker besondern Abgaben unterworfen sind, billig oder unschädlich, Aenderungen in der ursprünglichen Einrichtung zu machen, und den Dorfeinwohnern die Erlaubniß zu den nämlichen Arbeiten, mit Auslegung geringerer Lasten, zu erteilen?

Um die erste Frage zu beantworten, müssen wir auf die Erbauung der Städte und die Ursachen derselben zurückgehen.

An und für sich nämlich läßt sich nicht einsehen, was dem Staate daran liege, an welchen Orte ein fleißiger Mann lebe, und ob ein Werk der Kunst oder der Hand innerhalb der Mauern einer Stadt, oder auf einem offenen Dorfe hervorgebracht werde. Aber die Natur gewisser Arbeiten hat es von selbst bewirkt, daß die, welche sie treiben, sich zusammengefallen und an gemeinschaftlichen Orten anbauten.

Einmal: die Handwerker und Künstler arbeiten einander in die Hände. Jeder braucht Werkzeuge, die der andere verfertigt. Alle können also besser und wohlfeiler arbeiten, wo ihrer viele beisammen wohnen.

Ferner: nachdem die zur Verfertigung eines und desselben Fabricats erforderlichen Arbeiten sich unter mehre Hände vertheilt hatten (ohne welche Theilung die Industrie nie beträchtliche Fortschritte macht), war es jedem der Handwerker, deren Arbeiten auf einander folgen, nützlicher, den, welcher ihm vor- oder nacharbeitete, in seiner Nachbarschaft zu finden, als ihn in der Ferne aufsuchen zu müssen.

Je künstlicher die Manufacturarbeiten werden, desto mehr Menschen Mitwirkung haben sie nöthig, desto lieber sehen

sich diejenigen, welche solche treiben, an Orte, wo schon ein Zusammenfluß von fleißigen und kunstreichen Leuten vorhanden ist.

Ein dritter Vortheil entsteht aus diesem Beisammenwohnen vieler Handwerker für den Absatz ihrer Producte. An Derter, wo eine Menge und Mannichfaltigkeit von Waaren zum Verkaufe aussteht, werden Fremde deswegen häufiger hingelockt, weil sie sich hier mit vielen ihrer Bedürfnisse zu gleicher Zeit versorgen können. Jeder Handwerker einer solchen Stadt kann also hoffen, daß in den Kunden, die zu seinem Nachbar kommen, auch ihm Abnehmer seiner Fabricate zugeführt werden.

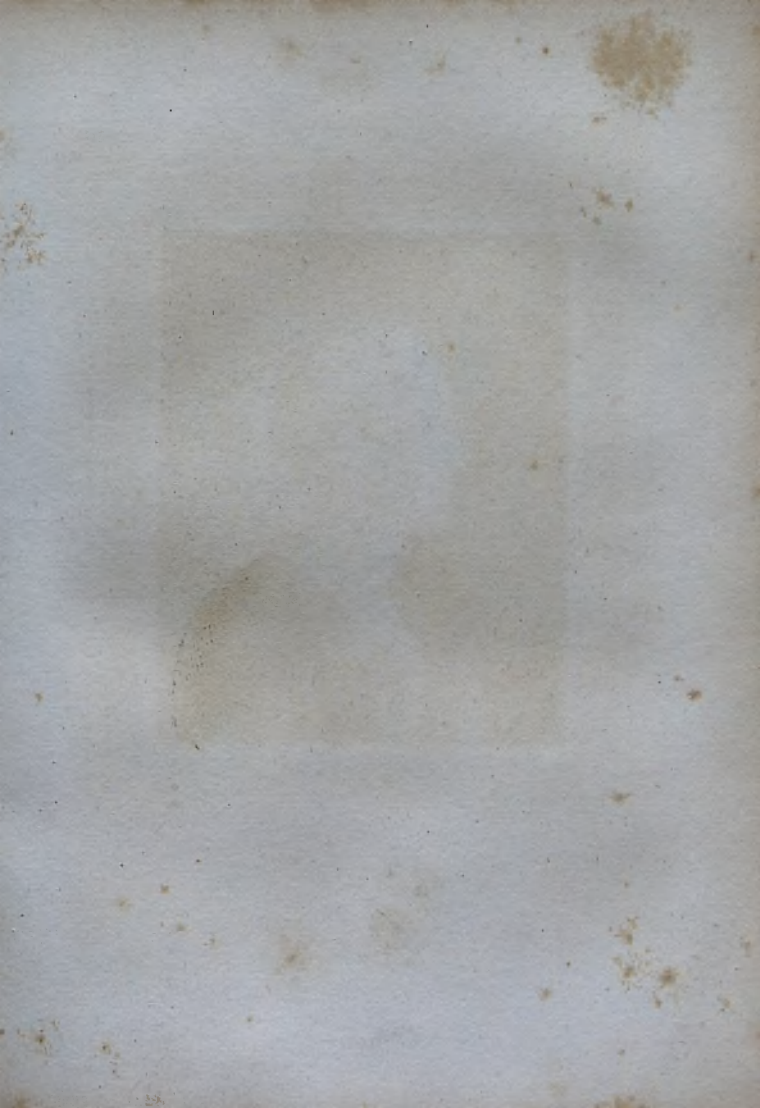
Was den Vortheil der verbrauchenden Classe oder der Consumenten betrifft (die anfangs ganz allein und immer zum größten Theile aus den Einwohnern und Bebauern des Landes bestehen), so sind einige Handwerksarbeiten, — als z. B. die der Schmiede, — ihnen so unmittelbar und so beständig nöthig, daß diese sich vom Anfange der Landesbevölkerung an unter den Dorfeinwohnern niederließen, und auch durch die Geseze aller Länder von den Privilegien der Städte ausgenommen wurden. In Absicht aller übrigen Werke des Kunstfleißes aber, die der Landmann zu seinen täglichen Geschäften nicht nöthig hat, ist es diesem selbst vortheilhafter, wenn sie sich an gewissen Plätzen seines Distrikts sammeln, als wenn sie über die ganze Oberfläche desselben zerstreut sind.

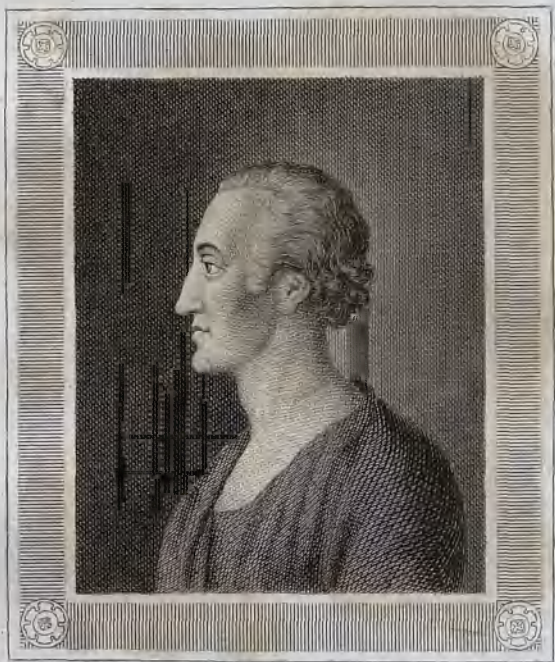
Er wird zuerst dadurch gewinnen, daß durch vereinigte Hände und sich aufklärende Köpfe mehrer die Handwerksarbeit, deren er bedarf, vollkommner wird. Er wird dadurch gewinnen, daß er viele seiner Bedürfnisse an einem und demselben Orte auffuchen kann, die er sonst aus vielen zusammenholen müßte. Es kann ihm nicht so viel nützen, wenn z. B. von den zwanzig Handwerkern, die in der Stadt beisammen wohnen, zwei oder drei in seinem Dorfe leben, als es ihm schadet, wenn die siebenzehn andern auf eben so vielen verschiedenen Dörfern zerstreut sind.

Ist endlich von dem Interesse des Staats die Rede, und versteht man unter diesem Ausdrucke, was er in der That anzuzeigen bestimmt ist, die vereinigten und gleichsam summirten Vortheile aller Bürgerclassen, so verlangt dasselbe vor allen Dingen, daß jedes Werk der Natur oder der Kunst so gut erzeugt oder verfertigt werde, als es möglich ist. Und wenn also Handarbeiten in den Städten, wo viele Handwerker beisammen leben, vollkommener, als auf den Dörfern, gemacht werden, so bringt es auch der Vortheil des Staats mit sich, die Vereinigung derselben in einem gemeinschaftlichen Wohnorte aufrecht zu erhalten und ihre Zerstreuung zu verhüten.

Inhalt.

	Seite
Biographie des Verfassers	5
Die Tugend macht den Menschen glücklich.....	9
Ueber fehlgeschlagene Erwartungen.....	18
Ueber einen Satz aus der Ethik des Spinoza. Fragment.....	34
Die Schönheiten der Gebirgs-Gegenden.....	54
Verschiedenheiten der Gebirgsgegenden	76
Ueber den Charakter der Bauern	86
Ueber die Ruße	141
Ueber den Verfall der Kleinen Städte	147





KNIGGE

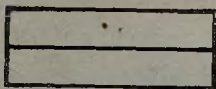
Ueber
den Umgang mit Menschen

nebst Einleitung

von

Adolph v. Knigge.

Mit der Biographie und dem Portrait.



Biographie des Verfassers.

Adolph von Knigge.

Geboren 1753. — Gestorben 1796.

Die Eltern des Freiherrn Adolph von Knigge wohnten im Hannöverschen, wo sie in der Nähe der Hauptstadt ansehnliche Güter besaßen. Die Mutter, eine geborne Freiin von Knigge, war eine sanfte, verständige Frau, sparsam und häuslich, ihr Gatte hingegen liebte Pracht, Glanz, rauschende Zerstreungen, und dieß verleitete ihn zu unmäßigem, seine Einkünfte überschreitendem Aufwande. Adolph von Knigge wurde am 16. Oktober 1753 geboren und als einziger Sohn (vier Kinder waren ganz früh gestorben) von seiner Mutter ein wenig verzogen, von dem Vater aber, der ihn um seines zarten Körpers willen nicht recht leiden mochte, hart, oft tyrannisch behandelt. Der Knabe empfand das tief und wandte sein Herz von ihm ab, während er sich mit inniger Liebe zu der mütterlichen Freundin hinneigte, die ihm

leider der Tod entriß, als er kaum das zehnte Jahr erreicht hatte. 1766 starb auch sein Vater und ließ 100,000 Rthlr. Schulden zurück, so daß die Gläubiger, welche schon früher auf eine Sequestration der Knigge'schen Güter angetragen, diese nun wirklich in Besitz nahmen und dem Sohne eine geringe Competenz zum Unterhalt aussetzten; er bekam jährlich 500 Rthlr., wurde von seinen Vormündern in Hannover bei dem Kammersecretär Augspurg in die Kost gegeben, und dort in der Folge durch den lutherischen Prediger Schlegel confirmirt. Zwar hatte er in den letzten Jahren stets unter der Aufsicht eines Hauslehrers gestanden; weil aber der alte Knigge unglücklich in der Wahl desselben war, sich überhaupt wenig um die Erziehung des Sohnes, den er für einen Dummkopf hielt, bekümmerte, so machte der Knabe keine Fortschritte, und Herr Augspurg fand ihn unwissender, als die gewöhnlichsten Kinder in solchem Alter zu seyn pflegen. Er suchte nun seinen Zögling selbst davon zu überzeugen, wie weit er noch in jeder Hinsicht zurück sey; dies gelang; der junge Mensch fing an, sich zu schämen, sein Ehrgeiz erwachte und spornte ihn zu so kraftvoller Anstrengung, daß er mit Hülfe eines vortrefflichen Gedächtnisses und ausgezeichneten Naturanlagen in kurzer Zeit seine Mitschüler nicht nur einholte, sondern ihnen zuboreilte. Schon im achtzehnten Jahre war er fähig, die academische Laufbahn anzutreten; und damit er in Göttingen anständig leben könne, bewogen seine Vormünder sämtliche Gläubiger, die ihm festgesetzte Competenz um 150 Rthlr. zu vermehren. Noch ehe er nach der Universität abreiste, heirathete seine einzige Schwester Julie, die sich bisher bei ihren mütterlichen Großeltern in Lüneburg aufgehalten hatte, den Braunschweigischen Forstmeister von Löhneisen, starb aber zwei Jahre nachher. In ihr verlor er eine treue, zärtlich geliebte Freundin, und

die Welt eine edle, geistreiche Frau. Sie war älter, als Knigge, und besaß alle guten Eigenschaften des Bruders, ohne seine Schwächen, deren er sich selbst oft anklagte: grenzenlosen Ehrgeiz, Eitelkeit und eine übertriebene Reizbarkeit, welche die Gesundheit der Seele und des Körpers untergräbt. Wenn heftige Leidenschaften seine Gemüthsruhe störten, dem armen Herzen den Frieden raubten, dann stand ihm die Schwester wie ein warnender Schutzgeist zur Seite und suchte durch sanfte Bitten und verständigen Rath den Sturm in seiner Brust zu beschwören.

Als Knigge während seines Aufenthalts in Göttingen einst nach Cassel reiste, eine Tante zu besuchen, die an den heftischen Minister von Althaus verheirathet war, berebete man ihn, sich um eine Anstellung am Hofe des Landgrafen Friedrich (Großvater des jetzt regierenden Kurfürsten) zu bemühen. Er that es auch und wurde durch den Einfluß seines Onkels zum Hofjunker und Kammer-Assessor ernannt. Zugleich bewilligte man ihm einen zweijährigen Urlaub, den er theils zur Fortsetzung seiner Studien benutzte, theils auf Reisen zubrachte. 1774 trat er seine Aemter in Cassel an und machte dort die Bekanntschaft des schönen und guten Fräuleins von Baumbach, welche Hofdame bei der Landgräfin war und durch Sanftmuth und anspruchlose Tugend sein Herz gewann. Anfangs wollten sich die Gläubiger nicht darauf einlassen, seine Competenz bedeutend zu vergrößern, aber endlich bequemen sie sich dazu und bestimmten ihm jährlich 200 Pistolen, eine Summe, womit man damals in Cassel, wenn auch beschränkt, doch anständig leben konnte. Diese Einrichtung setzte ihn in den Stand, sich um die Hand des Fräuleins zu bewerben; er erhielt sie, und der Landgraf, welcher ihn wahrhaft liebte und mit einem besondern Zu-

trauen beehrte, feierte die Hochzeit im Schlosse. Nun schien Knigge seine eigentliche Bestimmung erreicht zu haben; die stürmische Sehnsucht des unruhigen Herzens war gestillt, und es ging ihm ein neues Leben auf in dem kleinen häuslichen Kreise, dessen ruhiges Glück die Geburt einer Tochter noch erhöhte.

Aber auch seine Geschäfte vermehrten sich nach und nach, und zwar so sehr, daß ihm keine Zeit dazu blieb, sich um seine ökonomischen Angelegenheiten im Hannöverschen zu bekümmern. Man übertrug ihm die Direction der hessischen Tabaks-Fabriken, eine Stimme in der Kriegs- und Domainenkammer; er wurde zum Mitglied der Gesellschaft zu Beförderung des Ackerbaues ernannt und mußte noch außerdem manche Stunde den Pflichten seines Hofamts widmen. Der Landgraf überhäufte ihn mit Beweisen eines herzlichen Wohlwollens; täglich stieg Knigge höher in seiner Gunst. Dies erregte bald allgemeinen Neid; man fing an, ihn mit Fallstricken zu umgeben, Ränke und Rabalen gegen ihn zu schmieden; er selbst aber ließ sich in jugendlichem Leichtsinne und Uebermuth mancherlei Unbesonnenheiten zu Schulden kommen, und gab dadurch seinen Feinden die Waffen gegen sich in die Hände. Des ewigen Kampfes müde, forderte er seinen Abschied einige Male vergebens, erhielt ihn endlich in sehr ehrenvollen Ausdrücken und begab sich zu seiner Schwiegermutter, welche das Gut Rentershäusen in Nieder-Hessen bewohnte.

Er suchte nun Dienste in Berlin, konnte aber die ihm vorgeschlagenen Bedingungen nicht annehmen, und reiste darauf nach Gotha und Weimar, wo er um den Kammerherrn-Titel anhielt, welcher ihm bewilligt wurde. In Rentershäusen arbeitete er fortwährend recht fleißig, componirte viel für den Herzog August von Gotha, schrieb das Drama *Warder*, und übersetzte *le jube*, auch *les deux avaras* für das

Hamburger Theater. Ferner verfertigte er Gedichte, die aber unbedeutend sind; entwarf den Plan zu einem malerischen Clavier, und benutzte die Ruhe und Einsamkeit des Landlebens zur Ausbildung und Vereblung seines Geistes und Herzens. Zwischenburch unternahm er kleine Reisen, gewöhnlich zu Fuß; besuchte einige Verwandte im Hannoverschen und durchstrich die Rheingegenden, den Elsaß, Lothringen und Ober-Sachsen nicht ohne Nutzen für die Erweiterung seiner Kenntnisse; denn er bekümmerte sich genau um die Einrichtung der Fabriken und Armen-Anstalten, des Justiz- und Steuer-Fachs, forschte nach Kunstschätzen und trug seine Bemerkungen in ein Tagebuch ein, welches er von dieser Zeit an bis zu seinem Tode unausgesetzt fortführte. Man bot ihm in Carlsruhe und Darmstadt, wo er einige Tage verweilte, Dienste an; allein die gütige Aufnahme des verstorbenen Kurfürsten von Hessen (der damals als Erbprinz in Hanau wohnte) bewog ihn, sich in diesem freundlichen Städtchen, wohin ihm Frau und Tochter folgten, niederzulassen. Auch ging anfangs Alles gut; er dirigirte das Liebhaber-Theater, an welchem die fürstlichen Personen Theil nahmen, componirte Ballets und verkürzte den hohen Herrschaften die Zeit durch muntern Scherz und angenehme Talente. Ueberhaupt besaß Knigge vollkommen die Gabe, eine Gesellschaft auf mancherlei Weise zu unterhalten, und die ihm eigenthümliche frohe Laune wich selbst in den letzten Jahren nicht ganz von ihm, als er durch körperliche Leiden so schwer zu Boden gedrückt wurde; in jener Zeit schrieb er unter andern die Reise nach Braunschweig, ein Werkchen, dem man originellen Witz und treffende Satyre nicht absprechen kann.

Das friedliche Leben in Hanau währte indeß nicht lange. Man fing auch dort an, ihn mit neidischen Augen zu be-

trachten, und die Gunst des Erbprinzen erregte einige Besorgniß, Knigge möchte früh oder spät seinen Einfluß bei dem Fürsten dazu benutzen, um irgend eine vortheilhafte Anstellung für sich zu erlangen. Vielleicht wäre ihm dies nicht schwer gefallen; allein es lag gar nicht in seinem Plan, wieder in hessische Dienste zu treten. Dagegen beging er auf's Neue allerlei Unvorsichtigkeiten, trug das Herz immer auf der Zunge, mischte sich aus gutmüthigem Diensteifer in fremde gefährliche Händel, und gab seinen Feinden Gelegenheit genug, ihn bei seinem hohen Gönner zu verleumden und so mit Aerger und Verdruß zu überhäufen, daß ihm endlich der Aufenthalt in Hanau verbittert wurde und er den Entschluß faßte, nach Frankfurt am Main zu ziehen, wo er ein Gartenhaus vor dem Bockenheimer Thore miethe. Weil aber die Rolle, welche Knigge am Hofe des Erbprinzen spielte, ihn zu Ausgaben verleitet hatte, die seiner geringen Einnahme nicht angemessen waren, so mußte er jetzt recht sparsam wirthschaften und sah sich zu Einschränkungen genöthigt, die an Mangel grenzten. In seinem Tagebuche klagt er bitter darüber und versichert, er sey oft in der Lage gewesen, keinen Kreuzer baares Geld zu besitzen, und habe dann Silberne Eßlöffel, Tisch-Gedecke u. dgl. versezt. Dabel bekam er täglich Besuche von durchreisenden Fremden und machte auf diese Weise zwar manche interessante, aber noch mehr lästige Bekanntschaften. Die wandernden Schauspieler, Geisterseher, Goldmacher und Abenteurer jeder Gattung, wovon es damals in der volkreichen Handelsstadt wimmelte, und deren Aufmerksamkeit durch die ausgezeichnete Form seines Wohnhauses, worauf ein Thürmchen stand, erregt wurde, rannnten ihm fast die Thüren ein und nahmen nicht nur seine Zeit, sondern auch seinen kleinen Geldbeutel in Anspruch. In dieser Periode schrieb er den „Roman meines

Lebens“ und eröffnete hiermit eigentlich seine literarische Laufbahn; doch ist das Buch ohne bedeutenden Werth und vielleicht nur für solche Leser unterhaltend, die mit den Begebenheiten seiner Jugendjahre, vorzüglich während des Aufenthalts in Hanau, bekannt sind. So lautet das Urtheil, welches Knigge selbst über jenen Roman fällte, wie er denn auch in keiner Hinsicht bis zur Ungebühr von seinen Geistes-Produkten eingenommen war.

Diesem schriftstellerischen Versuche folgten nach und nach mehre; zuerst Peter Claus, achtzehn Predigten, das Journal von Urfstädt u. s. w. Ueberhaupt fehlte es ihm nicht an Beschäftigung; denn in jenen Zeitraum seines Aufenthalts in Frankfurt und Heidelberg fallen die Jahre, wo er als Bruder Philo in dem Orden der Illuminaten eine wichtige Rolle spielte. Dies verwickelte ihn in weilläufigen, durch halb Europa verbreiteten Briefwechsel, zog ihm aber auch tödtlichen Verdruß und unverdiente Kränkungen zu. Der Zweck des Bundes war gewiß rein und edel; so stand er, verklärt durch den Zauber einer feurigen Phantasie, vor dem nach Thätigkeit strebenden Geiste des schwärmerischen Jünglings, dessen Ehrgeiz in einem seinen Fähigkeiten angemessenen Wirkungskreise Befriedigung suchte. Er wollte Nutzen stiften, die Menschen beglücken, Gutes befördern, Böses verhindern, und glaubte auf diesem Wege sein schönes Ziel zu erreichen. Als er sich in seinen Erwartungen getäuscht, alle Hoffnungen, worauf er so herrliche Pläne gegründet hatte, vereitelt sah, gab er die Verbindung mit den Illuminaten auf, um sich ganz den Wissenschaften und der Erziehung seiner Tochter zu widmen; auch zog er von Frankfurt nach Heidelberg, weil man dort wohlfeiler leben konnte.

Das milde Klima der lieblichen Pfalz wirkte wohlthätig auf seinen Körper, während die reizende Gegend sein Gemüth erheiterte. Zuweilen unternahm er Wanderungen nach Worms, Speyer, Mannheim, hielt sich eine Zeitlang bei dem Fürsten von Saarbrück auf, schrieb auch viel und componirte mehre Sonaten, Symphonieen, sogar einige Messen für die Dominicaner, deren Kirche er fleißig besuchte. Vielleicht würde er das freundliche Heidelberg nie verlassen haben, wenn nicht der Wunsch, seine ökonomischen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen und dadurch seines einzigen Kindes Vermögen zu sichern, ihn bestimmt hätte, in's Vaterland zurückzukehren und Hannover zu seinem Aufenthalt zu wählen.

Noch immer waren Knigge's Güter in den Händen seiner Gläubiger, deren Mandatarius, Advocat Vogel, unumschränkt herrschte und es daher dem eigenen Interesse angemessen fand, die Schulden so langsam als möglich zu tilgen. Daß der Freiherr keinen Sohn hatte, erschwerte ihm alle Bemühungen, eine Geldanleihe zu eröffnen, um alsdann mit den Creditoren accordiren und die Verwaltung seines Eigenthums selbst übernehmen zu können. Unzählige Versuche scheiterten an ungünstigen Zeitumständen, vorzüglich aber an den Rabalen des vollwichtigen Gegners, welcher seinen Raub nicht fahren lassen wollte und kein Mittel zu schlecht fand, wenn es nur zum Zweck führte. Erbittert durch so vielfache Niederlagen im Kampf gegen Bosheit und Eigennuß, verstimmt durch Sorgen und zunehmende Kränklichkeit, verlor endlich Knigge Muth und Geduld und erlaubte sich manchen bittern Spott über Justiz-Verfassung, Besetzung der Aemter u. dgl., indem er mehre einflußreiche Personen lächerlich zu machen suchte. Der Verfasser des lehrreichen

Buchs über den Umgang mit Menschen, dieser scharfsinnige Beobachter des menschlichen Herzens, vergaß ganz, daß selbst die Besten unter uns leichter eine Verleumdung ihres Charakters, ihrer Sitten verzeihen, als einen witzigen Einfall, der ihre kleinen Thorheiten oder körperlichen Gebrechen in ein komisches Licht stellt. Er zog sich dadurch mächtige und bedeutende Feinde zu, wurde getadelt, verkannt, und mußte alle Hoffnung aufgeben, seine schönen Güter den Krallen des privilegierten Raubvogels zu entreißen. Weil indeß seine ökonomischen Angelegenheiten einer Verbesserung um so mehr bedurften, da er bei einer durch Gram und Verbruß zerstörten Gesundheit auf kein langes Leben rechnen konnte, so bewarb er sich um eine Anstellung als Hannoverscher Beamter in Bremen, und diese wurde ihm, mit einem Gehalt von 1000 Rthlrn. und dem Oberhauptmanns-Titel, bewilligt.

Dort kam Knigge im Jahre 1791 krank an, verließ auch bis zu seinem 1796 erfolgten Tode selten auf einige Stunden das Bett, weil die Steinschmerzen, woran er fortbauern litt, nur durch eine immer gleiche Wärme gelindert werden konnten. Außerdem setzte noch ein bösarziges Nerven- oder Gallen-Fieber in jedem Frühjahr oder Herbst sein Leben in unmittelbare Gefahr, welche indeß durch eine kräftige Natur und die Geschicklichkeit des als Astronom rühmlichst bekannten Doctor Olbers besiegt wurde; immer aber blieb sein Geist hell, seine Laune heiter, und wenn, wie es häufig geschah, sich Freunde und Bekannte um sein Bett versammelten, oder durchreisende Freunde ihn besuchten, fanden sie in ihm einen angenehmen Gesellschafter. Sobald er sich nur erträglich wohl und frei von gar zu heftigen Schmerzen fühlte, gab er kleine Konzerte, worin er Flöte oder Fagott blies, componirte Doppel-Sonaten für's Clavier und spielte

auf einem von ihm errichteten Liebhaber-Theater mit großem Beifall, vorzüglich in komischen Rollen; unter andern erschien er als Poet in dem schwarzen Mann von Gotter. Auf solche Weise verlebte Knigge die wenigen Stunden, welche er außer dem Bette zuzubringen vermochte; allein auch die übrige Zeit verstrich ihm unter nützlicher Beschäftigung. Seine außerordentliche Lebhaftigkeit und rastlose Thätigkeit gestatteten ihm bei Tage eben so wenig Ruhe, als ein schleichendes Fieber, das sich gewöhnlich am Abend einstellte, den Schlaf; er las zuweilen ganze Nächte hindurch, studirte Algebra und Geometrie, übersezte einige französische und holländische Werke und schrieb: die Reise nach Braunschweig, das politische Glaubens-Bekenntniß, Briefe aus Lothringen, über Schriftsteller und Schriftstellerei, Gutmanns Geschichte, die Reise nach Friglar, Schafskopfs Papiere, über Eigennuz und Undank. Dies letzte Werk kam erst nach seinem Tode heraus, und er selbst nannte es ein Gegenstück zu dem Umgang mit Menschen.

Im Mai des Jahres 1796 bekam Knigge die Gesichtsröthe und dabei ein Nervenfieber, welches ihm auf's Gehirn fiel und in wenig Tagen seinem Leben ein Ende machte; er starb im 43sten Jahre, also in der Blüthe des männlichen Alters, erschöpft durch Leiden des Körpers und der Seele. Nur die außerordentliche Reizbarkeit seines Gemüths war schuld daran, daß er Kummer und Verdruß, getäuschte Hoffnungen und alle Schläge des Schicksals, welche ihn trafen, nicht immer mit eben so viel Geduld und frommer Ergebung trug, als die langwierige schmerzhaftige Krankheit. Er ruhe sanft, Friede sey mit ihm! In dieser Welt ist ihm wenig Freude zu Theil geworden, und er selbst war doch stets bereit, Andere durch Rath und Hülfe zu erfreuen; er entbehrte

so willig, wenn es darauf ankam, sein Scherflein mit dem Dürftigen zu theilen. Trotz einer fast beispiellosen Lebhaftigkeit konnte man seine Ordnungsliebe musterhaft nennen; nie verlor oder verlegte er etwas, versäumte niemals den rechten Zeitpunkt, worin ein Geschäft vollendet werden mußte, und verstand es so vollkommen, seine Ausgaben der Einnahme anzupassen, mit wenigem Gelde viel zu bestreiten, daß er bei seinem Tode keine andern Schulden zurückließ, als die durch seines Vaters Verschwendung auf den Gütern hafteten. Alle Unkosten, welche seine zerrüttete Gesundheit verursachte, z. B. einige Badereisen u. dgl., wurden durch den Erwerb seiner Schriftstellerei gedeckt. Dies veranlaßte ihn denn wohl zuweilen zu der Aeußerung: er sey von der ganzen Welt unabhängig, könne alle Menschen entbehren, und was er bedürfe, mit seiner Hände Arbeit verdienen.

Rnigge ist in der Domkirche zu Bremen begraben, wo ihm die Liebe seiner Mitbürger ein einfaches Denkmal errichtet hat. Noch lebt dort die Erinnerung an ihn in den Herzen treuer Freunde und aller derer, die Gelegenheit fanden, ihn genauer kennen zu lernen; selbst bei den niederen Ständen war er um seiner Wohlthätigkeit willen geachtet. Seine treue Gefährtin auf dem dornenvollen Lebenswege, die achtungswerthe Gattin, welche ihn mit liebevoller Sorgfalt pflegte und die Ebbe und Fluth seiner Launen mit Sanftmuth und unermüdeter Geduld ertrug, starb zwölf Jahre nach ihm auf dem Gute ihres Schwiegersohns im Lippischen, wohin sie die einzige, bald nach dem Tode des Vaters verheirathete Tochter begleitet hatte.

Wir halten es nicht für unpassend, dieser kleinen Biographie ein Verzeichniß von Rnigge's Werken, deren ei-

nige vielleicht den mehrsten unserer Leser unbekannt sind, folgen zu lassen. Alles, was er bis 1790 geschrieben, übersetzt und (für den Druck) componirt hat, ist von ihm selbst in nachstehendem Aufsatze, welcher sich unter seinen Papieren gefunden, und den wir wörtlich mittheilen, angezeigt und zum Theil mit komischer Laune recensirt worden.

Knigge's aufrichtiges Geständniß seiner Polygraphie.

Als Jüngling schrieb ich in Hanau:

Allgemeines System für das Volk.

Etwas über den Eichorien-Bau.

Einige elende, wässerige Schauspiele.

Diese Waare ist schlecht abgegangen und jetzt in allen
Gewürzläden zu finden.

Die Unannehmlichkeiten, welche mir an einigen Höfen begegnet waren, bewogen mich, um meinen Ruf gegen Verleumdung zu schützen, allerlei Scenen, wovon ich Zeuge gewesen, so zu schildern, daß sie gewissen Leuten verständlich seyn konnten. Dies that ich denn auch in dem

Roman meines Lebens; 4 Theile. Es ist ein Werk ohne Plan und Zusammenhang; dennoch machte es Glück, theils wegen verschiedener Anspielungen, wozu viele

Leute den Schlüssel zu haben glaubten, theils um einiger Büge willen, die Menschenkenntniß verriethen. Es ist viermal aufgelegt und einmal nachgedruckt.

Der Geschichte Peter Clausens, in 3 Bänden, liegt ein, nicht ohne Interesse durchgeführter Plan zum Grunde. Im komischen Gewande ist manche, nicht zu verachtende Wahrheit anschaulich gemacht. Ich halte es für das Beste, was ich bis jetzt geschrieben habe. Dieser Roman ist nachgedruckt und in Paris unter dem Titel: *le Gil Blas allemand*, übersetzt.

Im Journal von Urfstädt, wovon ich drei Stücke herausgegeben habe, stehen bunt durch einander, bald ernsthafte und lustige, gute und schlechte Aufsätze, in Prosa und in Versen.

Eine Sammlung poetischer und prosaischer Schriften, in 2 Bänden, ist das erste Werk, welches ich unter meinem Namen herausgegeben habe.

Ätztzehn Predigten. Wovon sechs in das Italienische übersetzt worden sind.

Six Sonates de Clavecin seul sind, des starken Papiers wegen, worauf man sie gedruckt, sehr brauchbar, um Schuhe und Stiefel darin einzupacken.

Ueber Jesuiten, Freimaurer und deutsche Rosenkreuzer; Warnungen an die deutschen Fürsten, Jesuiten-Geist und Dolch betreffend. Diese beiden Werke habe ich, aus Gefälligkeit, gegen die Illuminaten in Bayern geschrieben, mir aber viel heimliche Verfolgung dadurch zugezogen.

Beitrag zur neuesten Geschichte des Freimaurer=Ordens, in neun Gesprächen. Ich glaube hier den rechten Gesichtspunkt getroffen zu haben, woraus man den Orden beurtheilen muß. Wenige haben es verstehen wollen oder können.

Philo's endliche Erklärung über seine Verbindung mit den Illuminaten. Was vereinte Kräfte und rastlose Thätigkeit bewirken, wohin Enthusiasmus aller Art führen, wie man Menschen lenken und mißbrauchen kann, davon finden sich hier einige Beispiele.

Die Uebersetzung der beiden dicken Bände: *Essais sur la Francmaçonnerie* und der *oratio de conventu latomorum* übernahm ich, weil der Buchhändler Brönnner in Frankfurt mich darum bat. — Es war Finanz=Operation von beiden Theilen. Nun werden wohl diese Werke den Weg der Maculatur gegangen seyn.

Geschichte Ludwigs von Selberg. Ein Roman ernsthaften Inhalts, nicht für Jedermann geschrieben, gar nicht unterhaltend; doch nicht ohne allen Werth.

Dramaturgische Blätter, drei Quartale.

Ueber den Umgang mit Menschen. Dies Buch ist in mehre Sprachen übersetzt; schade, daß ich die guten Lehren, welche darin enthalten sind, nicht immer befolge.

Ueber den Zustand des geselligen Lebens in den vereinigten Niederlanden; aus dem Holländischen übersetzt. Eine weitschweifige, für wenige Deutsche interessante Schrift. Ich hatte gerade Geld nöthig.

Zwei Bände ausländischer Schauspiele, für die deutsche Bühne bearbeitet. Sie haben zum Theil nicht mißfallen.

Die beiden letzten Bände von Rousseau's Glaubens = Bekenntniß, aus dem Französischen übersetzt.

Geschichte des armen Herrn von Mildeburg; drei Bände.

Parodie (doch das bleibt unter uns) des Zimmermann'schen Werks über Friedrich den Großen, unter dem Titel: Ueber Friedrich Wilhelm den Liebreichen und meine Unterredungen mit ihm; von Meywerk, Kur-Hannöverschem Hosenmacher. Das Ding war in wenig Stunden verfertigt, allein Verfflage gefällt leider immer; es ging reißend ab und ist zweimal nachgedruckt.

In dem Jahrbuche für die Menschheit, Jahrgang 1789, stehen Aufsätze von mir, besonders meine Briefe über Erziehung und meine dadurch veranlaßten Streitschriften gegen Campe und Trapp.

Seit elf Jahren arbeite ich an der allgemeinen deutschen Bibliothek. Ungedruckte musikalische Compositionen und der Anfang meiner Uebersetzung des Lucretius sind noch im Manuscript.

Wegen dieser schriftstellerischen Sünden empfinde ich eine herzliche Reue und hoffe, man wird mir am jüngsten Tage nicht zumuthen, von jedem unnützen Worte Rechenschaft abzulegen; schädliche, verderbliche Worte habe ich wesentlich nie drucken lassen. Hannover, den 4. April 1790.

So weit Knigge's Bekenntnisse. Warum er sie nicht fortgesetzt hat, ist uns unbekannt. Wir aber beschränken uns darauf, seine übrigen Werke der Reihe nach hier bloß anzuzeigen. Sie sind alle, die beiden zunächst folgenden ausgenommen, in Bremen geschrieben.

Benjamin Noldmanns Geschichte der Aufklärung in Abyssinien; — Das Zauberschloß; — Die Reise nach Braunschweig; — Joseph Wurmbrands politisches Glaubens-Bekenntniß; — Briefe aus Lothringen geschrieben; — Ueber Schriftstellerei; — Des seligen Herrn Etatsrath Samuel Conrad von Schafskopf hinterlassene Papiere; — Geschichte des Amtsraths Gutmann; — Des Mattenfängers Reise von Peina nach Frittlar; — Ueber Eigennutz und Undank.

Uebersetzungen: Ueber Despotismus. — Ueber die Pest in Toulon im Jahre 1721, aus dem Französischen. — Anweisung für Reisende, aus dem Englischen.

Zwischenburch verfaßte er noch Theater-Kritiken, Flugschriften und andere Kleinigkeiten, als: Ueber den Bücher-Nachdruck. — Rückblicke auf den, wenn Gott will, nun bald geendigten Krieg, — und Manifest einer nicht geheimen, sondern sehr öffentlichen Verbindung ächter Freunde.

Ueber den Umgang mit Menschen.

Einleitung des Herausgebers.

Der Umgang mit Menschen gehört zu den wirksamsten Bildungs-, Erheiterungs- und Anregungsmitteln des menschlichen Geistes und Gemüths; aber wohlthätig werden seine Wirkungen nur für diejenigen sehn, welche gehörig vorbereitet unter die Menschen treten und im Umgange eben so viel Mäßigung als Klugheit, eben so viel Festigkeit als Geschmeidigkeit, eben so viel Offenheit als Zurückhaltung zeigen und dadurch den Klippen zu entgehen wissen, an welchen diejenigen scheitern, welche unvorbereitet und unbewehrt sich der Gesellschaft hingeben. Die Vorbereitung besteht in der Fertigkeit, den Schein von der Wahrheit zu unterscheiden; die Sprache des feinen Welttons zu reden, ohne in's Gezierte und Höfliche zu verfallen; in der Sammlung allgemeiner Kenntnisse; in der richtigen Würdigung der Menschen; in dem begründeten Bewußtseyn des

eigenen Werthes, denn nicht ohne eine gewisse Zuversicht soll man in die Gesellschaft eintreten, damit man nicht durch Blödigkeit unfähig werde, den Umgang mit Menschen von höherer Bildung und Erfahrung zu benutzen und zu genießen. Man könnte sagen, daß alles, was hier als Vorbereitung auf den Umgang mit Menschen dargestellt und erfordert wird, eigentlich das Erzeugniß dieses Umgangs selbst sey; allein wenn auch zugegeben werden muß, daß alle jene Kenntnisse und Fertigkeiten sammt der nöthigen Zuversicht und Freimüthigkeit größtentheils in der Gesellschaft gewonnen werden, so ist doch eben so gewiß, daß nur diejenigen, welche sich für die Gesellschaft gebildet haben, den ganzen Gewinn, den sie bietet, erwerben werden. Auch hat die Gesellschaft ein Recht, von ihren Mitgliedern zu fordern, daß sie einen Beitrag zur Unterhaltung geben, nicht bloß empfangen und genießen sollen. Diese billige Forderung aber kann nur von denjenigen erfüllt werden, welche gehörig vorbereitet und ausgestattet in die Gesellschaft treten. Dazu soll die Erziehung vor Allem mitwirken, und daneben die schriftliche Belehrung und Anweisung, welche nicht bloß aus Schriften, wie die vorliegende des trefflichen Menschenkenners Knigge, sondern auch, und vielleicht noch mehr aus solchen Romanen und historischen Darstellungen geschöpft wird, welche sich durch eine lebhafteste und getreue Charakterschilderung auszeichnen, und Menschen von allen Seiten und in allerlei Lagen, Verhältnissen und Beziehungen darstellen. Nicht bloß Menschenkenntniß, sondern auch die Sprache des feineren Gesellschaftstons findet sich in solchen Schriften, und sie gehören eben deswegen unstreitig zu den wirksamsten Bildungsmitteln. In wie fern und unter welchen Bedingungen auch der Umgang ein Bildungsmittel sey, soll

hier nur angedeutet, nicht ausgeführt werden, denn für die Ausführung findet sich im Verfolg eine passendere Stelle. Die Mäßigung und Vorsichtigkeit im Umgange würde zunächst in der Sichtung der Spreu von dem Weizen bestehen, damit sich nicht zugleich mit den Kenntnissen und berechtigten Urtheilen, mit den Ansichten der Welt und der Menschen, mit der Erwärmung für das Schöne, Gute und Edle, auch Vorurtheile aller Art, schiefe und ungerechte Urtheile, falscher Geschmack, Heuchelei und Verstellungskunst, Leichtsinns und Eitelkeit in die Seele einschleiche. Ohne diese Vorsichtigkeit hat die Gesellschaft nur verderblichen Einfluß, wird sie endlich selbst die Kraft überwältigen, mit welcher heilsame Eindrücke der Erziehung auf unsern Willen wirken; wird sie den, der sich sorglos ihrem Einfluß hingibt, zum Sklaven der Mode und Sitte machen, und ihn um sein bestes Lebensglück betrügen.

Aber mit dieser weisen Vorsicht reicht man in der Gesellschaft nicht aus; sie fordert eben so sehr jene Klugheit und Umsicht, welche uns lehrt, erlaubte Vortheile zu erkennen und zu benutzen, und den Klippen auszuweichen, an welchen so leicht die Fassung, die Heiterkeit und Laune scheitern kann. Wer im Umgange mit der großen Welt zu oft in Verlegenheit kommt, zu oft durch den Schein irre geführt, sich zu einer Offenheit verleiten läßt, die er hernach mit Schrecken gemißbraucht oder gemißdeutet sieht; wer nicht zu rechter Zeit ein Gespräch abzubrechen, oder es auf eine ungezwungene und verständige Weise anzuknüpfen und fortzuführen weiß, ohne vorlaut und zudringlich zu werden, oder sich selbst zum Thema der Unterhaltung zu machen; wer nicht mit Klugheit die Personen, aus welchen die Gesellschaft

besteht, nach ihren bürgerlichen und Familienverhältnissen berücksichtigt, vielmehr seine Urtheile ohne alle Rücksicht fällt, seine Bemerkungen ohne alle Umsicht mittheilt: der wird für alle diese Verstöße gegen die Klugheit im Umgange hart büßen müssen und sich bald genug von der Gesellschaft verschmäht und selbst ausgeschlossen sehen. Jene Weisheit, welche der Umgang fordert, und jene Klugheit, welche er voraussetzt, besteht ferner in der Festigkeit und Sicherheit, mit welcher der Gebildete seine Urtheile fällt und seine Behauptungen ausspricht, ohne doch in Starrsinn und Rechthaberei zu verfallen, und in der nachgebenden Geschmeidigkeit, welche eben so weit von Heuchelei als von Blödigkeit und Menschengefälligkeit entfernt ist. Wer immer der Meinung dessen ist, der zuletzt sprach, oder das Wort in der Gesellschaft führt, nie eine eigene Meinung hat, oder sie wenigstens sogleich feigherzig aufgibt, wenn sie Widerspruch findet, wird der Gesellschaft eben so wenig verdanken, als der, welcher mit rechthaberischer Heftigkeit seine Gegner nur überschreit, nicht mit Gründen bekämpft. Für lebhafte Gemüther und für diejenigen, welche ihre Geistesüberlegenheit fühlen und der Sprache ganz mächtig sind, gibt es keine schwerere Aufgabe, als die, Mäßigung und Ruhe zu zeigen, so oft ihre Urtheile und Meinungen bestritten werden, und doch ist dies gerade eine Haupteigenschaft eines guten Gesellschafters. Es gibt Menschen, welche bei Vertheidigung ihrer Meinungen alle Rücksichten und jede Schonung und Milde, welche zum Wesen des Umgangs gehört, bei Seite setzen, und in leidenschaftlicher Lebhaftigkeit ihre Gegner mehr anfallen und mißhandeln, als bekämpfen. Hier ist die Grenze sehr leicht überschritten, besonders wenn die Klugheit nicht von Bescheidenheit und wohlwollenden Neigungen unterstützt wird, oder persönliche Mißverhältnisse der Streiten-

den einwirken und sichtbar werden. Auf der andern Seite gehört die lebhafteste und kräftigste Vertheidigung geäußerter Meinungen und Urtheile recht eigentlich zu den geselligen Tugenden, weil die Gesellschaft nicht ohne Reizmittel bestehen kann, und der Widerspruch zu den wirksamsten Reizmitteln gehört; aber auch deswegen, weil nur Festigkeit der Gesinnung und Ueberzeugung gegen die gefährlichen und verderblichen Eindrücke des Umgangs sichert, so wie gegen die Verlegenheit und Bedrängniß, in welche wir diejenigen so oft in der Gesellschaft gerathen sehen, welche dem Hochmuth, der Anmaßung, Unbescheidenheit und leeren Prahlerei nichts entgegen zu setzen wissen, und da verstummen, wo sie recht laut werden und mit Nachdruck sprechen sollten.

Aber wie der Umgang verderblich werden kann, wenn man seinem Einflusse auf Urtheil und Denkungsart nicht Festigkeit der Gesinnung und Ueberzeugung entgegen zu setzen vermag, so wird sein Reiz und sein wohlthätiger Einfluß durch die Geschmeidigkeit erhöht, mit welcher man sich in den Ton der Gesellschaft überhaupt und in die Schwachheiten der Einzelnen insbesondere zu finden und zu schicken, Störungen des gesellschaftlichen Vergnügens zu entfernen und alles herbeizuführen weiß, was die Unterhaltung nähren und beleben, die Bande der Gesellschaft fester knüpfen, und den Genuß Aller erhöhen kann, und zwar auf eine solche Art, daß Keinem etwas aufgedrungen und nichts erzwungen wird. Wie leicht diese Geschmeidigkeit ausarte, und wie lästig, verächtlich und erniedrigend sie in ihrer Ausartung sey, davon finden sich die auffallendsten Beweise in jeder zahlreichen Gesellschaft. Sie muß in theilnehmenden und wohlwollenden Gefühlen, in der Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, welche sich nie vordrängt und keine Auszeichnung be-

geht, und in dem Wunsche, sich zu belehren, ihren Grund haben, wenn sie für eine gesellschaftliche Tugend gelten soll. Häufig erscheint die Geschmeidigkeit als Herablassung zu den Schwachen, als Herabstimmung zu einem uns fremden und ungemüthlichen Gesellschaftsstone, und da, wo sie lauter Schwäche, nicht Grundsatz und nicht Wohlwollen oder Klugheit ist, als ein feigherziges und unsittliches Einstimmen in einen Ton, den man für thöricht, langweilig, oder wohl gar für schlecht und niedrig erkennt. Hier würde die Festigkeit an ihrem Orte seyn. Dagegen ist es hohe Gesellschaftstugend, den Schwachen in der Gesellschaft sein Ohr zu leihen, wenn sie über die Gebühr von sich selbst und ihren besondern Angelegenheiten sprechen; der Mutter theilnehmend zuzuhören, welche von den Anlagen und von der Liebenswürdigkeit ihrer Kinder, oder von häuslichen Leiden mit großer Ausführlichkeit spricht; den ehrlichen Handwerksmann ausreden zu lassen, oder durch Fragen selbst zu veranlassen, vom Handwerk zu sprechen und seine Erfahrungskenntnisse gutmüthig mitzutheilen, wobei dem Hörenden wohl noch durch manche nützliche Sachkenntniß seine Herablassung vergolten wird.

Eben so viel Offenheit als Zurückhaltung fordert endlich der Umgang mit Menschen. Offenheit ist die Seele des Umgangs; aber sie setzt Vertrauen voraus, und wer möchte wohl sogleich Vertrauen zu Personen fassen, die er nur in ihren Feierkleidern sieht und nicht beobachten kann, wenn sie in ihrer Alltagskleidung einhergehen. Es gibt eine Offenheit, welche mit kluger Vorsicht vereinbar ist, und diese soll im Umgange herrschen. Niemand soll seine Grundsätze und Ueberzeugungen verheimlichen, oder schweigen, wo die Pflicht, sich des Verleumdeten anzunehmen, den Splitterrichter zu be-

müthigen und zu strafen, den Heuchler zu entlarven, den Prahler in seiner Erbärmlichkeit darzustellen, oder auch nur die Pflicht, seinen Beitrag zur Unterhaltung zu geben, das Schweigen verbietet. Aber Rücksicht auf Kinder, auf Schwache und Unwissende, auf Schüchterne und Aengstliche, auf Horcher und Wortverdreher, auf Neuigkeitsträger und Klatzschwestern gebietet auch oft Zurückhaltung des Urtheils, des Spottes, eines witzigen Einfalls, einer wahren oder bitteren Bemerkung, einer Meinung oder Erklärung, die leicht gemißdeutet oder gemißbraucht werden kann.

Dies also wären die Bedingungen, unter welchen der Umgang Bildungs-, Erheiterungs- und Anregungsmittel werden kann. Wem übrigens die Wahl frei steht zwischen großen, stark gemischten Gesellschaften und kleineren Gesellschaftskreisen, der handelt weise, wenn er diese vorzieht und jene so viel als möglich vermeidet. Denn je zahlreicher die Gesellschaft ist, desto leerer ist der Umgang, und nur da ist die Unterhaltung ergiebig und lehrreich, wo Alle daran Theil nehmen, und Keiner durch Rücksichten der Klugheit und Vorsicht zur Zurückhaltung bestimmt wird, sondern Jeder frei und unverhohlen seine Meinung äußert.

Auf der andern Seite ist der Umgang mit Einzelnen, wenn sie mit einer ächten Geistesbildung eine reiche Erfahrung verbinden und in mannichfaltigen Verbindungen leben, viel ergiebiger und belohnender, als das eigentliche Gesellschaftsleben, und diejenigen, welche das Leben in dem edelsten Sinne genießen wollen, ziehen sich daher aus der großen Welt zurück und wissen sich in dem Familienleben einen Genuß zu bereiten, welcher in großen und gemischten Gesellschaften vergebens gesucht wird. Vielleicht ist es auch nur in solcher Zurückgezogenheit möglich, das Herz vor Thorheit

ten und Verirrungen zu bewahren, in welche es so leicht durch den Einfluß der Gesellschaft verwickelt wird, und die Ausartung des Herzens zu verhüten, welcher diejenigen nicht entgehen, die ihrem Umgange die möglichste Ausdehnung geben und darin den höchsten Genuß des Lebens finden. Denn neben dem wohlthätigen Einflusse, welchen der Umgang mit Menschen aus allen Ständen auf die Entwicklung unseres Geistes, Veredlung unseres Herzens und Erweiterung unseres Gemüths haben kann, wenn er ein gewählter ist und mit Mäßigung und Vorsicht genossen wird, übt er auch einen nachtheiligen und selbst verderblichen Einfluß auf unbewachte und unbereitete Herzen.

Wenn auf der einen Seite unsere Begriffe durch den Umgang bereichert und berichtigt werden, so verwirrt er sie auf der andern. Wir hören Menschen, mit Witz und Scharfsinn ausgestattet, ihre vorgefaßten Meinungen, ungerechten Urtheile und fixen Ideen mit einer solchen Beredsamkeit und Zuvorsicht als unstreitige und unleugbare Wahrheiten darstellen, daß wir uns überreden, ein ganz neues Licht über diese Gegenstände erhalten zu haben, und ihre Jünger werden. Ein ander Mal fällt ein witziger Spötter über das Heilige her, und es gelingt ihm, den religiösen Gefühlen einiger Schwachen in der Gesellschaft einen Stoß zu geben. Er hat ihnen das Unerseßliche genommen, und sie werden diesen Verlust nie verschmerzen. Der Umgang wird heute Nahrung für unsere wohlwollenden und theilnehmenden Gefühle; aber morgen gerathen wir in eine Gesellschaft, in welcher der Hohn herrschend ist; wir stoßen auf lauter verlarnte Gesichter, hören lauter leere und hohle Redensarten, werden überall durch die unverschämten Uebertreibungen einer frechen Schmeichelei verletzt, sehen eine ganze Gesellschaft

von Schauspielern vor uns, von welchen jeder seine Rolle spielt, und nirgends wird uns Nahrung für Geist und Gefühl gereicht; was ist natürlicher, als daß wir Menschenverachtung aus dieser Gesellschaft mitnehmen und nicht uns so bald wieder mit den Menschen ausöhnen; daß sich unvermerkt Mißtrauen unseres Herzens bemächtigt, und der Glaube an die Menschheit seine Kraft verliert.

Ein unbewachtes und unbefestigtes Herz geräth in einer Gesellschaft unter seine und beredte Schmeichler; der Giftsame wird in das Herz gestreut, und die Früchte werden nicht ausbleiben. — Und wer hätte nicht in der Gesellschaft die Kunst zu scheinen, Gefühle zu verhehlen, eine Rolle zu spielen, zu heucheln und sich zu verstellen, wider seinen Willen und ohne sein Wissen gelernt? Man gewöhnt sich in der Gesellschaft an Alles, selbst an das Lächerlichste, Erbärmlichste, Platteste, an Mangel und Mißbrauch des Verstandes, an die häßlichsten Gesichter und Gemüther, die widrigsten Fehler des Körpers und des Sprachorgans; man bemerkt am Ende diese Gebrechen kaum mehr. Daher steht man, besonders in den höheren Ständen, die Mitglieder der Gesellschaft ihren faden Witz, ihre beredten Verleumdungen, ihren ungesalzenen Spott und ihre faden Tagesneuigkeiten mit einer Unbefangenheit gegen einander austauschen, als ob die unschuldigsten Dinge vorgingen, und es fällt Keinem auch nur von ferne ein, sich einer solchen Unterhaltung zu schämen, noch weniger ihr eine bessere Wendung zu geben, oder Salz zu verlangen und zu erwarten. Aber es sind nicht bloß die Geistlosen oder Armen an Geist, die es so arg treiben, auch Geistreiche lassen sich endlich, wenn sie lange genug Zuhörer gewesen sind, zu solchem Kleinhandel herab, und werden aus lauter Gefälligkeit, besonders unter jugend-

lichen Schönen, oder um der langen Weile zu entgehen, geschwätzig und geistlos. Es gehört Muth, Geduld und große Gewandtheit dazu, einen faulen und dürrten Gesellschaftston zu beschwingen und endlich zu verdrängen; aber diese Kunst sollte jeder Verständige und wahrhaft Gebildete zu erringen suchen, weil dadurch großes Verdienst zu erwerben ist, und der, welcher sie besitzt und ausübt, endlich sogar der Wohltäter einer ganzen Stadt werden kann.

Mehr oder weniger trägt jeder das Gepräge der Gesellschaft und wird ihr Zögling, oft ein zu folgsamer; denn indem sie seinen Erleben die mannichfaltigste und reichste Befriedigung darbietet, besonders dem Ehrtriebe, indem sie das Bedürfnis, zu lieben und geliebt zu werden, eben so sehr aufregt als kräftig stillt, und allen seinen Zwecken dient, legt sie ihn in unauflösliche Fesseln. Doch sie soll auch seine Kräfte in Bewegung setzen und beschäftigen, darum muß sie Reibungen veranlassen und jeglichem Bestreben, wozu die vereinte Kraft mehrer erfordert wird, so wie jeglicher ungeselligen Neigung Hindernisse und Widerstand entgegenstellen. Nicht überall kommt uns in der Gesellschaft (das Wort hier im weitesten Sinne genommen) Theilnahme und guter Wille entgegen, nicht überall die Anerkennung unserer Verdienste und unserer sittlichen Güte, und da, wo wir gern Einfluß gewinnen möchten, stößt sie uns zurück, weil wir nicht ihre Sprache zu reden wissen, oder uns weigern, sie zu reden, und in den Ton, der jetzt grade der herrschende ist, einzustimmen. Auf der andern Seite legt sie dem Rohen und Ungefitteten Fesseln an, und zwingt ihn durch die Gewalt ihrer conventionellen Geseze, die Sprache der Bescheidenheit und Ehrbarkeit zu reden; sie nöthigt ihn zu einer sehr beschwerlichen Selbstverleugnung, und straft ihn auf der Stelle,

wenn er sich weigert, ihre Gesetze anzuerkennen und ihnen zu gehorchen. Wenn es scheint, daß sie dadurch theils Heuchler bildet, theils Menschenhasser, so kann sie zwar von dieser Schuld nicht ganz freigesprochen werden; aber sie weiß wenigstens den Schaden, welchen sie anrichtet, mannichfaltig zu vergüten, theils durch die Ermunterungen, welche sie denen zu Theil werden läßt, welche sich in ihr geltend zu machen wissen; theils durch die Veranlassungen, welche sie dem Thätigen und Wohlwollenden gibt, sich gemeinnützig zu machen, vorzüglich aber durch die Kunst und Sorgfalt, mit welcher sie die rohen Edelsteine schleift, so daß ihr Werth erkannt und richtig gefunden wird. Sie kommt durch dies Alles der Erziehung sehr wirksam zu Hülfe, und rettet Viele, die sonst für die Welt verloren gegangen seyn würden, errettet Andere aus dem Verderben der Milzsucht, Hypochondrie und üblen Laune, der Blödigkeit und Verzagtheit, des Versinkens in Eintönigkeit, Einsylbigkeit und Verschllossenheit, verhilft ihnen zu der Entdeckung, daß ihnen auch die Gabe der Sprache, oder wohl gar die des Witzes und Humors zu Theil geworden sey, weckt in viel Tausenden wohlwollende und theilnehmende Gefühle, und heilt sie gründlich von den Krankheiten, welche ihnen durch eine verkehrte Erziehung, oder durch den bösen Einfluß eines bösen Familiengeistes, oder durch die Macht böser Gewohnheiten eingeimpft worden sind. Auch für diejenigen wird sie oft Retterin und Wohltäterin, welche am Müßigange und an der langen Weile krank liegen, und nur der Anregung bedürfen, um sich zu fühlen und zur Thätigkeit zu erwachen. Am meisten aber nützt sie jenen engherzigen Naturen, welche im Joch des Vorurtheils liegen und sich zu keiner Unbefangenheit der Ansicht und des Urtheils erheben können. Wenn diese unter Men-

schen gerathen, welche freimüthig und freisinnig urtheilen, so gereicht es gewiß zu ihrem Heil.

Die schwerste Aufgabe, welche uns die Gesellschaft zu lösen gibt, und wodurch sie besonders die festen und gediegenen Charaktere und die einfachen Gemüther abschreckt, ist die, sich in die oft ganz kontrastirenden Tonarten zu finden und einzustimmen, welche in den verschiedenen Kreisen die herrschenden oder beliebten sind. Denn seinen Geschmack verleugnen, seine Vernunft gefangen nehmen unter dem Glauben an die Untrüglichkeit der Mode, faden Witz belächeln, und immer wieder dieselben Späßchen sich geduldig vormachen lassen, oder einem Treibjagen gemeiner Anekdoten zusehen, dazu gehört, wenn man wahrhaft gebildet ist, eine Selbstverleugnung, die auch des Geduldigsten Langmuth erschöpft, oder ein Humor, der nicht zu zerstören ist. Da aber in dieser Welt Niemand der Nothwendigkeit, die Menschen zu nehmen, wie sie sind, entgehen kann, so dürfte es zur Lebensklugheit gehören, sich mit einer solchen Fassung und humanen Langmuth auszustatten, daß man auch die schwersten Prüfungen dieser Art bestehen könne.

Zur Erwerbung einer solchen Fassung und Langmuth kann eine Anleitung, wie sie Knigge in dem vorliegenden Buche gegeben hat, allerdings etwas beitragen, da sie die Menschen nicht nur in allerlei Gestalten lebendig darstellt, sondern auch lehrt, wie man sie nach Maßgabe ihres Charakters und ihrer Bildung zu nehmen und zu behandeln, welche Klippen man im Umgange zu vermeiden, welche Saiten man zu berühren und nicht zu berühren habe, und wie man sich gegen den nachtheiligen Einfluß sichern könne, welchen der Umgang auf Gesinnung, Sitte und Urtheil ausübt, wenn man nicht die Spreu von dem Weizen zu sondern ver-

steht, und sich durch das Ansehen hoher Einsicht und untrügllicher Urtheilskraft, welches die dreisten Tonangeber in der Gesellschaft anzunehmen wissen, täuschen und bethören läßt. Wenn der humoristische Verfasser hier und da seiner Laune zu sehr den Zügel schießen läßt, und sich, um einen witzigen Einfall nicht unterdrücken zu dürfen, eine kleine Uebertreibung oder Entstellung erlaubte; wenn er sich von einem Vorurtheil, welches man seiner Zeit zu Gute halten muß, verleiten ließ, den französischen Gesellschaftston und die geselligen Tugenden der Franzosen auf Unkosten der Deutschen zu preisen, so thut dies im Ganzen dem Werthe dieses Buches keinen Eintrag, da es nicht schwer ist, in diesen Stellen die Uebertreibung zu erkennen und abzusondern; auch hat es sich der Herausgeber angelegen seyn lassen, des Verfassers Bemerkungen in dieser Hinsicht zu berichtigen, und dessen Urtheil zu mildern.

Einleitung des Verfassers.

1.

Wir sehen die klügsten, verständigsten Menschen im gemeinen Leben Schritte thun, wozu wir den Kopf schütteln müssen.

Wir sehen die feinsten theoretischen Menschenkenner das Opfer des größten Betrugs werden.

Wir sehen die erfahrensten, geschicktesten Männer bei alltäglichen Vorfällen unzweckmäßige Mittel wählen; sehen, daß es ihnen mißlingt, auf Andere zu wirken; daß sie, mit allem Uebergewicht der Vernunft, dennoch oft von fremden Thorheiten und Grillen und von dem Eigensinne der Schwächern abhängen; daß sie von schiefen Köpfen, die nicht werth sind, mit ihnen verglichen zu werden, sich regieren und mißhandeln lassen; daß hingegen Schwächlinge und Unmündige an Geist Dinge durchsehen, die der Weise kaum zu wünschen magt.

Wir sehen die wichtigsten, hellsten Köpfe in Gesellschaften, wo Aller Augen auf sie gerichtet, und Alle begierig seyn sollten auf jedes Wort aus ihrem Munde, eine untergeordnete Rolle spielen; sehen, wie sie verstummen oder nur

gemeine Dinge sagen, indeß ein anderer, äußerst leerer Mensch die kleine Summe von Begriffen, die er hie und da aufgesammelt hat, so zu benutzen und aufzustutzen versteht, daß er allgemeine Aufmerksamkeit erregt, und, selbst bei Männern von Kenntnissen, für etwas gilt.

Wir sehen, daß die glänzendsten Schönheiten nicht in jeder Gesellschaft gefallen, indeß Personen, mit den geringsten äußern Annehmlichkeiten ausgestattet, allgemein mit Wohlgefallen betrachtet und angehört werden, und sich einer gewissen Huldigung erfreuen, an welcher ihre Persönlichkeit keinen Theil zu haben scheint.

Kurz, wir werden täglich gewahr, daß die Klügsten und gelehrtesten Männer, wenn nicht zuweilen die untüchtigsten zu allen Weltgeschäften, doch wenigstens unglücklich genug sind, in der Gesellschaft zu mißfallen und zurückgesetzt zu werden, weil es ihnen an Gewandtheit mangelt, und daß selbst die geistreichsten, von der Natur mit allen innern und äußern Vorzügen beschenkt, oft am wenigsten zu gefallen, zu unterhalten, sich geltend zu machen und zu glänzen verstehen.

Männer und Frauen lassen sich durch persönliche Vorzüge und ausgezeichnete Eigenschaften, die sie besitzen, zur Vernachlässigung des gesellschaftlichen Anstandes, der Schicklichkeit und Höflichkeit verleiten, und zweifeln nicht, daß ihnen in der Gesellschaft Alles erlaubt seyn müsse; aber sie irren sehr. Großer Eigenschaften wegen verzeiht man große Fehler, weil Menschen von feinerem Stoffe heftige Leidenschaften zu haben pflegen. Wo aber keine Leidenschaft im Spiele ist, da soll der bessere Mann auch weiser handeln, als der alltägliche; und es ist nicht weise gehandelt, die un-

schuldigen Gebräuche der Gesellschaft zu verachten, wenn man in der Gesellschaft leben und wirken will.

Ich rede aber hier nicht von der freiwilligen Verzichtleistung des Weisen auf die Bewunderung des vornehmen und geringen Pöbels. Daß der Mann von besserer Art da in sich selbst verschlossen schweigt, wo er nicht verstanden wird; daß der Witzige, Geistvolle, in einem Kreise schaler Köpfe sich nicht so weit herabläßt, den Spasmacher zu spielen; daß der Mann von einer gewissen Würde im Charakter zu viel Stolz hat, sein ganzes Wesen nach jeder ihm unbedeutenden Gesellschaft umzuformen, die Stimmung anzunehmen, wozu die jungen Laffen seiner Vaterstadt den Ton mit von Reisen gebracht haben; daß es den Jüngling besser kleidet, bescheiden, schüchtern und still, als nach Art der mehrsten unserer heutigen jungen Leute, vorlaut, selbstgenügsam und plauderhaft zu seyn; daß der edle Mann, je klüger er ist, um desto bescheidener, um desto mißtrauischer gegen seine eignen Kenntnisse und Urtheile, um desto weniger zubringlich seyn wird, dies Alles ist in der Ordnung, und muß gebilligt, ja gepriesen werden; und eben so natürlich und angemessen ist es, daß der wahrhaft Gebildete, je mehr innerer wahrer Verdienste er sich bewußt ist, um desto weniger Kunst anwenden wird, seine vortheilhaften Seiten hervorzukehren, und daß die wahrhafte Schönheit alle kleine anlockende, unwürdige Buhlkünste, wodurch die Eitle sich bemerkbar zu machen sucht, verachtet. — Das Alles ist gut und recht, davon rede ich also nicht.

Auch nicht von der beleidigten Eitelkeit eines Mannes voll Ansprüche, der unaufhörlich geschmeichelt und vorgezogen zu werden verlangt, und, wo das nicht geschieht, ein finsternes Gesicht macht; nicht von dem gekränkten Hochmuth

eines abgeschmackten Pedanten, der mißlaunig wird, wenn er das Unglück hat, nicht überall für ein großes Licht der Erde erkannt, und als ein solches behandelt zu sehn; wenn nicht Jeder mit seinem Lämpchen herzuläuft, um es an diesem großen Lichte der Aufklärung anzuzünden. Wenn ein steifer Professor, der gewohnt ist, von seinem bestaubten Dreifuße herunter, sein Lehrbuch in der Hand, einem Hausen gaffender, unbärtiger Musensöhne stundenlang hohe Weisheit vorzupredigen, und zu sehen, wie sogar seine platten, in jedem halben Jahre wörtlich wiederholten Späße sorgfältig nachgeschrieben werden; wenn ein Solcher einmal die Residenz, oder irgend eine andere bedeutende Stadt besucht, und das Unglück nun will, daß man ihn dort kaum dem Namen nach kennt, daß er in einer feinen Gesellschaft von zwanzig Personen gänzlich übersehn, oder von irgend einem Fremden wohl gar für den Kammerdiener im Hause gehalten wird, wer möchte es ihm verargen, wenn er ergrimmt und ein verdrießliches Gesicht zeigt; oder wenn ein Stuben-Gelehrter, der ganz fremd in der Welt ohne Erziehung und ohne Menschenkenntniß ist, sich einmal aus dem Haufen seiner Bücher hervorarbeitet, und dann, äußerst verlegen, mit seiner Figur, buntschädig und altväterisch gekleidet, da sitzt, und an nichts von Allem, was gesprochen wird, Antheil nehmen, keinen Faden finden kann, um mit anzuknüpfen, so gehört das Alles nicht hieher.

Eben so wenig rede ich von dem groben Eyniker, der alle Regeln verachtet, welche Uebereinkunft und gegenseitige Gefälligkeit den Menschen im bürgerlichen Leben vorgeschrieben haben, noch von dem Kraft-Genie, das ein Privilegium zu haben glaubt, sich über Sitte, Anstand und Besonnenheit hinauszusehen.

Und wenn oft auch die weisesten und klügsten Menschen in der Welt und im Umgange, besonders bei ihren Bewerbungen, ihres Zwecks verfehlen und ihr Glück nicht machen, so ist hier weder in Anschlag zu bringen, daß ein widriges Geschick zuweilen den Besten verfolgt, noch daß eine unglückliche leidenschaftliche oder ungesellige Gemüthsart bei Manchem die vorzüglichsten, edelsten Eigenschaften verdunkelt.

Es ist eine andere Erscheinung, welche hier erörtert werden soll, nämlich die, daß Menschen, welche durch ihre vorzüglichen Eigenschaften, durch Talent und Kenntnisse ausgezeichnet und von einer guten und reinen Gesinnung beseelt sind, dennoch übersehen werden, zu gar nichts gelangen. Woher kommt das? Was ist es, was Diesen fehlt und Andere haben, die, bei dem Mangel wahrer Vorzüge, alle Stufen menschlicher Glückseligkeit ersteigen? — Es fehlt ihnen: die Kunst des Umgangs mit Menschen — eine Kunst, die oft der schwache Kopf, ohne darauf zu studiren, viel besser erwirbt und sich zu eigen macht, als der verständige, weise, wirkreiche; die Kunst, sich geltend zu machen, ohne den Neid und die Eifersucht zu reizen; sich nach den Temperamenten, Einsichten und Neigungen der Menschen zu richten, ohne falsch zu seyn; sich ungezwungen in den Ton jeder Gesellschaft stimmen zu können, ohne weder die Eigenthümlichkeit des Charakters zu verlieren, noch sich zu niedriger Schmeichelei herabzulassen. Der, welchen nicht die Natur schon mit dieser glücklichen Anlage der Geschmeidigkeit und Fügsamkeit hat geboren werden lassen, erwerbe sich Menschenkenntniß, Umsicht, Geselligkeit, Nachgiebigkeit, Duldung, lerne sich zu rechter Zeit verleugnen und seine Leidenschaften beherrschen, ringe nach Wachsamkeit über sich

selber und Heiterkeit des immer gleich gestimmten Gemüths; und er wird sich jene wichtige Kunst zu eigen machen. Doch hüte man sich, sie zu verwechseln mit der schädlichen, niedrigen Gefälligkeit des verworfenen Sklaven, der sich von Jedem mißbrauchen läßt, sich Jedem Preis gibt, um eine Mahlzeit zu gewinnen; der selbst dem Schurken huldigt, und, um eine Bedienung zu erhalten, zum schreienden Unrechte schweigt, zum Betrüge die Hände bietet und die Dummheit vergöttert.

Indem aber hier von jenem *esprit de conduite* geredet werden soll, der uns leiten muß bei unserm Umgange mit Menschen aller Gattung, soll keineswegs ein Complimentirbuch geschrieben, sondern Resultate aus Erfahrungen gezogen werden, und zwar aus Erfahrungen, die unter Menschen aus allen Ständen in einer langen Reihe von Jahren gesammelt worden sind. — Kein vollständiges System, aber Bruchstücke, vielleicht nicht zu verwerfende Materialien, Stoff zu weiterm Nachdenken.

2.

In keinem Lande in Europa ist es vielleicht so schwer, im Umgange mit Menschen aus allen Klassen, Gegenden und Ständen allgemeinen Beifall einzuernten, in jedem dieser Kreise wie zu Hause zu seyn, ohne Zwang, ohne Falschheit, ohne sich verdächtig zu machen, und ohne selbst dabei zu leiden, auf den Fürsten wie auf den Edelmann und Bürger, auf den Kaufmann wie auf den Geistlichen, nach Gefallen zu wirken, als in unserm deutschen Vaterlande; denn nirgends vielleicht herrscht zu gleicher Zeit eine so große Mannichfaltigkeit des Conversationstons, der Erziehungs-

art, der Religions- und anderer Meinungen und zugleich eine so große Verschiedenheit der Gegenstände, welche die Aufmerksamkeit der einzelnen Volksklassen in den einzelnen Provinzen beschäftigen. Dies rührt her von der Mannichfaltigkeit des Interesses der deutschen Staaten gegen einander und gegen auswärtige, und von dem sehr merkblichen Abstände, welcher die Stände in Deutschland von einander trennt, indem verjährtes Vorurtheil, Erziehung und zum Theil auch die Verfassung viel bestimmtere Grenzlinien gezogen haben, als in andern Ländern, wenn gleich das neue Militärsystem die Stände einander bedeutend näher gerückt, und manchem Vorurtheil seine Kraft genommen hat. Wo hat mehr, als in Deutschland, die Idee von sechzehn Ähnen des Adels einen wesentlichen moralischen und politischen Einfluß auf Denkungsart und Bildung? Wo greift weniger allgemein, als bei uns, der Handelsstand in die übrigen Stände ein? Wo macht mehr, als hier, das Corps der Hofleute eine ganz eigene Gattung aus, in welche hinein, so wie in die Nähe des Fürsten, nur Leute von gewisser Geburt und gewissem Range sich hindrängen können? Wo durchkreuzen sich mehr die verschiedensten Arten von Interesse? — Und diese treffen nicht etwa in irgend einem das ganze Volk berührenden Punkte zusammen, in allgemeinem National-Bedürfnisse, Volks-Angelegenheiten, Gemeinwohl, wie in England, wo Aufrechthaltung der Constitution, Freiheit und Glück der Nation, Flor des Vaterlandes, der Punkt ist, in welchem sich das Streben, Dichten und Trachten selbst der originellsten Charaktere und der wunderbarlichsten Sonderlinge vereinigt, noch, wie in fast allen übrigen europäischen Ländern, die entweder unter einem einzigen Oberhaupte stehen, oder durch ein einziges, allen Gliedern wichtiges Interesse beherrscht werden, wie die Schweiz, oder in

welchen eine allein herrschende Religion, oder selbst die Klimatische Eigenthümlichkeit der Denkungsart, dem Gesellschafts-Ton und der Stimmung eine bestimmte Richtung und ein bestimmtes Gepräge geben.

Daß im Ganzen unsere deutsche Verfassung, so zusammenge setzt sie auch ist, sehr große, wesentliche Vorzüge gewährt, das leidet keinen Zweifel; allein es ist nicht weniger gewiß, daß dieselbe den mächtigsten Einfluß auf die Verschiedenheit der Stimmung in den einzelnen Provinzen und Staaten und unter den mancherlei von einander abgesonderten Ständen hat. Eben daher kommt es, daß unsere Schauspieler, Schauspiel-Dichter und Romanen-Schreiber ein viel schwereres Studium haben, wenn sie alle diese Abweichungen und Eigenthümlichkeiten kennen lernen und berücksichtigen und dennoch einen Anstrich von originellem National-Charakter durchschimmern lassen wollen, viel schwerer, als in Frankreich, wo die Sitten der verschiedenen Stände und einzelnen Provinzen nicht so sehr gegen einander abstecken. Eben daher kommt es, daß man über wenige unserer literarischen Produkte ein allgemein einstimmig beifälliges Volksurtheil hört, daß überhaupt so wenige unserer Werke als National-Monumente auf die Nachwelt übergehen, und eben daher endlich kommt es, daß es so schwer ist, mit Menschen aus allen Ständen und Gegenden in Deutschland umzugehen und bei allen gleich wohl gelitten zu seyn, auf alle gleich vorthellhaft zu wirken.

In Gegenden, in welchen weder die egoistische Unzufriedenheit mit dem Vaterlande und der Verfassung, noch Müßiggang, noch Verderbniß der Sitte, noch unbestimmte, rastlose Thätigkeit, noch vorwihige Neugier die Menschen verleitet und bestimmt, schaarenweise auszuwandern, sind die

Einwohner mit dem, was ihnen die Heimath gewährt und gibt, so herzlich wohl zufrieden, daß sie nichts Größeres kennen, nichts Größeres kennen mögen, als das, was sie in ihrem Vaterlande von Jugend auf gehabt und genossen, schon als Knaben bewundert, oder von ihren Verwandten und Freunden haben stiften, bauen, anlegen sehen. Ihnen sind die kleinen jährlichen oder andern Feste immer neu, immer gleich glänzend und merkwürdig. — Glückliche Unwissenheit! nicht zu vertauschen mit dem Elkel, welcher den vielgereisten Mann so leicht anwandelt, der in seinem Leben so viel gesehen und gehört und erlebt, beobachtet und kennen gelernt hat, und zuletzt an Nichts mehr Freude finden, Nichts mehr bewundern kann, Alles mit Tadel und Ueberdruß erblickt! — Doch macht die treue Anhänglichkeit an einheimische Sitten zuweilen ungerecht und unbuldsam gegen Menschen, die sich durch kleine nationale Eigenthümlichkeiten, wäre es auch nur in Anstand, Kleidung, Ton, Mundart oder Geberden, auszeichnen.

In freien Städten ist diese Anhänglichkeit an väterliche Sitten, Kleidertrachten u. dgl. sehr auffallend und eben so natürlich, und hat nicht selten Einfluß auf Regierungs-Verrichtung, Religions-Verträglichkeit und andere wichtige und unwichtige Dinge. Diese Verschiedenheit der Sitten und der Stimmung in den deutschen Staaten macht es sehr schwer, außer seiner vaterländischen Gegend, in fremden Provinzen, in Gesellschaften zu gefallen, Freundschaften zu stiften, Gesmach am Umgange zu finden, Andere für sich einzunehmen und auf Andere zu wirken.

Diese Schwierigkeiten werden größer und fühlbarer, und erzeugen eine nicht geringe Verlegenheit, wenn man in Deutschland in Gesellschaften geräth, welche aus Personen

von verschiedenen Ständen und Erziehungsweisen zusammengesetzt sind. Dem Deutschen wird es schwer, sich zu einem fremden Gesellschaftston zu erheben oder herabzustimmen; seine Theilnahme wird nicht sogleich rege; er fühlt sich verstimmt, wenn die Form der Unterhaltung von derjenigen, an welche er in seiner Heimath gewöhnt ist, merklich abweicht. Kommt er aus der Provinz in die Hauptstadt, so macht ihn die Neuheit der Form verlegen, ängstlich, schüchtern und also unbeholfen; ist der Fall umgekehrt, so wird er entweder einsylbig, kaltsinnig und verbrießlich, oder er überläßt sich der Spottlust, und wird ein Friedensstörer. Lebt er auf dem Lande, so fühlt er sich in der Hauptstadt durch die im Umgange herrschende Geschmeidigkeit und Gewandtheit geängstigt, weil er gewohnt ist, sich gehen zu lassen, und auf sein äußeres Wesen wenig Aufmerksamkeit zu wenden, und daher sitzt er stumm und gefühllos da.

Man sehe nur einen ehrlichen Land-Edelmann, aus treuer Lehnspflicht, einmal nach langen Jahren wieder an dem Hofe seines Landesherrn erscheinen! Er hat sich schon früh Morgens auf's Beste ausgeschmückt und sich die sonst gewohnte liebe Pfeife Taback versagt, um nicht nach Rauch zu riechen. Auf den Gassen der Stadt war es noch öde und still, als er schon in seinem Wirthshause umherwandelte und Alles in Bewegung setzte, um ihm beizustehen bei dem beschwerlichen Geschäfte, sich hofmässig auszusmücken. Jetzt ist er endlich fertig; die seidenen Strümpfe ersetzen bei weitem nicht, was die heute zurückgelegten Stiefeln ihm sonst gewähren; ihn friert gewaltig an den ihm nackend scheinenden Beinen. Der modisch zugeschnittene Rock ist in den Schultern nicht so bequem, wie sein treuer, alter, warmer Ueberrock; das Stehen wird ihm unerträglich sauer. — In

dieser qualvollen Gemüthsverfassung erscheint er im Vorzimmer. Um ihn her wimmelt ein Haufen Hoffschranzen herum, die, obgleich sie sämmtlich vielleicht nicht so viel werth, wie dieser ehrliche, nützliche Mann, und im Grunde ihrer Herzen nicht weniger, als er, von langer Weile geplagt sind, dennoch mit Naserümpfen und Verachtung hier, wo sie in ihrem Elemente zu seyn scheinen, ihn ansehen. Er fühlt jeden Spott, übersieht sie, ist ihnen an gesundem Verstande und Urtheilskraft bei weitem überlegen, und muß sich dennoch von ihnen demüthigen lassen. Sie nähern sich ihm, thun mit zerstreuter, wichtiger Miene einige Fragen an ihn; Fragen, an welchen das Herz keinen Antheil nimmt, und worauf sie auch die Antwort nicht abwarten. Er glaubt Einen unter ihnen zu entdecken, der ihm theilnehmender scheint, als die Uebrigen; mit diesem fängt er ein Gespräch von Dingen an, die ihm, vielleicht auch dem Vaterlande, wichtig sind; von dem Wohlstande, den eigenthümlichen Vorzügen, den Naturschönheiten der Provinz, in welcher er lebt; er redet mit Wärme; Redlichkeit athmet Alles, was er sagt — aber bald sieht er, wie sehr er sich in seiner Hoffnung getäuscht hat. Das Männchen hört ihm mit halbem Ohre zu, erwiedert irgend ein Paar unbedeutende Sylben zur Antwort, und läßt dann den braven Hausvater ohne Unterhaltung da stehen. Nun nähert er sich einem Kreise von Leuten, die mit Interesse und Lebhaftigkeit zu reden scheinen. An diesem Gespräch wünscht er eigentlich Theil zu nehmen; aber Alles, was er hört, Gegenstand, Sprache, Ausdruck, Wendung, Alles ist ihm fremd. In halb deutschen, halb französischen Redensarten wird hier eine Sache abgehandelt, auf welche er nie seine Aufmerksamkeit gerichtet, von welcher er nie geglaubt hat, daß sie deutschen Männern zusagen und sie beschäftigen könnte. Seine Verlegen-

heit, seine Ungeduld steigt mit jedem Augenblicke, bis er endlich den verwünschten Hof weit hinter sich sieht und keine Hofluft mehr einathmet.

Und nun, den Fall umgekehrt, lasse man einen sonst edlen Hofmann einmal hinaus auf das Land in die Gesellschaft biederer Beamte und Provinzial-Edelleute gerathen; — hier herrscht ungezwungene Fröhlichkeit, Offenherzigkeit, Freiheit; man redet von dem, was dem Landwirth wichtig und anziehend ist; man wägt die Worte nicht ab; der Scherz ist kunstslos, treffend, gewürzt, aber nicht zugespitzt, nicht witzig und gesucht. Unser Hofmann versucht es, sich in diese Manier hineinzuarbeiten; er mischt sich in die Gespräche; aber der Ausdruck der Offenheit und Treuherzigkeit fehlt. Was bei jenen naiv war, wird bei ihm beleidigend. Er fühlt dies, und will die Leute in seinen Ton stimmen. In der Stadt gilt er für einen angenehmen Gesellschafter; er spannt alle Segel auf, um auch hier zu glänzen; allein die kleinen Anekdoten, die seinen Züge, worauf er anspielt, sind hier gänzlich unbekannt und gehen verloren. Man findet ihn spottsfüchtig, da in der Stadt Niemand ihn einer solchen Gesinnung beschuldigt. Seine Höflichkeitsworte, die er wahrlich gut meint, hält man für Falschheit; die Süßigkeiten, die er den Frauenzimmern sagt, und die nur höflich und verbindlich sehn sollen, betrachtet man als hämischen Spott. — So groß ist die Verschiedenheit des Tons unter zweierlei Klassen von Menschen! —

Ein Professor, der in der literarischen Welt einen bedeutenden Namen hat, bildet sich leicht ein, daß die Universität, auf welcher er lebt und glänzt, der Mittelpunkt alles Lebens und aller Wirksamkeit im Staate, und das Fach, in welchem er sich Kenntnisse erworben, die einzige, dem Men-

ichen nützliche, der Anstrengung, des Nachforschens und Studiums würdige Wissenschaft sey. Er nennt Jeden, der nicht in seine Katheder-Wissenschaft eingeweiht ist, mit Geringschätzung einen Schöngeist. Eine Dame, die bei ihrer Durchreise den berühmten Mann kennen zu lernen wünscht, und ihn deshalb besucht, unterhält er in einer Sprache und über Gegenstände, wovon sie nicht ein Wort versteht; er langweilt in der Gesellschaft, welche sich darauf gefreuet hatte, ihn zu genießen, bei der Abendtafel, mit Vergliederung einer neuen akademischen Verordnung, oder, wenn der Wein dem guten Manne jovialische Laune gibt, mit Erzählung lustiger Schwänke aus seinen Studenten-Jahren.

In welcher Verlegenheit ist zuweilen ein gebildeter Mann, der aber die Lectüre der neuesten Zeitschriften vernachlässigt hat, und daher nicht mit zu sprechen weiß, wenn er in eine Gesellschaft von schöngeisterischen Herren und Damen geräth!

Gleichsam wie verrathen und verkauft scheint ein sogenannter Profaner, wenn er sich unter den Mitgliedern einer geheimen Verbindung befindet, oder wenn er in eine Gesellschaft geräth, welche aus lauter wissenschaftlich oder literarisch-gebildeten Personen zusammengesetzt ist.

Freilich kann nichts ungefitteter, den wahren Begriffen einer feinen Lebensart mehr entgegen sehn, als wenn eine Anzahl Menschen, die sich auf diese Art unter einander verstehen, einen Fremden, der arglos in ihre Mitte getreten ist, gleichsam von der Unterhaltung ausschließen, und zur langen Weile verurtheilen, indem sie ununterbrochen das Gespräch auf Gegenstände lenken, von welchen er nichts weiß und versteht, oder sich unter einander durch Anspie-

lungen necken und belustigen, die ihm fremd sind. Man sollte wohl mehr Rücksicht auf anwesende Fremde nehmen; allein selten sind, besonders Familien-Gesellschaften, so billig, sich nach Einzelnen zu richten; auch läßt sich das nicht immer mit Recht fordern; folglich ist es wichtig für Jeden, der in der Welt mit Menschen leben will, die Kunst zu studiren, sich in die Sitten, den Ton und die Stimmung Anderer zu fügen und sich auf eine ungezwungene Weise ihnen anzuschließen.

3.

Ueber diese Kunst will ich meine Bemerkungen mittheilen. — Aber habe ich denn auch wohl Beruf, ein Buch über den feinen Gesellschaftston zu schreiben, ich, der ich in meinem Leben sehr wenig von diesem Ton gezeigt habe? Bient es mir, Menschenkenntniß auszukramen, da ich so oft ein Opfer der unvorsichtigsten, einem Neulinge kaum zu verzeihenden Hingebung gewesen bin? Wird man die Kunst des Umgangs von einem Manne lernen wollen, der beinahe von allem menschlichen Umgange abgesondert lebt? — Lasset doch sehen, meine Freunde, was sich darauf antworten läßt!

Habe ich widrige Erfahrungen gemacht, die mich von meiner eigenen Ungeschicklichkeit überzeugt haben — desto besser! Wer kann so gut vor der Gefahr warnen, als Der, welcher darin gesteckt hat? Haben Temperament und Weichlichkeit, — oder darf ich es nicht Güte eines so gern sich anschließenden Herzens nennen? — haben Sehnsucht nach Liebe und Freundschaft, nach Gelegenheit, Andern zu dienen,

und sympathetische Empfindungen zu erregen, mich oft unvorsichtig handeln lassen, oft die klügelnde Vernunft ganz zurückgewiesen, so war es wahrlich nicht Blödsinnigkeit, Kurzsichtigkeit, Unbekanntschaft mit den Menschen und ihren Thorheiten, was mich irre leitete, sondern Bedürfniß, zu lieben und geliebt zu werden, Verlangen, thätig zu seyn, für das Gute zu wirken. Uebrigens werden vielleicht wenig Menschen in einem so kurzen Zeitraume in so sonderbare Verhältnisse und Verbindungen mit Menschen aller Art gerathen, wie ich in einem Zeitraume von ungefähr zwanzig Jahren; und da hat man denn schon Gelegenheit, wenn man nicht ganz von der Natur und Erziehung verwahrloßt ist, Bemerkungen zu machen, und vor Gefahren zu warnen, die man selbst nicht hat vermeiden können. Daß ich aber jetzt einsam und abgezogen lebe, geschieht weder aus Menschenhaß, noch aus Blödigkeit; ich habe sehr wichtige Gründe dazu; allein diese hier weitläufig zu entwickeln, das hieße zu viel von mir selbst reden, da ich ohnehin noch, zum Schlusse dieser Einleitung, etwas über meine eignen Erfahrungen werde sagen müssen, bevor ich zum Zwecke komme. — Also nur noch dieses:

4.

Ich trat als ein sehr junger Mensch, beinahe noch als ein Kind, schon in die große Welt, und auf den Schauplatz des Hofes. Mein Temperament war lebhaft, unruhig, bewegsam, mein Blut warm; die Keime zu mancher heftigen Leidenschaft lagen in mir verborgen. Ich war in der ersten Erziehung ein wenig verzärtelt, und durch große Aufmerk-

samkeit, deren man meine kleine Person früh gewürdigt hatte, gewöhnt worden, sehr viel Rücksichten von andern Leuten zu fordern. In einem Vaterlande aufgewachsen, wo Schmeichelei, Verstellung und ein gewisses Erkechendes Wesen nicht eben zu Hause sind, hatte man mich freilich auch nicht zu jener Geschmeidigkeit vorbereitet, deren ich bedurfte, um, unter mir ganz fremden Leuten, in souveränen Staaten große Fortschritte zu machen; auch ist der theoretische Unterricht in wahrer Weltklugheit bei der Jugend theils selten mit Erfolge, theils nicht immer ohne Bedenken zu ertheilen; eigne Erfahrung muß da in der Folge das Beste thun. Wird man nicht um zu hohen Preis durch Schaden klug, so ist man für das ganze Leben gewizigt; diese Lectionen sind von der heilsamsten Wirkung und prägen sich tief ein. Noch erinnere ich mich einer kleinen Scene von der Art, die mich auf eine Zeitlang vorsichtig machte. Ich saß in E*** in der italienischen Oper in der herrschaftlichen Loge; ich war früher, als der Hof, gekommen, weil ich Mittags nicht auf dem Schlosse, sondern in der Stadt als Gast gespeist hatte. Noch waren wenige Menschen da; in der ganzen Reihe des ersten Ranges saß nur einzig der Land-Commandeur, Graf S***, ein würdiger Greis. Er hatte, wie es schien, auch darauf gerechnet, daß es schon später wäre, als es wirklich war; weil er nun Langeweile hatte, und mich gleichfalls einsam da sitzen sah, trat er zu mir herein, und fing eine Unterredung mit mir an. Er schien sehr zufrieden mit dem, was ich ihm über verschiedene Gegenstände, von denen ich einige Kenntniß besaß, sagte; der Greis wurde immer freundlicher und herablassender, und dies kitzelte mich so sehr, daß ich darauf allerlei Seitensprünge in meinem Gespräch machte, und zuletzt ein wenig vorwitzig und muth-

willig wurde. Endlich entwischte mir eine, mir gegenwärtig nicht mehr erinnerliche, grobe Unvorsichtigkeit im Reden; der Graf sah mir ernsthaft in das Gesicht, und ohne weiter ein Wort zu verlieren, ließ er mich stehn, und ging zurück in seine Loge. Ich fühlte die ganze Stärke des Verweises, aber die Arznei half nicht lange. Meine Lebhaftigkeit verleitete mich zu großen Verletzungen der Bescheidenheit und guten Sitte; ich übereilte Alles, that immer zu viel oder zu wenig, kam stets zu früh oder zu spät, weil ich immer entweder eine Thorheit beging, oder eine andere gut zu machen hatte. Daher kamen unendliche Widersprüche in meinen Handlungen, und ich verfehlte fast bei allen Gelegenheiten des Zwecks, weil ich keinen einfachen Plan verfolgte. Zuerst war ich zu sorglos, zu offen, gab mich zu unvorsichtig hin und schadete mir dadurch; alsdann nahm ich mir vor, ein feiner Hofmann zu werden. Mein Betragen wurde gekünstelt, und nun trauten mir die Besseren nicht; ich war zu geschmeidig, und verlor dadurch äußere Achtung und innere Würde, Selbstständigkeit und Festigkeit. Erbittert gegen mich und Andere riß ich mich dann los und wurde ein Sonderling. Dies erregte Aufsehn; die Menschen suchten mich auf, wie sie alles Sonderbare auffuchen. Dadurch aber erwachte mein Trieb zur Geselligkeit wieder; ich näherte mich auf's Neue, lenkte wieder ein, und nun verschwand der Nimbus, den nur meine Abgezogenheit von der Welt um mich her gezogen hatte. In einer andern Periode spottete ich der herrschenden Thorheiten, zuweilen nicht ohne Wig; man fürchtete mich, aber man liebte mich nicht; dies schmerzte mich; um das wieder gut zu machen, zeigte ich mich von der unschädlichen Seite, entfaltete ein liebevolles, wohlwollendes Herz, unfähig zu schaden und zu verfolgen — und die Wirkung davon war, daß Jedermann, der noch ei-

nen Rest von Groll gegen mich hegte, oder irgend einen lustigen Einfall von mir auf seine Rechnung geschrieben hatte, mich jetzt mit einer Art von Geringschätzung behandelte, sobald er sah, daß ich nur mit Rappieren und nicht mit Schwertern focht, daß meine Waffen nicht zum Morde geschliffen waren. Oder wenn meine satyrische Laune durch den Beifall lustiger Gesellschafter geweckt wurde, hechelte ich große und kleine Thoren durch; die Spassvögel lachten dann; aber die Weisern schüttelten die Köpfe und wurden kalt gegen mich. Um zu zeigen, wie wenig bössartig meine Laune wäre, hörte ich auf, zu spotten, und fing an, alle Thorheiten und Fehler gutmüthig zu entschuldigen, und nun hielten Einige mich für einen Pinsel, Andere für einen Heuchler. Wählte ich mir meinen Umgang unter den ausgefuchtesten, aufgeklärtesten Männern, so erwartete ich vergebens Schutz von dem am Ruder stehenden Dummkopfe; gab ich mich elenden Leuten preis, so wurde ich mit diesen in eine Klasse gesetzt. Menschen ohne Erziehung, von nietherm Stande, mißbrauchten mich, wenn ich mich ihnen zu sehr näherte; mit Vornehmen verdarb ich es, sobald sie meine Eitelkeit beleidigten. Bald ließ ich die Geistesarmen zu sehr meine Ueberlegenheit empfinden, und wurde verfolgt; bald war ich zu bescheiden, und wurde übersehen. Bald richtete ich mich geschmeidig und schonend nach den Sitten der Leute, nach dem Ton aller unbedeutenden Gesellschaften, in welche ich gerieth, verlor goldene Zeit, Achtung der Weisern und Zufriedenheit mit mir selber; dann wurde ich wieder zu einfach und spielte eine verkehrte Rolle, indem ich bescheiden zurücktrat, wo ich hätte glänzen, oder wenigstens mich geltend machen können und sollen, durch Mangel an Zuversicht zu mir selber dazu verleitet. Zu einer Zeit ging ich zu wenig unter Menschen, indem ich mich

meiner Laune hingab, und da hielt man mich für stolz oder menschenfeind; zu einer andern zeigte ich mich überall, und wurde als ein Alltagsgesicht übersehen oder belächelt. In den ersten Jünglingsjahren gab ich mich unbedachtsam, Jedem ausschließlich, mit vollem Vertrauen und ohne alle Vorsicht hin, der sich meinen Freund nannte und mir einige Zuneigung bewies, und sahe mich schmerzlich getäuscht, oder schändlich betrogen und gemißbraucht; dann war ich wieder, in einem Anfall von Menschenliebe und Wohlwollen, eines Jeden Freund, bereit, Jedem zu dienen, und nun mußte ich mit Verdruss erfahren, daß sich Niemand mit ganzer Seele an mich angeschlossen, weil Niemand mit dem Kleinen, in so viel Partikeln zerstückelten Herzen vorlieb nehmen wollte. Wenn ich zu viel erwartete, wurde ich getäuscht; wenn ich ohne allen Glauben an Treue und Redlichkeit unter den Menschen umherirrte, hatte ich gar keinen Genuß, nahm an gar nichts Theil. Es ist bekannt, welchen thätigen Antheil ich an der Verbindung der sogenannten Illuminaten*) genommen, wovon ich in einer eigenen Schrift (Philo's Erklärung etc.) Rechenschaft gegeben habe. Diese Verbindung, an deren Spitze Personen standen, die zum Theil ihrer Geburt, ihren bürgerlichen Verhältnissen und ihren Talenten nach zu

*) Der Illuminatenorden, dessen Stifter, der Prof. Weishaupt zu Ingelheim, sich den Freimaurerorden zum Muster genommen hatte, setzte sich die höhere Ausbildung der Menschheit zu reiner Sittlichkeit zum Ziel. Die bayer'sche Regierung hob ihn mit großer Strenge auf, weil Weishaupt selbst erklärte, daß ihm die Verfassung der Jesuiten als Vorbild erschien; daher wurde u. a. blinder Gehorsam gegen die Obern gefordert.

den wichtigsten Männern in Deutschland gehörten, machte vorzüglich auch Menschenkenntniß zu einem Gegenstande ihrer Nachforschungen. Der, durch dessen Hände, wie das bei mir eine Zeitlang der Fall war, fast alle Geschäfte einer so ausgebreiteten Gesellschaft gingen, fand freilich Gelegenheit genug, Leute aus allen Ständen und von sehr verschiedener Bildung und Stimmung, welche Mitglieder des Ordens waren, von mancher Seite und in allerlei Lagen kennen zu lernen; allein, da man mit diesen Leuten größtentheils nur schriftlichen Umgang pflog, so gewann im Ganzen meine praktische Erfahrung nicht so viel dabei. Reichhaltiger war die Ausbeute, die ich an Höfen, an welchen ich mich vielfältig umhertrieb, gemacht habe. Soll ich es mir aber zur Schande oder zur Ehre rechnen? — genug, auch auf dieser Schauplaze habe ich mehr beobachtet, als meine Beobachtungen zu eigenem Vortheile nützen gelernt, und nie habe ich über mein zu lebhaftes Temperament so viel gewinnen können, daß ich meine schwachen Seiten so sorgfältig, wie ich thun sollen, verborgen hätte. — Und so vergingen denn die Jahre, in welchen ich hätte mein Glück machen können, wie man das gewöhnlich nennt. Jetzt, da ich die Menschen besser kenne, da Erfahrung mir die Augen geöffnet, mich vorsichtig gemacht, und vielleicht die Kunst gelehrt hat, auf Andere zu wirken; jetzt ist es zu spät für mich, von dieser so theuer erkauften Kunst Gebrauch zu machen. Mein Rücken krümmt sich mit Mühe zu Reverenzen; ich habe nicht viel unnütze Zeit mehr zu verschwenden, die ich Preis geben könnte; das Wenige, was ich noch für den Rest meines Lebens auf solchen Wegen erlangen könnte, lohnt die Mühe und Anstrengung nicht, die mich das kosten würde, und es ziemt dem Manne, dessen Grundsätze Alter und Erfahrung befestigt haben, eben so wenig, jetzt erst anzufan-

gen, den Geschmeibigen, wie den Stuzer zu spielen. — Es ist zu spät, sage ich, mit der Ausübung anzuheben; aber nicht zu spät, Jünglingen zu zeigen, welchen Weg sie wandeln müssen; — und so lasset uns denn den Versuch machen, und der Sache näher rücken!

Allgemeine Bemerkungen und Vorschriften über den Umgang mit Menschen.

1.

Jeder Mensch gilt in dieser Welt nur so viel, als er sich selbst gelten macht. Das ist ein goldener Spruch, ein reiches Thema zu einem Folianten, über den esprit de conduite und über die Mittel, in der Welt seinen Zweck zu erreichen; ein Satz, dessen Wahrheit auf die Erfahrung aller Zeitalter gestützt ist. Diese Erfahrung lehrt den Abenteuerer und Großsprecher, sich bei dem Haufen für einen Mann von Wichtigkeit auszugeben, von seinen Verbindungen mit Fürsten und Staatsmännern, mit Männern, welche nicht einmal von seinem Daseyn etwas wissen, in einem Tone zu reden, der ihm, wo nichts mehr, doch wenigstens manche gute Mahlzeit, und den Zutritt in den ersten Häusern erwirbt. Ich habe einen Menschen gekannt, der in diesem Sinne von seiner Vertraulichkeit mit dem Kaiser Joseph und dem Fürsten Kaunitz redete, obgleich ich ganz gewiß wußte, daß diese ihn nur dem Namen nach, und zwar als einen unruhigen Kopf und als eine Lasterzunge kanna-

ten. Indessen hatte er durch sein prahlerisches Vorgeben und Erzählen, da Niemand genauer nachfragte, sich auf eine kurze Zeit in solches Ansehen gesetzt, daß Leute, die bei dem Kaiser etwas zu suchen hatten, sich an ihn wendeten. Dann hatte er die unverschämte Dreistigkeit, sich bei irgend einem Großen in Wien für seinen Klienten schriftlich zu verwenden, und sprach in diesem Briefe von seinen übrigen vornehmen Freunden daselbst mit einer solchen Zuversicht, daß er, zwar nicht Erlangung seines Zwecks, aber doch manche höfliche Antwort erschlief, mit welcher er dann weiter wucherte.

Diese Erfahrung, daß es möglich ist, durch den Ton der Zuversicht und durch eine vornehme Miene sich Gehör zu verschaffen; macht manchen frechen Halbgebildeten, der sich einen gewissen Grad von Wohlredenheit angeeignet hat, so dreist, über Dinge zu entscheiden, wovon er nicht früher, als eine Stunde vorher, das erste Wort gelesen oder gehört hat, aber so zu entscheiden, daß selbst der anwesende bescheidene Literator nicht wagt, zu widersprechen, noch Fragen zu thun, die des Schwäzers Fahrzeug auf's Trockene werfen könnten.

Die Kenntniß des Weltlaufs und der Mittel, zu täuschen, ist es, welche uns Aufschluß über den Erfolg gibt, mit welchem ein Dummkopf sich um die ersten Stellen im Staate bewirbt, die verdienstvollsten Männer zu Boden tritt, und Niemand findet, der ihn in seine Schranken zurückwiese.

Auf diese Kenntniß gestützt, fordert der fremde Künstler hundert Louisd'or für ein Stück, das der einheimische, zehnfach besser gearbeitet, um fünfzig Thaler verkaufen würde; allein man reißt sich um des Ausländers Werke, weil sie theuer, und also gewiß außerordentlich sind; er

kann nicht so viel fertig machen, als von ihm gefordert wird, und am Ende läßt er bei dem Einheimischen arbeiten, und verkauft das für ultramontanische Waare.

Auf diese Kenntniß gestützt, erschleicht sich der Schriftsteller eine schmeichelhafte Recension, wenn er in der Vorrede zu dem zweiten Theile seines langweiligen Buchs mit der schamlosesten Frechheit von dem Beifalle redet, womit Kenner und Gelehrte, deren Freundschaft er sich rühmt, den ersten Theil beehrt haben.

Diese Erfahrung gibt dem vornehmen Bankerottirer, der Geld borgen will und nie wieder bezahlen kann, den Muth, das Anlehn in solchen Ausdrücken zu fordern, daß der reiche Wucherer es für Ehre hält, sich von ihm betrügen zu lassen.

Fast alle Arten von Bitten um Schutz und Beförderung, die in diesem Tone vorgetragen werden, finden auf eine unbegreifliche Weise Eingang, und werden nicht abgeschlagen; dahingegen Verachtung, Zurücksetzung und Täuschung, selbst der billigsten Wünsche, fast immer das Loos des bescheidenen, furchtsamen Bewerbers sind.

Kurz! der Satz: daß Jedermann nicht mehr und nicht weniger gelte, als er sich selbst gelten macht, und daß Bescheidenheit in der Welt für Ungeschicklichkeit und Beschränktheit genommen wird, ist die große Entdeckung für Abenteuerer, Prahler, Windbeutel und leichte Köpfe, der sie ihr Durchkommen und Fortkommen zu verdanken haben. Aber nimmermehr kann sich doch ein ehrlicher Mann entschließen, von dieser Entdeckung Gebrauch zu machen; wozu also — Doch still! sollte denn jener Satz uns gar nichts werth seyn? Ja, meine Freunde! er gibt uns die heilsame

Lehre, daß wir nie ohne Noth und Beruf unsere ökonomischen, physikalischen, moralischen und intellectuellen Schwächen aufdecken oder verrathen sollen. Ohne sich zur Prahlerei und zu niederträchtigen Lügen herabzulassen, soll man doch keine Gelegenheit verabsäumen, sich von seinen vortheilhaften Seiten zu zeigen.

Es gibt eine falsche Bescheidenheit und Zurückhaltung, die in einem Kleinmüthigen Mißtrauen gegen sich selbst ihren Grund hat, und Furchtsamkeit erzeugt; von dieser gefesselt, läßt Mancher, der viel zu leisten vermag, die günstigste Gelegenheit, sich geltend zu machen, oder die Aufmerksamkeit der Vielvermögenden auf sich zu lenken, ungenutzt vorübergehen; eine Gelegenheit, die nimmer wieder kommt. Daß man hierbei mit Bescheidenheit zu Werke gehen, nichts zur Schau tragen, nicht sein eigener Lobredner seyn müsse, darf nicht erinnert werden, denn es bleibt dabei, daß der, welcher sich selbst erhöht, erniedrigt werde. Auszeichnung läßt sich nicht ertrotzen, und die ertrotzte würde nicht frommen. Hängt man ein gar zu glänzendes Schild aus, so erweckt man dadurch die spähende und lästernde Eifersucht, oder reizt zu den strengsten und ungerechtesten Forderungen. Die Splitterrichter erheben kreischend ihre Stimme; und so ist es sogleich um den erborgten Glanz geschehen. Tritt also mit einem bescheidenen Bewußtseyn innerer Würde unter die Menschen und vor allen Dingen mit dem auf Deiner Stirne strahlenden Bewußtseyn der Wahrheit und Redlichkeit! Laß eine heitere Zuversicht in Deinem ganzen Betragen blicken, aber nahe Dich zugleich Allen, die ihres Standes oder Rufes wegen Ansprüche machen dürfen, mit einer hochachtungsvollen Zuverlässigkeit! Zeige Vernunft und Kenntnisse, wo Du Veranlassung dazu hast! Nicht so

viel, um Neid zu erregen und Forderungen anzukündigen; nicht so wenig, um übersehen und überschrien zu werden! Laß Dich auffuchen, und sey nicht bereitwillig und entgegenkommend, ohne doch den Verdacht zu erregen, daß Du ein Sonderling, oder menschenfurcht, oder hochmüthig seyst.

2.

Strebe nach Vollkommenheit, aber nicht nach dem Scheine der Vollkommenheit und Unfehlbarkeit. Die Menschen beurtheilen und richten Dich nach dem Maßstabe Deiner Forderungen, und sie sind noch billig, wenn sie nur das thun, wenn sie Dir nicht Forderungen aufbürden. Dann heißt es, wenn Du auch nur des kleinsten Fehlers Dich schuldig machst: „Einem solchen Manne ist das gar nicht zu verzeihen;“ und da die Schwachen sich ohnehin ein Fest daraus machen, an einem Menschen, der sie verdunkelt, Mängel zu entdecken, so wird Dir ein einziger Fehltritt höher angerechnet, als Andern ein ganzes Register von Bosheiten und Fehlgriffen.

3.

Sey aber nicht gar zu sehr ein Sklave der Meinungen Anderer von Dir! Sey selbstständig! Was kümmert Dich am Ende das Urtheil der ganzen Welt, wenn Du thust, was Du sollst? und was ist Dein ganzer Prunk von äußern Tugenden werth, wenn Du diesen Flitterputz

nur über ein schwaches, niedriges Herz hängst, um in Gesellschaften damit zu prunken?

4.

Vor allen Dingen wache über Dich, daß Du nie, in innerer Zuversicht zu Dir selber, das Vertrauen auf Gott, auf gute Menschen und auf das Schicksal verlierst! Wenn Der, welcher sich für Dich verwenden, oder mit Dir zu einem bestimmten Zwecke verbinden soll, auf Deiner Stirne Mißmuth und Verzagttheit oder Unentschlossenheit liest, so zieht er sich gewiß zurück. Sind es Unglückliche oder Hypochondrische, welchen Du Dich nähern mußt, so laß Dir nicht jedes ihrer Worte oder Urtheile zu Herzen gehen. Sehr oft ist man im Unglück ungerecht gegen die Menschen. Jede kleine, böse Laune, jede kleine Miene von Kälte deutet man auf sich; man meint, Jeder sehe es uns an, daß wir leiden, und weiche vor der Bitte zurück, die wir ihm thun könnten.

5.

Schreibe aber auch nicht auf Deine Rechnung das, wovon Andern das Verdienst gebührt! Wenn man Dir, aus Achtung gegen einen geachteten Mann, dem Du angehörst, Auszeichnung oder Höflichkeit beweist, so brüste Dich damit nicht, sondern sey bescheiden genug, zu fühlen, daß dies Alles vielleicht wegfallen würde, wenn Du einzeln aufträtest! Suche aber zu verdienen, daß man Dich um Dein selbst wil-

Ien ehre! Sey lieber das kleinste Lämpchen, das einen dunkeln Winkel mit eignem Lichte erleuchtet, als ein großer Mond einer fremden Sonne, oder gar Trabant eines Planeten!

6.

Fehlt Dir etwas; hast Du Kummer, Unglück; leidest Du Mangel; reichen Vernunft, Grundsätze und guter Wille nicht zu, so klage Dein Leid, Deine Schwäche, Deine kleintüchtigen Besorgnisse Niemand, als Dem, der helfen kann, selbst Deinem treuen Weibe kaum! Wenige nur sind geneigt, tragen zu helfen; die Meisten erschweren die Bürde; ja! sehr Viele treten einen Schritt zurück, sobald sie sehen, daß Dich das Glück nicht anlächelt. Sobald sie aber gar annehmen, daß Du ganz ohne Hülfquellen bist, daß Du keinen geheimen Schutz hast, Niemand, der sich Deiner annimmt — o! so rechne auf Keinen mehr! Wer hat den Muth und die Liebe, einzig und fest als eine Stütze des von aller Welt Verlassenen öffentlich aufzutreten? Wer hat den Muth, zu sagen: „Ich kenne den Mann; er ist mein Freund; er ist mehr werth, als Ihr Alle, die Ihr ihn schmähet!“ Und fändest Du ja einen Solchen, so würde es doch nur etwa ein anderer armer Tropf seyn, der, selbst in elenden Umständen, aus Verzweiflung sein Schicksal an das Deinige knüpfen wollte, und dessen Schutz Dir mehr schädlich, als nützlich wäre.

7.

Rühme aber auch nicht zu laut Deine glückliche Lage! Krame nicht zu geffentlich Deine Vorzüge, Deinen Wohlstand, Deine Talente aus! Die Menschen vertragen selten ein solches Uebergewicht ohne Murren und Neid. Lege daher auch Andern keine zu große Verbindlichkeit auf! Thue nicht zu viel für Deine Mitmenschen! Sie fliehen den überschwenglichen Wohlthäter, wie man einen Gläubiger flieht, den man nie bezahlen kann. Also hüte Dich, zu groß zu werden in Deiner Brüder Augen! auch fordert dann Jeder zu viel von Dir, und eine einzige abgeschlagene Wohlthat macht tausend wirklich erzeugte in einem Augenblicke veressen. Oder wäre nicht Undank der Welt Lohn? Du wirst Ausnahmen erleben, aber rechne nur nicht auf diese, sondern sey auf das gefaßt, was die tägliche Erfahrung bringt.

8.

Enthülle nie auf unedle Art die Fehltritte und Schwächen Deiner Nebenmenschen, um Dich auf ihre Unkosten zu erheben! Ziehe nicht ihre Fehler und Verirrungen an das Tageslicht, um desto mehr in Deinen Tugenden zu schimmern! Man hört Dir wohl zu, besonders wenn Du Deine Darstellungen mit Witz zu würzen weißt, aber man hasset Dich gleichwohl. Dagegen wie edel ist es, da zu schweigen, wo alle Lippen in Bewegung sind, zu lästern, zu verklei-

nern und herabzuwürdigen. O, daß Du zu diesen Edlen gehören möchtest, ob auch die Welt sie nicht zu schätzen und zu ehren weiß!

9.

Suche weniger selbst zu glänzen, als Andern Gelegenheit zu geben, sich von vortheilhaften Seiten zu zeigen, wenn Du gelobt werden und gefallen willst. Wenige Menschen vertragen ein Uebergewicht von Andern. Lieber verzeihen sie uns eine zweideutige Handlung, ja! ein Vergehen, als eine That, durch welche wir sie verdunkeln. Doch, wenn Du fern von ihnen, außer ihrem Wirkungskreise stehst und ihnen nirgend in den Weg treten kannst, dann vielleicht lassen sie Dir Gerechtigkeit widerfahren. Auch im bloß geselligen Umgange soll man sich hüten, hervorstechen und glänzen zu wollen. Ich habe den Ruf eines vernünftigen und wihigen Mannes aus mancher Gesellschaft mitgenommen, in welcher wahrlich kein fluges Wort aus meinem Munde gegangen war, und in welcher ich nichts gethan hatte, als mit musterhafter Geduld vornehmen und halbgelehrten Unsinn anzuhören, oder hie und da einen Mann auf ein Fach zu bringen, wovon er gern reden mochte. Wie Mancher besucht mich, mit der demüthigen Ankündigung (wobei ich mich oft nicht des Lachens erwehren kann): er komme, um mir, als einem großen Gelehrten und Schriftsteller, seine Ehrerbietung zu bezeigen! Der Mann setzt sich dann hin und fängt an zu reden, läßt mich, den er bewundern will, gar nicht zu Worte kommen, und geht, ganz entzückt über meine lehrreiche und angenehme Unterhaltung, zu

welcher ich nicht zwanzig Worte geliefert habe, von mir, höchst vergnügt, daß ich Verstand und Artigkeit genug gehabt habe — ihm zuzuhören. Habe Geduld mit allen Schwächen dieser Art! Wenn daher Jemand ein Geschichtchen oder sonst etwas vorbringt, das er gern erzählt, und Du hättest es auch schon öfter gehört, und es wäre vielleicht ein Märchen, das Du selbst ihm einst mitgetheilt hättest, so laß es ihm doch nicht auf unangenehme Weise merken, daß die Sache Dir alt und langweilig ist, wenn die Person anders Schonung verdient! Was kann unschuldiger seyn, als solche Ausleerungen zu befördern, wenn man dadurch Andern Erleichterung und sich einen guten Ruf verschafft? Und wenn die Leute unschuldige Liebhabereien haben, z. B. gern von Pferden reden, es gern sehen, daß man eine Pfeife Taback mit ihnen rauche, ein Glas Wein mit ihnen trinke, so erzeige man ihnen diese kleine Gefälligkeit, wenn es ohne große Ungemächlichkeit und ohne kriechende Demuth geschehen kann! Desfalls habe ich nie die Gewohnheit der Hofleute von gemeinerm Schlage gut finden können, die Jedermann nur mit halbem Ohre und zerstreuter Miene anhören, ja sogar mitten in einer Rede, die sie veranlaßt haben, einfallen, ohne das Ende abzuwarten.

10.

Gegenwart des Geistes ist ein seltenes Geschenk des Himmels, und macht, daß wir im Umgange in sehr vortheilhaftem Lichte erscheinen. Dieser Vorzug läßt sich freilich nicht durch Kunst erlangen oder erlernen; allein man kann es doch dahin bringen, so viel Besonnenheit und eine solche Fassung zu erlangen, daß man wenigstens nicht durch Ue-

berellung sich und Andere in Verlegenheit setzt. Sehr lebhaftes Temperamente haben hierauf vorzüglich zu achten. Ich rathe daher, wenn eine unerwartete Frage, ein ungewöhnlicher Gegenstand, oder irgend etwas Anderes uns überrascht, nur eine Minute still zu schweigen und der Ueberlegung Zeit zu lassen, uns zu der Partei vorzubereiten, die wir nehmen sollen. So wie ein einziges, rasches, unvorsichtiges Wort, oder ein in der Verwirrung unternommener Schritt zu späte Neue und unglückliche Folgen wirken können, so kann eine passende Antwort, ein schnell auf der Stelle gefaßter und ausgeführter rascher Entschluß in entscheidenden Augenblicken, in welchen man so leicht den Kopf verliert, Glück, Rettung und Trost bringen.

II.

Wünschest Du zeitliche Vortheile, Unterstützung, Versorgung im bürgerlichen Leben; möchtest Du in einer Bedienung angestellt werden, in welcher Du Deinem Vaterlande nützlich seyn könntest, so laß es Dich nicht verdrießen oder verstimmen, daß Du Deine Bewerbungen mehr als einmal erneuern, und immer dringender erneuern, manche Aeußerung böser Laune hinnehmen, oder Verletzungen Deines Ehrgefühls ertragen, Dich mit einer frostigen Kälte behandeln lassen müßtest, und entschliefest Dich, in einem solchen Tone und mit einer solchen Andringlichkeit zu bitten, als ob Dir das, was Du leisten kannst, gar keine Ansprüche auf das Erbetene gäbe. Rechne nicht darauf, daß die Menschen, sie müßten denn Deiner ganz nothwendig bedürfen, Dir etwas anbieten, oder sich ungebeten für Dich verknügge,

wenden werden, wenn auch Deine Verdienste oder Leistungen noch so laut für Dich reden, und Jedermann weiß, daß Du Unterstützung bedarfst und verdienst! Jeder sorgt für sich und die Seinigen, ohne sich um den bescheidenen Mann zu bekümmern, der indeß nach Gemächlichkeit in einem Winkelchen seine Talente vergraben, oder gar verhungern kann. Darum bleibt so mancher Verdienstvolle bis an seinen Tod unerkannt, und von jedem nützlichen Wirkungskreise ausgeschlossen, weil er nicht Betteln, nicht Kriechen kann, oder auch weil er, in einem falschen Selbstgefühl, jede Bitte um das, worauf er gerechte Ansprüche hat, unter seiner Würde hält. Warum wolltest Du ein Märtyrer dieses Selbstgefühls werden, oder es zu einem Wurm machen, der unaufhaltsam Deine Lebenskraft zernagt? Suchet, so werdet ihr finden!

12.

So wenig wie möglich laßt uns indessen von Andern Wohlthaten fordern und annehmen! Man trifft gar selten Leute an, die nicht früh oder spät für kleine Dienste große Rücksichten fordern, und das hebt dann das Gleichgewicht im Umgange auf, raubt Freiheit, hindert uneingeschränkte Wahl, und wenn auch unter zehnmal nicht einmal der Fall einträte, daß dies uns in Verlegenheit setze oder Verdruß zuzöge, so ist es doch weislich gehandelt, dies mögliche Einmal zu vermeiden, und lieber immer zu geben, Jedem zu dienen, als von Andern Dienste oder Gefälligkeiten anzunehmen. Auch gibt es wenig Menschen, die mit guter Art Wohlthaten erzeigen. Versucht es, meine Freunde! ob nicht viele unter Euern Bekannten auf einmal, mitten in der fröh-

lichsten, höflichsten Gemüthsstimmung ihr Gesicht in feierliche Falten ziehen, wenn Ihr Eure Anrede mit den Worten anhebet: „Ich muß eine große Bitte an Sie wagen! Ich bin in einer erschrecklichen Verlegenheit.“ Sehr bereit aber pflegen die Menschen zu seyn, uns solche Dienste anzubieten, deren wir nicht bedürfen, oder gar, die sie selbst nicht zu leisten im Stande sind. Der Verschwender ist immer willig, mit Gelde zu dienen; der Dummkopf mit gutem Rathe.

Vor allen Dingen hüte man sich, Jemand um eine Gefälligkeit zu bitten, wenn man voraus wissen kann, daß er uns nicht gern, wenn er auch wohl möchte, eine abschlägige Antwort geben kann! (z. B. wenn er uns Verbindlichkeit schuldig, oder sonst von uns abhängig ist.)

Wohlthaten annehmen, macht abhängig; man weiß nicht, wie weit das führen kann. Man kommt da oft in's Gedränge zwischen der Nothwendigkeit, schlechten Menschen zu viel nachzusehen, oder undankbar zu scheinen.

Um nun des fremden Beistandes entbehren zu können, dazu ist das beste Mittel, wenig Bedürfnisse zu haben, mäßig zu seyn und bescheidene Wünsche zu nähren; das heißt nicht: Du sollst ein Diogenes in der Tonne seyn, und Deine hohle Hand als Pokal gebrauchen, sondern es heißt nur: Du sollst nicht eitler Ehre geizig seyn, nicht glänzen wollen, nicht meinen, daß es ein Unglück sey, in einer gewissen Verborgenheit und Zurückgezogenheit leben zu müssen. Das, was Du hiebei entbehrst, ist wahrlich keines Seufzers werth; das laß Dir von den bleichen, früh veralteten Gesichtern und tief liegenden Augen voll Mißmuth und Trübsinn erzählen, welche die von Dir Beneideten als Warnungstafeln vor sich hertragen. Denn wer von unzähligen Leidenschaften in rastlosem Taumel umhergetrieben wird, bald Ehrenstellen,

bald Bucher, bald Erwerb, bald wollüstigen Genuß verlangt; wer, von dem Luxus des Zeitalters angesteckt, Alles begehrt, was die Kunst erfunden hat, um die Genüsse des Lebens zu erhöhen und zu vervielfältigen; wen vorwitzige Neugier und ein unruhiger Geist treiben, sich in jeden unnützen Handel zu mischen, der geräth in eine zwiefache Sklaverei, er wird der Menschen Knecht, und seiner Leidenschaften Sklave; er lebt in einer eben so drückenden, als verführerischen Abhängigkeit; drückend, weil sie ihn beständig der Ungerechtigkeit der Menschen Preis gibt; verführerisch, weil sie ihn beständig reizt, sich zu erniedrigen, um im kläglichsten Sinne des Wortes erhöht zu werden.

13.

Wenn ich aber sage, daß man lieber Allen geben, als von irgend Jemand empfangen sollte, so hebt doch das den Satz nicht auf, daß man nicht in thörichter Gutmüthigkeit und weichlichem Mitleiden gar zu viel für Andere thun dürfe. Ueberhaupt sey dienstfertig, aber bringe Niemand Deine Dienste auf, und lege es nicht darauf an, einem Jemanden dienstbar zu werden, um recht viel Freunde zu haben, denn eine zu große Zahl von Freunden hat schon Manchen in's Unglück gestürzt. Sey nicht Jedermanns Freund und Vertrauter! Vor allen Dingen wirf Dich nicht zum Sittenrichter der Menschen, besonders gewisser Menschen auf, und sey der Warnung eingedenk: „Ihr sollt die Perlen nicht vor die Säue werfen, damit sie sich nicht umwenden und Euch zerreißen.“ Nicht einmal Deinen unmaßgeblichen Rath sollst Du den Menschen aufbringen. Begehren sie Deinen Rath,

so begehre Du erst ein Glaubensbekenntniß von ihnen, damit Du weißt, wen Du vor Dir hast, und wie ihm beizukommen ist. Die Wenigsten wissen Dir Dank dafür, und selbst wenn sie Dich um Rath fragen, sind sie gewöhnlich schon entschlossen, zu thun, was ihnen gefällt. Mische Dich auch nicht in Familien-Händel! Vor allen Dingen hüte Dich, Zwistigkeiten schlichten und Versöhnungen stiften zu wollen! Mehrentheils werden beide Parteien einig, um dann über Dich herzufallen. Am allerwenigsten gib Dich damit ab, Heirathen zu stiften oder zu befördern; man hat keinen Dank davon.

14.

Keine Regel ist so allgemein, keine so heilig zu halten, keine führt so sicher dahin, uns dauerhafte Achtung und Freundschaft zu erwerben, als die: unverbrüchlich, auch in den geringsten Kleinigkeiten, Wort zu halten, seiner Zusage treu, und stets wahrhaftig zu seyn in seinen Reden. Nie kann man Recht und erlaubte Ursachen haben, das Gegentheil von dem zu sagen, was man denkt, wenn gleich man Befugniß und Gründe haben kann, nicht Alles zu offenbaren, was in uns vorgeht. Es gibt keine Nothlügen; noch nie ist eine Unwahrheit gesprochen worden, die nicht früh oder spät nachtheilige Folgen gehabt hätte; der Mann aber, der dafür bekannt ist, strenge Wort zu halten, und sich keine Unwahrheit zu gestatten, gewinnt gewiß Zutrauen, guten Ruf und Hochachtung. Du darfst zwar nicht Alles sagen, was wahr ist, aber eben so wenig statt der Wahrheit eine Unwahrheit. Demjenigen, von dem Du vor-

ausiehst, daß er Dein Bekenntniß oder Deine Offenherzigkeit gewiß mißbrauchen wird, oder daß er die Wahrheit, die er von Dir begehrt, nicht wird ertragen können, bist Du keine Offenherzigkeit schuldig.

15.

Sey strenge, pünktlich, ordentlich, arbeitssam, fleißig in Deinem Berufe! Bewahre Deine Papiere, Deine Schlüssel und Alles so, daß Du jedes einzelne Stück auch im Dunkeln finden kannst! Verfahre noch ordentlicher mit fremden Sachen! Verleihe nie Bücher oder andere Dinge, die Dir sind geliehen worden; hast Du von Andern dergleichen geborgt, so bringe oder schicke sie zu gehöriger Zeit wieder, und erwarte nicht, daß sie oder ihre Dienstboten weite Wege machen sollen, um ihr Eigenthum wieder zu erlangen. Wer selbst pünktlich und zuverlässig ist, schenkt sein Zutrauen nur dem Zuverlässigen, und dieser tritt auch nur als ein Heiterer in die Gesellschaft, und erfüllt seine Verpflichtungen gegen sie pünktlich und eifrig; aber es gehört recht eigentlich zu den Eigenschaften, welche Vertrauen und Gunst erwerben, zur rechten Zeit zu erscheinen, wo man erwartet wird, möge die Zusammenkunft zu einem Vergnügen oder einem Geschäft bestimmt seyn. Das Spätkommen ist eine von den bösen Gewohnheiten und Mißbräuchen in der Gesellschaft, welche eben so ausgebreitet, als verderblich, eben so unsittlich, als ungesittet sind. Gute und böse Beispiele von der Art reizen zur Nachfolge; und die Nachlässigkeit, welche Andere und selbst die Meisten sich erlauben, rechtfertigt nicht die unsrige.

16.

Gib Andern Beweise Deiner Theilnahme, um Dich der ihrigen zu versichern. Wer untheilnehmend, ohne Sinn für Freundschaft, Wohlwollen und Liebe, nur sich selber lebt, der bleibt verlassen, wenn er sich nach Beistand sehnt. Die Theilnahme ist die Würze des Umgangs, ja sie macht eigentlich sein Wesen aus; für die Egoisten gibt es keine gesellige Freude, als etwa die, sich selbst zu hören und das Wort zu führen.

17.

Verflechte Niemand in Deine Privat-Zwistigkeiten, und fordere nicht von denen, mit welchen Du umgehst, daß sie Theil an den Uneinigkeiten nehmen sollen, die zwischen Dir und Andern herrschen!

Eine Menge dieser Vorschriften umfaßt die alte Regel: Setze Dich in Gedanken oft in anderer Leute Stelle, und frage Dich selbst: „Wie würde es Dir unter denselben Umständen gefallen, wenn man Dir zumuthete, was Du Andern zumuthetest; gegen Dich also handelte, von Dir das forderte, was Du in der Gesellschaft und im Umgange forderst: — diesen Dienst, diese Verwendungs, diese langweilige Arbeit, diesen Zeitaufwand für einen geringfügigen Zweck, diese Erklärung?“

Mit Recht hat der gute Gesellschaftston Alles ausgeschlossen, was persönlich, Kleinlich und nichts Anderes als Splitterrichterei ist, und der Gebildete schämt sich daher, Gegenstände in der Gesellschaft zur Sprache zu bringen, welche zu geringfügig oder zu bedenklich sind, als daß man mit Anstand und mit Wohlgefallen darüber reden könnte. Daher die Regel: Bekümmre Dich nicht um die Handlungen Deiner Nebenmenschen, in so fern sie nicht Bezug auf Dich, oder so sehr auf die Sittlichkeit im Ganzen haben, daß es Verbrechen seyn würde, darüber zu schweigen! Ob aber Jemand langsam oder schnell geht, viel oder wenig schläft, oft oder selten zu Hause, prächtig oder schlecht gekleidet ist, Wein oder Bier trinkt, Schulden oder Capitalien macht, eine Geliebte hat oder nicht — was geht das Dich an, wenn Du nicht sein Vormund bist? Thatsachen hingegen, die man durchaus wissen muß, erfährt man oft am besten von geistesarmen Menschen, weil diese ohne Wiß, ohne Consequenzmacherei, ohne Seitenblicke, ohne Verbrämung und ohne Leidenschaft, offenherzig und unverholen berichten und erzählen.

Ueberaus wichtig ist es, sich im Umgange von bewährten Grundsätzen leiten zu lassen, denn nur daraus geht eine gewisse Zuversicht und Sicherheit hervor, denn solche Grundsätze lassen sich, eben weil sie bewährt sind, als sichere

Führer betrachten, die wir in keinem Falle und unter keiner Bedingung verlassen dürfen. So z. B. der Grundsatz, unter Fremden sich alles Urtheils über bedeutende Personen, über politische Zwecke und Unterhandlungen, über Religion und religiöse Verbindungen zu enthalten, sich in Gasthäusern in kein Spiel einzulassen! Sey fest; aber hüte Dich, so leicht etwas zum Grundsatz zu machen, bevor Du alle möglichen Fälle überlegt hast, oder eigensinnig auf Kleinigkeiten zu bestehen; denn was kann thörichter seyn, als sogenannten Grundsätzen, d. h. einer Handlungsweise, welcher nichts weiter, als ein vernünftiger Grund mangelt, oder die keine andere Quelle hat, als den Eigensinn, oder das ungerechteste Mißtrauen, oder die unverzeihlichste Undienstfertigkeit, so lange und so hartnäckig getreu zu bleiben, bis man alle Liebe und alle Achtung der Besseren verloren hat.

Vor allen Dingen also handle nur stets folgerecht (consequent)! Mache Dir einen Lebensplan, und weiche nicht um ein Tüttelchen von diesem Plane, hätte dieser Plan auch allerlei Sonderbarkeiten, d. h. weiche er auch noch so sehr von der gemeinen und gepriesenen Denkungsart und Lebensweise ab. Die Menschen werden eine Zeitlang die Köpfe darüber zusammenstecken und den Sonderling bespötteln, und am Ende schweigen, Dich in Ruhe lassen, und Dir, wenn Du anders Deinen Plan mit Festigkeit und Weisheit durchführst, ihre Hochachtung nicht versagen können. Man gewinnt überhaupt bei den Menschen nicht durch ein wetterwendisches Wesen, sondern durch planmäßige, weise Festigkeit. Es ist mit Grundsätzen, wie mit jedem andern Stoffen, woraus etwas gemacht wird, nämlich, daß der beste Beweis für ihre Güte der ist, wenn sie lange halten, und in der That, wenn man recht genau den Gründen nachspüren will, warum auch den edelsten Handlungen mancher Menschen nicht

Gerechtigkeit widerfährt, so wird man oft finden, daß das Publikum nur deswegen Verdacht gegen die Wahrheit und den Zweck dieser Handlungen gefaßt hat, weil sie nicht zu dem Lebensplan und zu der Handlungsweise dessen, der sie unternimmt, nicht zu seinen übrigen Bestrebungen zu passen scheinen.

20.

Weniger scheint in dem Umgange mit Menschen und in dem allgemeinen Weltverkehr die Reinheit der Gesinnung und die Gewissenhaftigkeit zu gelten; die Gesellschaft pflegt Diejenigen am meisten zu lieben und auszuzeichnen, welche ihr durch Witz und Humor die meiste Unterhaltung gewähren. Aber dies möchte doch nur in solchen Gesellschaften der Maßstab seyn, vor welchen der Bessere sich zu hüten hat, und die er höchstens ein Mal, und dann nie wieder besucht; in der guten Gesellschaft werden doch die Witzlinge, die Neugierdesträger, die Zungenbrescher und besonders Diejenigen, welche durch Zweideutigkeiten und schlüpfrige Scherze, oder durch den Ton des Uebermuths zu gefallen und zu unterhalten suchen, sehr bald durch Kaltsinn und Geringschätzung ausgeschlossen, und die wahrhaft Gebildeten, welche an ihren reinen Sitten und gebiegenen Urtheilen erkannt werden, die willkommensten seyn, weil sie nie Ueberdruß und lange Weile erregen, wohl aber Vertrauen und Achtung einflößen.

Sey, was Du bist, immer ganz, und immer derselbe! Nicht heute warm, morgen kalt; heute grob, morgen höflich und zuckersüß; heute der lustige Gesellschafter, morgen trocken und stumm, wie eine Bildsäule! Es ist unbegreiflich, daß diese wetterwendischen, launenhaften und kaltherzigen Menschen nicht endlich vor sich selbst erschrecken und zurückfahren, da sie doch täglich durch die Scheu und den Widerwillen, womit sich Alles von ihnen entfernt, auf die klägliche Rolle, die sie spielen, aufmerksam gemacht werden, und da sie sich selbst eben so sehr, als Andern, zur Last leben. Wenn sie einmal, in einem Anfall von guter Laune oder Schaam, im Umgange Freundschaft und Theilnahme zeigen, so spielen sie eigentlich die Rolle der Betrüger. Wir bauen in der Meinung, daß sie sich gebessert haben, auf ihre Zusicherungen und Aeußerungen, und wollen wenig Tage nachher den Mann wieder besuchen, der uns so gern bei sich sieht, der uns so freundlich eingeladen hat, recht oft zu kommen. Wir gehen hin, und werden frostig und verdrießlich empfangen, oder man läßt uns ohne Unterhaltung in einer Ecke sitzen, antwortet nur mit gebrochenen Sylben, weil man gerade von Menschen umgeben ist, die mehr Weithrausch spenden als wir. Wer möchte wohl mit solchen Menschen sich ausöhnen, in ihrer Nähe ruhig und fröhlich seyn können; wer zöge sich nicht merklich oder unmerklich von ihnen zurück, sobald er nur ihre Falschheit oder ihren Egoismus erkannt hat?

Mache einigen Unterschied in Deinem äußern Betragen gegen die Menschen, mit denen Du gern oder vertraulich umgehst, in dem Zeichen von Achtung, die Du ihnen beweisest! Reiche nicht Jedem Deine Hand bar! Umarme nicht Jeden! Drücke nicht Jeden an Dein Herz! Was bewahrst Du den Besseren und Geliebten auf, und wer wird Deinen Freundschaftsbezeugungen trauen, ihnen Werth beilegen, wenn Du sie so verschwenderisch austheilst? Und es kann Dir doch unmöglich darum zu thun seyn, mit einem Jeden gut zu stehen, Allen wohlgefällig zu werden, und es mit Keinem zu verderben.

Zwei Gründe hauptsächlich müssen uns bewegen, nicht gar zu offenherzig gegen die Menschen, vielmehr im Allgemeinen dem Grundsatz einer klugen Zurückhaltung, besonders in gemischten Gesellschaften, treu zu seyn, zuerst die Furcht, unsere Schwäche durch unbedingte Offenherzigkeit aufzudecken und dann gemißbraucht zu werden, und die Ueberzeugung, daß, wenn man die Leute einmal daran gewöhnt hat, ihnen nichts zu verschweigen, sie zuletzt von jedem unserer kleinsten Schritte Rechenschaft verlangen, Alles wissen, um Alles zu Rathe gezogen werden wollen. Allein eben so wenig soll man verschlossen seyn; sonst entsteht der Verdacht gegen uns, es stecke hinter Allem, was wir thun, etwas Bedeutendes oder gar Gefährliches, und das

kann uns in unangenehme Verlegenheit verwickeln und veranlassen, daß wir verkannt werden, besonders in fremden Ländern, auf Reisen und bei solchen Gelegenheiten, wo mit Recht Offenheit und Freimüthigkeit von einem Jeden erwartet oder gefordert werden kann, und wird uns überhaupt auch im gemeinen Leben, selbst im Umgange mit edlen Freunden, schaden.

24.

Suche keinen Menschen, auch den Schwächsten nicht, in Gesellschaft lächerlich zu machen! Ist er beschränkt, so würde es unedel seyn, ihn zur Zielscheibe des Witzes zu machen, und Dir also keine Ehre bringen; ist er es weniger, als Du glaubst, so kannst Du vielleicht der Gegenstand seines Spottes oder seiner Rache werden; ist er gutmüthig und gefühlvoll, so kränkst Du ihn; und ist er tückisch, so kann er Dir's vielleicht auf eine Rechnung setzen, die Du früh oder spät auf irgend eine Art bezahlen mußt. — Und wie oft kann man nicht, wenn die Gesellschaft auf unsere Urtheile über Menschen achtet und sie in's große Publikum bringt, einem guten Manne im bürgerlichen Leben wahrhaften Schaden zufügen, oder einen Schwachen so niederdrücken, daß aller Muth in ihm erlischt, und alle Reime zu besseren Anlagen erstickt werden, indem man ihn durch Hervorziehen der Schwachheiten, welche Stoff zum Spotten und Lachen geben, der Verachtung Preis gibt.

Schrecke, zerre und necke auch Niemand, selbst Deine Freunde nicht, mit falschen Nachrichten, mit Witzeleien oder mit dem, was sonst auf einen Augenblick beunruhigt und leicht in Verlegenheit setzt! Es gibt der wahrhaft mißvergnügten, unangenehmen, ängstlichen Augenblicke so viel im Leben, daß es wohl Bruderpflicht ist, Alles hinwegzuräumen, was die Last der wirklichen und eingebildeten Plagen auch nur um ein Sandkorn erschweren kann.

Ueberhaupt ist es höchst unedel und selbst strafbar, Menschen vorsätzlich und geflissentlich in Verlegenheit zu setzen. Dagegen wird der Edle und Biedere den, der im Begriff ist, eine Unvorsichtigkeit zu begehen (z. B. schlecht von einem Buche zu reden, dessen Verfasser gegenwärtig ist), oder sich selbst in Gefahr setzt, beschämt zu werden, diese Verlegenheit zu verhüten oder die Sache auf irgend eine Weise wieder in's Gleiche zu bringen suchen. Und wenn Jemand aus Unachtsamkeit etwas zerbrochen oder sonst sich einer kleinen Unvorsichtigkeit schuldig gemacht hat, so fordert es die Humanität, nicht hinzublicken, wenigstens nicht mit Lächeln oder mit sichtbarem Unwillen, um seine Verwirrung nicht zu vermehren.

Vor allen Dingen soll man nie vergessen, daß die Gesellschaft unterhalten, aber nicht unterrichtet seyn

will, und daß die, welche gern dociren und lange Vorträge halten, oder mit weisen Bemerkungen sich hören lassen mögen, sehr bald Unmuth und Verdruß erregen, wenn sie ihre Reden nicht durch Witz und Laune zu würzen, ihre Bemerkungen leicht hinzuwerfen und gefällig einzustreuen wissen; daß es aber unter der Würde eines klugen Mannes ist, den Spasmmacher, und eines redlichen Mannes unwürdig, den Schmeichler zu machen. Allein es gibt einen gewissen Mittelweg; denn da jeder Mensch doch wenigstens eine gute Seite hat, die man loben darf, und dies Lob, wenn es nicht übertrieben wird, aus dem Munde eines verständigen Mannes Sporn zu größerer Vervollkommenung werden kann: so kann es sogar Pflicht werden, denen ein ermunterndes Lob nicht schuldig zu bleiben, welche es eben so sehr verdienen als bedürfen, und es denen nicht vorzuenthalten, die es nicht entbehren können, ohne an sich selbst zu verzagen, oder auf halbem Wege stehen zu bleiben.

Zeige, so viel Du kannst, eine immer gleiche, heitere Stirne! Nichts ist reizender und lebenswürdiger, als die frohe, muntere Gemüthsart, die aus einem schuldblosen, nicht von heftigen Leidenschaften aufgeregten, sondern von Wohlwollen und Theilnahme bewegten Herzen hervorströmt.

27.

Nicht leicht wird der Gebildete und Gewandte irgend einen Ehrenwerthen von sich lassen, oder mit einem Solchen zusammentreffen, ohne ihm etwas Angenehmes oder Verbindliches gesagt, und mit auf den Weg gegeben zu haben; aber Beides auf eine Art, die ihm wohlthut, seine Bescheidenheit nicht verlegt, und nicht stübrt scheint.

Man kann sich indessen oft sehr schlecht empfehlen, indem man den Menschen etwas recht Verbindliches gesagt zu haben meint. So gibt es Leute, die es sehr übel nehmen würden, wenn man sie versicherte, daß man sie für gutmüthig halte, und Andere, die sich beleidigt fühlen, wenn man sie versichert, sie sähen gesund aus, oder sie hätten noch etwas so Jugendliches in ihrem Aeußern, daß man ihr wahres Alter unmöglich ahnen könne.

28.

Wem es darum zu thun ist, sich dauerhafte Achtung zu erwerben; wem daran liegt, daß seine Unterhaltung Niemand anstößig, Keinem zur Last werde, der würze nicht ohne Unterlaß seine Gespräche mit Lästerungen, Spott, Tadelsucht und Satyre, und gewöhne sich nicht an den lieblosen Ton der Spottsucht! Das kann wohl einige Mal, und, bei einer gewissen Klasse von Menschen, auch öfter gefallen; aber man flieht und verachtet doch endlich den Mann, der immer auf Anderer Kosten, oder auf Kosten der Wahrheit die Gesellschaft vergnügen will.

29.

Erzähle nicht leicht Anekdoten, besonders nie solche, die irgend Jemand in ein nachtheiliges Licht setzen, auf bloßes Hörensagen nach!

30.

Hüte Dich, Nachrichten aus einem Hause in das andere zu tragen, vertrauliche Tischreden, Familiengespräche, Bemerkungen, die Du über das häusliche Leben von Leuten, mit welchen Du viel umgehst, gemacht hast, und dergleichen auszulauldern!

31.

Vor allen Dingen maße Dir nicht an, die Bewegungsgründe zu jeder guten Handlung ergründen und beurtheilen zu wollen! Bei einer solchen Strenge würden vielleicht manche Deiner eignen edlen Handlungen als sehr unedel, oder als reine Schwachheit, als Erzeugniß einer flüchtigen Rührung, Deiner gereizten Eitelkeit, Deiner Selbstsucht erscheinen. Der Billige und Nachsichtsvolle mag gern ein gutes Werk mehr nach seiner Wirkung für das Allgemeine, als nach seinen Triebfedern beurtheilen, und sieht nicht zu Gerichte, wenn der Reiche seine Hand zur Mildthätigkeit aufthut.

32.

Habe Acht auf Deine Gesellschaftssprache, daß Du in Deinen Unterredungen nicht durch einen wässerigen, weit-schweifigen Vortrag ermüdest! Ein gewisser Laconismus, d. h. eine kräftige Kürze — in so fern er nicht in die Sucht, nur

in Sentenzen und Aphorismen zu sprechen, oder jedes Wort abzuwägen, ausartet — ein gewisser Racontismus, und die Geschicklichkeit, ein geringfügiges Ereigniß durch die Lebhaftigkeit der Darstellung interessant zu machen — das ist die wahre Kunst der gesellschaftlichen Beredsamkeit. Ueberhaupt aber rede nicht zu viel! Sey haushälterisch mit Deinen Worten und Kenntnissen.

33.

Es gibt Menschen, die (so wie Manche nur zum Genießen da zu seyn glauben) auch im geselligen Leben immer nur empfangen, nie geben wollen; die vom übrigen Theile des Publikums belustigt, unterrichtet, bedient, gelobt, bezahlt, gefüttert zu werden verlangen, ohne etwas dafür zu leisten; die immer über lange Weile klagen, ohne zu fragen, ob sie Andern weniger lange Weile gemacht haben; die behaglich da sitzen, sich's wohl seyn, sich erzählen lassen, aber nicht daran denken, auch ihren Beitrag, und wär' es auch nur ein Scherflein, zur Unterhaltung beizusteuern. — Das ist aber eben so ungerecht als lästig.

Noch Andere findet man, die immer nur ihre eigne Person, ihre häuslichen Umstände, ihre Verhältnisse, ihre Thaten und ihre Berufsgeschäfte zum Gegenstand der Unterredung machen, und Alles dahin zu drehen wissen, jedes Gleichniß, jedes Bild nur von daher nehmen. So wenig als möglich laß in gemischten Gesellschaften den Schnitt, den Ton, den Dir Deine specielle Erziehung, Dein Handwerk, Deine besondere Lebensart geben, hervorblicken! Rede nicht von Dingen, die, außer Dir, schwerlich Jemand interessieren

Können! Lerne den Ton der Gesellschaft annehmen, in welcher Du Dich befindest! Nichts kann abgeschmackter seyn, als wenn der Arzt einige junge Damen mit Beschreibung seiner Sammlung anatomischer Präparate, der Rechtsgelehrte einen Hofmann über Prozesse, der alte gebrechliche Gelehrte eine junge Coquette von seinem offenen Beinschaden unterhält.

34.

Rede nicht zu viel von Dir selber, außer in dem Kreise Deiner vertrautesten Freunde, von welchen Du weißt, daß die Sache des Einen eine Angelegenheit für Alle ist; und auch da bewache Dich, daß Du nicht Egoismus zeigest! Vermeide, selbst dann zu viel von Dir zu reden, wenn gute Freunde, wie es vielfältig geschieht, das Gespräch aus Höflichkeit auf Deine Person, auf Deine Unternehmungen oder Deine Schriften leiten! Bescheidenheit ist eine der liebenswürdigsten Eigenschaften, und macht um so vortheilhaftere Eindrücke, je seltner diese Tugend in unsern Tagen wird.

35.

Widersprich Dir nicht selbst im Reden, so daß Du einen Satz behauptest, dessen Gegentheil Du ein andermal vertheidigt hast! Man kann seine Meinung von Dingen ändern; allein man thut doch wohl, in Gesellschaften nicht eher, wenigstens nicht entscheidend zu urtheilen, als bis man alle Gründe für und wider gehörig abgewogen hat.

36.

Hüte Dich, in die Fehler Derjenigen zu verfallen, die aus Mangel an Gedächtniß oder an Aufmerksamkeit auf sich selbst, oder weil sie so verliebt in ihre eigenen Einfälle sind, dieselben Histörchen, Anekdoten, Späße, Wortspiele und witzigen Vergleichen bei jeder Gelegenheit wiederholen!

37.

Auch in bloß männlichen Gesellschaften verleugne nicht die Schamhaftigkeit, das Zartgefühl und Dein Mißfallen an Schlüpfrigkeiten, denn Du erwirbst Dir dadurch eben so viel Ehre als Verdienst, und rettetest die Hochachtung aller Eblen.

38.

Es gibt mechanische Menschen, deren Gespräche zur Hälfte aus gewissen Formeln bestehen, welche sie, ohne etwas dabei zu denken, überall anbringen, sie mögen passen oder nicht. Sie treffen Dich tödtlich krank im Bette an, und freuen sich, Dich wohl zu sehen. Zeigst Du ihnen Dein Bildniß, so finden sie, daß es zwar ähnlich sehe, aber viel zu alt gemalt sey. Allen Kindern sagen sie: sie seyen groß für ihr Alter, und gleichen dem Vater, und was dergleichen leeres Geschwätz mehr ist. Einen eben so dürftigen Stoff

zur Unterhaltung liefern Räthsel, Wortspiele, Pfandspiele u. dgl., wenn sie nicht ausgezeichnet sinnreich sind. Wenigstens wird selten in einer Gesellschaft, die nur einigermaßen gemischt ist, das Wohlgefallen daran allgemein seyn, denn es werden sich immer Einige finden, welche sich durch solche Unterhaltungen gedrückt fühlen.

39.

Belästige nicht im Umgange Jeden, der sich Dir nähert, oder mit dem Du in's Gespräch zu kommen wünschst, mit unnützen und gehäuften Fragen; es gibt Menschen, die dadurch zur höchsten Empfindlichkeit gereizt werden, und Wenige haben Geduld und Nachsicht genug, dem unbescheidenen Frager Rede zu stehen. Man findet Menschen, die nicht eben aus Bormiz und Neugier, sondern weil sie nun einmal gewöhnt sind, ihre Gespräche in Katechisations-Form zu fassen, uns durch Fragen so beschwerlich werden, daß es gar nicht möglich ist, auf unsre Weise mit ihnen in Unterhaltung zu kommen, und daß nichts überbleibt, als sie stehen zu lassen, oder ihrer Fluth von Fragen auf eine gleiche Weise einen Damm zu setzen.

40.

Lerne Widerspruch ertragen! Sey nicht aus schwacher Eitelkeit und thörichtem Dünkel eingenommen von Deinen Meinungen! Werde nicht hitzig, noch unartig im Streit um Meinungen und Ansichten, auch dann nicht, wenn man

Deinen ernsthaften Gründen Spott und Bitterkeit entgegensetzt! Du hast, bei der besten Sache, schon halb verloren, wenn Du nicht Kaltblütig bleibst, und wirst wenigstens auf diese Art nie überzeugen und nie gefallen. Empfänglichkeit für die Urtheile, Ansichten und Meinungen Anderer ist eine der besten Eigenschaften für den Umgang, und man möchte sie ein gutes Zeugniß nennen, das man überall vorweisen darf, um willkommen zu seyn, und eine Bedingung des Fortschreitens in der geistigen Bildung, die Keinem zu erlassen ist.

41.

An Orten, wo man sich zur Freude versammelt: beim Tanze, in Schauspielen, rede mit Niemand von häuslichen Geschäften, noch weniger von verdrießlichen Dingen! Man geht dahin, um sich zu erholen, um auszuruhen, um kleine und große Sorgen abzuschütteln, und es ist also unbescheiden, Jemand mit Gewalt wieder mitten in seinen Alltagsverkehr hineinschieben zu wollen.

42.

Daß ein redlicher und verständiger Mann über wesentliche Religionslehren, auch dann, wenn er das Unglück haben sollte, an der Wahrheit derselben zu zweifeln, sich dennoch keinen Spott erlauben wird: ich meine, das versteht sich von selber; aber auch über kirchliche Verfassungen, über die Menschenfahrungen, welche von einigen Secten für Glauben

benslehren gehalten werden, über Ceremonien, die Manche für wesentlich halten und dergleichen wird der wahrhaft Gebildete nie in Gesellschaften spotten. Er achtet und schont, was Andern heilig ist, und gesteht Jedem die Denk- und Glaubensfreiheit zu, die er für sich selbst fordert.

Doch gibt es auch Gelegenheiten und Veranlassungen zu Religions-Gesprächen, und der Gebildete wird sie benutzen, um Wärme für Gottesverehrung und für die höchsten An-
gelegenheiten des Menschen zu zeigen, ohne zu fürchten, daß man ihn für unaufgeklärt halten und belächeln werde, aber auch ohne in den Ton der Eiferer zu fallen. Er wird sich nicht scheuen, die religiöse Schwärmererei zu tadeln, und dem Vernunftglauben das Wort zu reden, doch ohne über die Frömmler zu spotten, und sie der Heuchelei zu beschuldigen.

43.

Es ist unschicklich, und eine Verletzung der Theilnahme, die wir Unglücklichen schuldig sind, in Gesellschaften unaufgefordert und ungerufen unangenehme Dinge in Erinnerung und Sprache zu bringen! Oft bewegt eine Art von unkluger Theilnehmung und ein Mangel an Barmherzigkeit Menschen von schwachem Urtheil, Fragen zu thun, welche sich auf die ökonomische Lage oder die Familienverhältnisse und Familienzwiste des Befragten beziehen, und ihn dadurch zu zwingen, Gegenstände in sein Gedächtniß zurückzurufen, die er in Gesellschaften, wo er sich aufzuheitern wünscht, so gern vergessen möchte.

Man enthalte sich auch, andern Leuten das, was sie nun einmal haben, und nicht wieder abschaffen können, oder die

Lage, worin sie nun einmal leben müssen, durch unangenehme Schilderungen und unwillkommene Bemerkungen zu ver-
leiden.

44.

Nimm nicht Theil daran, lächle nicht beifällig, thu' lieber, als hörtest Du es gar nicht, wenn Jemand einem Dritten unangenehme Dinge sagt, oder ihn beschämt! Die Feinheit eines solchen Betragens wird gefühlt und oft dankbar belohnt.

45.

Die Gewohnheit, Paradoxen vorzubringen, zu widersprechen, zu disputiren, zu citiren und sich auf die Meinungen und Aussprüche Anderer zu berufen, verdient eine besondere Betrachtung, wovon wir späterhin noch reden werden.

46.

Eine der wichtigsten Tugenden im gesellschaftlichen Leben, welche leider täglich seltener wird, ist die Verschwiegenheit. Man ist heut zu Tage so äußerst trügerisch in Versprechungen, ja in Bethenerungen und Schwüren, daß man ohne Scheu ein unter dem Siegel des Stillschweigens anvertrautes Geheimniß gewissenloserweise ausbreitet. Andere,

die weniger pflichtvergessen, aber höchst leichtsinnig sind, schwachen Geheimnisse aus, weil sie ihrer Nebseligkeit keinen Raum anlegen können. Sie vergessen, daß man sie gebeten hat, zu schweigen; und so erzählen sie aus unverzeihlicher Unvorsichtigkeit die wichtigsten Geheimnisse ihrer Freunde an öffentlichen Orten, mit einer Unbefangenheit, die in Erstaunen und in Schrecken setzt, oder sie vertrauen, indem sie Leben, der ihnen während ihres Dranges, sich zu entladen, in den Wurf kömmt, für einen treuen Freund ansehen, das, was sie doch nicht als ihr Eigenthum betrachten sollten, eben so leichtsinnigen Leuten an, wie sie selbst sind. Solche Menschen gehen dann auch nicht weniger unklug mit ihren eigenen Heimlichkeiten, Planen und Begebenheiten um. Sie zerstören sehr oft ihre eigne Wohlfahrt, vereiteln ihre Bestrebungen und machen Andere unglücklich.

47.

Menschen von lebhafter Gemüthsart werden der Gesellschaft leicht durch den Ungeßüm, mit welchem sie widersprechen, oder ihre Meinung vertheidigen, beschwerlich. Der Umgang fordert einen gewissen Gleichmuth, und die Selbstverleugnung, welche jeden Ausbruch der Leidenschaft zurückzudrängen, und eigensinnigen Widerspruch zu ertragen weiß.

Ein großes Talent, welches durch Studium der Sprache und Aufmerksamkeit auf sich selbst erlangt werden kann, ist die Kunst, sich bestimmt, fein, richtig, körnig auszudrücken, lebhaft im Vortrage zu seyn, sich dabei nach den Fähigkeiten der Menschen zu richten, mit denen man redet; sie nicht zu

ermüden, gut und launigt zu erzählen, nicht über seine eignen Einfälle zu lachen; nach den Umständen trocken oder lustig, ernsthaft oder komisch seinen Gegenstand darzustellen, und mit natürlichen Farben zu malen. Dabei muß ein guter Gesellschafter sein Aeußeres studiren und besonders sein Mienenspiel in seiner Gewalt haben, sich vor Verzerrungen zu hüten und sein Lachen zu mäßigen wissen. Der Anstand und die Gehehrdensprache sollen edel seyn; man soll nicht bei unbedeutenden, affektlosen Unterredungen, gleich den Personen aus der niedrigsten Volksklasse, mit Kopf, Armen und andern Gliedern herumfahren und um sich schlagen; man soll den Leuten gerade, aber bescheiden und sanft in's Gesicht sehen, sie nicht bei den Ärmeln, Knöpfen und dergleichen zupfen. Kurz, Alles, was eine feine Erziehung, was Aufmerksamkeit auf sich selbst und auf Andere verräth, das gehört nothwendig dazu, den Umgang angenehm zu machen, und es ist wichtig, sich in dieser Hinsicht nichts nachzusehen, sondern jede kleine Regel des Wohlanstandes, selbst in dem Familienkreise zu beobachten, um sich Alles, was die Wohl- anständigkeit fordert, zur andern Natur zu machen, also stets eingedenk zu seyn, daß es Pflichten gegen die Gesellschaft gibt, und daß sich der Gebildete auch demjenigen willig unterwerfe, was ihn beschränkt, oder ihm unbequem oder drückend ist, wenn es nun einmal zum feinen Gesellschaftston gehört. Raum scheint es nöthig, hier noch zu bemerken, daß man so wenig als möglich in einer Gesellschaft den Leuten den Rücken zukehren, in Titeln und Namen sich vor Verwechselung hüten; daß man bei Personen, die es mit den Höflichkeitsbezeugungen genau nehmen, den Vornehmern immer auf der rechten Seite, oder wenn Drei beisammen sind, in der Mitte gehen lasse; daß man Dem, mit welchem man spricht, frei und offen, doch nicht starr und frech, in das

Gesicht schauen, seine Stimme in seiner Gewalt haben, nicht schreien und doch verständlich reden, in seinem Gange Anstand beobachten, nicht aller Orten das große Wort führen solle; daß man, wenn man ein Frauenzimmer führt, mit ihr, um sie nicht zu stoßen, gleichen Schritt halten, und mit demselben Fuße, wie sie, antreten, ihr auch zuweilen seine linke Hand reichen müsse, wenn sie an der rechten Seite nicht so bequem gehen würde; daß man auf steilen Treppen im Hinuntersteigen die Frauenzimmer vorausgehen, im Hinaufsteigen aber sie folgen lassen müsse; doch die wichtigen Kleinigkeiten, welche den Inhalt einer Höflichkeits- und Anstandslehre ausmachen würden, sind so zahlreich, daß es sogar gegen den schriftlichen Anstand seyn würde, die Leser gleichsam in einem Athem damit bekannt zu machen, und sie in einer langen Liste aufzuführen.

48.

Es gibt noch andere kleine gesellschaftliche Unschicklichkeiten, die man vermeiden, und wobei man immer überlegen muß, was daraus werden würde, wenn Jeder von den Anwesenden sich dieselbe Freiheit erlauben wollte; z. B.: in Konzerten plaudern; hinter eines Andern Rücken einem Freunde etwas zuflüstern, oder ihm Winke geben, die Jener auf sich deuten kann; lächerlich schlecht tanzen, oder ein Instrument elend spielen, sich dennoch damit sehen und hören lassen, und dadurch die Anwesenden zum Spotte und Gähnen reizen; in Schauspielen so hintreten, daß man Andern die Aussicht raubt; in jeder Versammlung so spät erscheinen, daß man keinen Nachfolger mehr hat, und doch der

Erste seyn, der sie verläßt, oder länger verweilen, als alle übrigen Mitglieber der Gesellschaft. Willst Du gern gesehen seyn, so vermeide alle diese Unschlichkeiten mit Sorgfalt, und willst Du ein edler Mensch, nicht bloß ein guter Gesellschafter werden, so vermeide sie nicht um der Menschen willen, sondern weil Du dies Deinem eignen Herzen schuldig zu seyn glaubst, und weil Du nicht bloß klug, sondern auch gut seyn möchtest. In eben dieser Hinsicht befolge auch noch diese Vorschriften: Es schickt und ziemt sich nicht, dem Lesenden oder Schreibenden auf die Finger zu sehen, und allein in einem fremden Zimmer zu bleiben, in welchem Schriften oder Gelder herumliegen. Ferner: wenn zwei Personen, die vor Dir hergehen, leise mit einander reden, ohne Deiner gewahr zu werden, so will die Bescheidenheit und die Klugheit, daß Du ihnen durch Geräusch Deine Nähe zu erkennen gebest, um Dich von allem Verdachte, als wenn Du sie beschleichen wolltest, und von aller Verlegenheit zu befreien. So klein dergleichen Aufmerksamkeiten scheinen, so machen sie doch den Umgang angenehm, und werden Bildungsmittel für Geist und Herz, wenn man sie als solche ansieht und benutzt, sind aber auch, wenn man sie nicht von dieser Seite betrachtet, weiter nichts, als Schleifsteine für die äußere Politur.

Oft befindet man sich in Gesellschaften in dem bösen Falle, einem höchst langweiligen Bericht eines Egoisten über seine höchst wichtige Person zuhören zu müssen. Vernunft, Vorsichtigkeit und das Wohlwollen, welches in Gesellschaften

herrschen soll, fordern in solchem Falle, sich, wenn nun einmal nicht auszuweichen ist, in Geduld zu fassen, und nicht durch beleidigendes Betragen Ueberdruß zu erkennen zu geben. Man kann ja, je seelenloser das Gespräch und je geschwägiger der Mann ist, um desto freier nebenher an andere Dinge denken; und wäre auch das nicht — ei nun, es geht im menschlichen Leben so manche verträumte Stunde verloren,

50.

Es gibt Beneidenswerthe, welchen eine außerordentliche Geschmeidigkeit, Genügsamkeit und Leichtigkeit im Umgange, und die Gabe, Bekanntschaften zu machen, und Zuneigung zu gewinnen, wie angeboren ist; Andern hingegen hängt von Jugend auf eine gewisse Blödigkeit und Schüchternheit an, die sie nicht abzulegen vermögen, wenn sie gleich täglich fremde Leute aller Art um sich sehen. Diese Blödigkeit ist sehr oft die Folge einer fehlerhaften Erziehung, so wie auch zuweilen die Wirkung einer heimlichen Eitelkeit, die in Verlegenheit geräth, aus Furcht, sich in Schatten zu stellen, übersehen zu werden und nicht zu glänzen. Manchen Menschen aber scheint diese Schüchternheit gegen Fremde wirklich von Natur eigen zu seyn, und alle Mühe, welche sie sich geben, sie zu besiegen, ist verloren. Ein regierender Fürst, einer der edelsten und verständigsten Männer, die ich kenne, und der auch wahrlich seines Außern wegen sich nicht zu schämen, noch zu fürchten braucht, nachtheilige Eindrücke zu machen, hat mich versichert, daß, obgleich ihn sein Stand von Kindheit an in die Lage gesetzt habe, täglich große Circel und viele fremde Gesichter zu sehen, er dennoch an lei-

nem Tage in sein Vorzimmer trete, wo der versammelte Hof seiner wartet, ohne aus Verlegenheit auf einen Augenblick fast blind zu werden. Uebrigens hört bei diesem liebenswürdigen Herrn, sobald er sich ein wenig erholt hat, die Schüchternheit auf, und dann redet er freundlich und offen mit Jedermann, und sagt bessere Dinge, als gewöhnlich Fürsten, bei solchen Gelegenheiten, über Wetter, böse Wege, Pferde und Hunde zu sagen wissen.

Eine gewisse Leichtigkeit und Geschmeidigkeit im Umgange also, die Gabe, sich bei der ersten Bekanntschaft vortheilhaft darzustellen, mit Menschen aller Art zwanglos ein Gespräch anzuknüpfen, sich an einer mageren Unterhaltung genügen zu lassen, und in der Nähe eines Spaßmachers bei guter Laune zu bleiben, auch bald zu merken, wen man vor sich hat, und was man mit Jedem reden könne und müsse: das sind Eigenschaften, die man zu erwerben und auszubilden trachten soll.

51.

Man hüte sich also auch, in alle Gesellschaftskreise mit großen Forderungen und Erwartungen einzutreten, allen Menschen Alles seyn, mit aller Gewalt glänzen und Aufmerksamkeit erregen zu wollen; zu verlangen, daß Aller Augen nur auf uns gerichtet, ihre Dhren nur uns geöffnet seyen; denn sonst fühlt man sich leicht vernachlässigt und zurückgesetzt, und fängt aus Mißmuth an, eine traurige Rolle zu spielen, sich und Andern lange Weile zu machen, menschen-scheu und bitter die Gesellschaft zu fliehen, und wird dann mit Recht von ihr gemieden. Ich kenne viele Leute von der

Art, die durchaus, wenn sie sich in vortheilhaftem Lichte zeigen sollen, der Mittelpunkt sehn müssen, um welchen sich Alles dreht, so wie überhaupt manche Menschen im gemeinen Leben Niemand neben sich vertragen, der mit ihnen verglichen werden könnte. Sie handeln vortrefflich, groß, edel, wohlthätig, geistreich, sobald sie es allein sind, an die man sich wendet, von denen man bittet, erwartet, hofft; aber klein, niedrig, rachsüchtig und schwach, sobald sie sich Andern gleichstellen sollen, und zerstören jedes Gebäude, wozu sie nicht den Plan gemacht, oder wenigstens nicht die Kreuzrede gehalten haben; ja, selbst ihr eignes Gebäude, sobald nur ein Andern eine kleine Verzierung daran angebracht hat. Dies ist eine unglückliche, ungesellige Gemüthsart. Ueberhaupt rathe ich, um glücklich zu leben, und Andere glücklich zu machen, in dieser Welt so wenig als möglich zu erwarten und zu fordern.

52.

Man soll nicht an allen Orten Gelehrsamkeit, feine Cultur fordern, sondern sich an gesundem Hausverstande und geradem Sinne genügen lassen, daran den eigenen beleben und stärken, und einmal wieder den Weg der Natur betreten, sich eben darum unter Menschen von allerlei Ständen mischen: so lernt man zugleich nach und nach den Ton und die Stimmung annehmen, die nach Zeit und Umständen erfordert werden, und überzeugt sich, daß auch in den niedern Ständen Wiß, Verstand und Scharfsinn zu finden sey. Aber diese Ueberzeugung ist sehr heilsam zur Dämpfung eines gewissen Hochmuths, der sich so leicht der Gebildeten be-

mächtigt, und sie ungerecht gegen Ungebildete macht. Auch für die Erweiterung der Sprachkunde ist ein solcher Umgang mit Menschen aus den verschiedensten Ständen, und von den verschiedensten Bildungsstufen höchst wirksam und ergiebig, und gewährt manchen großen Genuß, besonders durch die erweiterte Kenntniß sprichwörtlicher Redensarten, in welchen oft so viel Wiß und Kraft verborgen liegt.

53.

Mit wem aber soll man vorzüglich und am liebsten umgehen? Natürlicher Weise läßt sich auch diese Frage nur nach eines Jeden besondrer Lage beantworten. Hat man die Wahl (und wirklich hat man diese auch öfter, als man glaubt), so wähle man sich die Weisern zu seinem Umgange; Leute, von denen man lernen kann, die nicht schmeicheln, nicht gar zu überlegen an Kenntnissen und Fähigkeiten sind, aber doch uns übersehen, die in Kreisen tanzen, so oft ihr hoher Genius seine Zauberruthe schwingt. Den Meisten aber scheint es genußreicher, untergeordnete Geister um sich her zu versammeln, weil sie sich als Wortführer gar zu wohl befinden. Aber diese bleiben auch immer, was und wie sie sind, kommen nie weiter in Lebensweisheit und wahrer Ausbildung.

54.

Es ist oft eine höchst sonderbare Sache um den Ton, der in Gesellschaften herrscht. Vorurtheil, Eitelkeit, Schlenbrian, Autorität, Nachahmungssucht, und wer weiß, was

sonst noch, stimmen diesen Ton so, daß zuweilen Menschen, die an einem Orte zusammen leben, Jahr aus Jahr ein, sich auf eine solche Weise unterhalten, mit einander verkehren und unter einander vergnügen, daß es nicht einmal zu einem wahren Zeitvertreibe, am wenigsten aber zu einer wahren gesellschaftlichen Mittheilung kommt, sondern Jeder Langeweile macht und empfindet. Dennoch glauben sie, sich den Zwang anthun zu müssen, diese Lebensart also fortzuführen. Kann aber die Unterhaltung in den meisten großen Circeln einem Einzigen von den da Versammelten wahres Vergnügen gewähren? Spielen unter fünfzig Personen, die jeden Abend die Karten in die Hand nehmen, wohl zehn aus wahrer Neigung? Um desto erbärmlicher ist es, wenn freie Menschen in kleinern Orten, oder gar auf Dörfern, die zwanglos leben könnten, um den Ton der Residenzen nachzuahmen, sich eben so peinlich unter das Joch dieser Langeweile krümmen. Hat man Gewicht bei seinen Mitbürgern und Nachbarn, so ist es Pflicht, Alles dazu beizutragen, den Ton vernünftiger zu stimmen.

In volkreichen, großen Städten kann man am unbemerktesten und ganz nach seiner Neigung leben. Da fallen eine Menge kleiner Rücksichten weg; man wird nicht ausgespäht, controllirt, beobachtet; es laufen nicht so von Mund zu Mund die interessanten Nachrichten des Inhalts: wie vielmal in der Woche ich Braten esse; ob ich oft oder selten ausgehe und wohin; wer zu mir kommt, wie stark der Lohn ist, den ich meiner Köchin gebe, und ob ich kürzlich mit ihr geschmählt habe? Meine Kleidung wird nicht gemußert; man fragt nicht in jedem Krämer-Hause meine Magd, wenn sie für vier Pfennige Pfeffer holt, für wen der Pfeffer ist,

und wozu der Pfeffer gebraucht werden soll? Eine unbedeutende Anekdote beschäftigt da nicht sechs Wochen lang alle Zungen; man wandelt unbemerkt, friedenvoll und ungeneckt durch den großen Haufen hin, besorgt seine Geschäfte, und wählt sich eine Lebensart, wie man sie für zweckmäßig hält. In kleinen Städten ist man verurtheilt, mit den langweiligen Honoratioren in strenger Anrechnung von Besuchen und Gegenbesuchen zu stehen, die gewöhnlich gleich nach dem Mittagstische ihren Anfang nehmen, und bis zu der Bürgerglocke, das heißt bis zehn Uhr Abends, fortbauern, während welcher Zeit die Unterhaltung gewöhnlich den König von Preußen, die Franzosen und Engländer, den Kaiser, andere hohe Potentaten, und was der Hamburger Correspondent von ihnen meldet, zum Gegenstande hat. Das ist nun freilich erschrecklich; doch gibt es auch Mittel, dort den Ton des Umgangs nach und nach zu verfeinern, oder das schwache Publikum an eine bessere Unterhaltung zu gewöhnen, nachdem es ein Vierteljahr hindurch den Reformator gelästert hat, und ihn sich auf seine Weise unterhalten und leben lassen, wenn er sich übrigens redlich, menschenfreundlich, dienstfertig und gesellig beträgt. Am übelsten aber pflegt man in den mittlern Städten daran zu seyn, sowohl in den freien Städten, wo der Handel die Achse ist, um die sich Alles dreht, als in unbeträchtlichen Residenzen. Da herrschen gewöhnlich, neben einem übertriebenen Luxus und der Unsittlichkeit großer Städte, noch obenein alle kleinstädtische Gebrechen, Klatschereien, Anhänglichkeit an Schlenbrian, an Gewohnheiten und Familien-Verbindungen, die abgeschmacktesten Forderungen und die lächerliche Classificirung der Stände. So habe ich eine Stadt gesehen, in welcher ein Mann durch seine kürzlich erhaltene Bedienung, die ehemals dort nicht existirt hatte, so sehr von allen übrigen, einmal

bestimmten Rangordnungen abgesondert war, daß er, wie ein Elephant in einer Menagerie, immer für sich allein spazieren gehen mußte, ohne seines Gleichen, weder einen Gesellschafter, noch eine Gefährtin finden zu können.

55.

In fremden Städten und Ländern ist Vorsichtigkeit im Umgange zu empfehlen, und das in manchem Betrachte. Man mag dort Unterricht und Belehrung oder ökonomische und politische Vortheile, oder bloß Vergnügen suchen: immer ist es nothwendig, gewisse Rücksichten nicht zu verachten. Im ersten Falle, nämlich wenn man reist, um sich zu unterrichten, hat man vor allen Dingen wohl zu überlegen, in welchem Lande man ist, und ob man da ohne Gefahr und Verdruß von Allem reden und nach Allem fragen dürfe. Es gibt, leider! auch in Deutschland Staaten, in welchen die Regierungen es nicht gern sehen und es scharf ahnden, wenn gewisse Werke der Finsterniß an das Tageslicht gezogen werden. Da ist Behutsamkeit nöthig, sowohl in Gesprächen und Nachforschungen, als in der Wahl der Menschen, mit denen man sich einläßt, und denen man sich anvertraut. Hierbei ist zu bemerken, daß nur sehr wenig Reisende eigentlich Beruf haben, sich um die innere Verfassung fremder Länder zu bekümmern; allein thörichte Neugier, Vorwitz oder unruhiger Thätigkeitstrieb jagt jetzt haufenweise die Menschen hinaus, um in Gasthöfen, Posthäusern, Clubs, und in den Schwitzkammern hypochondrischer Gelehrten unsichere Anekdoten zu einem Werkchen zu sammeln, welches die Reisekosten und daneben einige Schriftstellerehre einbringen soll,



indess sie daheim noch unendlich viel zu wirken und zu lernen gefunden haben würden, wenn es ihnen um ihr und Anderer Wohl ernstlich zu thun wäre.

Daß diese Vorsicht verdoppelt werden müsse, sobald man im Auslande für sich etwas zu suchen oder zu fordern hat, versteht sich wohl von selbst. Da alsdann manches Auge auf bedeutende oder wohlhabende Fremde gerichtet ist, so müssen diese den Umgang mit solchen Leuten vermeiden, die, unzufrieden mit der Regierung, sich gern den Fremden anschließen und andrängen, weil sie unter ihren Mitbürgern durch unkluge Aufführung sich einen bösen Namen gemacht, und sich auf diese Art den Weg versperrt haben, bürgerliche Vortheile zu erlangen, die sie aber zu verachten sich das Ansehen geben, wie der Fuchs die Trauben. Diese Art Leute sucht sich dann dadurch ein wenig zu heben, daß sie mit den Reisenden, denen sie sich in den Gasthöfen oder auf andere Art aufdringen, durch die Gassen der Stadt laufen und auswärtige Verbindungen vorgeben. Ein Fremder, der nur wenige Tage sich an einem Orte aufhalten will, kann ohne Nachtheil mit diesen, mehrentheils sehr geschwätzigen, und von lustigen und ärgerlichen Märchen aller Art vollgepfropften Cicerone's nach Gefallen herumrennen, und Niemand wird ihm das verdenken. Wer aber länger in einer Stadt verweilen, in den bessern Circeln Zutritt haben, oder gar ein Geschäft zu Stande bringen will, dem rathe ich, in der Auswahl seines Umgangs auch die öffentliche Meinung zu ehren.

Es gibt fast in jeder Stadt eine Partei solcher Unzufriedener, die entweder mit der Regierung, oder nur mit der Gesellschaft im Kriege begriffen sind. Zu diesen geselle Dich



also nicht! Wähle nicht unter ihnen Deinen Umgang! Diese Schwarzblütigen und Mißmuthigen glauben sich nicht geehrt genug, oder sind unruhige Köpfe, Lästermäuler, Menschen voll unvernünftiger Forderungen, ränkevolle oder unsittliche Leute. Da sie nun, einer dieser Ursachen wegen, von ihren Mitbürgern geflohen werden, so suchen sie unter sich eine Art von Verbrüderung zu errichten, in welche sie, wenn sie können, verständige und wackere Männer zu ihrer Verstärkung durch allerlei Künste hineinziehen. Laß Dich weder darauf, noch überhaupt auf das ein, was Partei und Faction genannt werden kann, wenn Du mit Annehmlichkeit und Sicherheit leben willst!

56.

Briefwechsel ist schriftlicher Umgang. Fast Alles, was vom persönlichen Umgange mit Menschen gilt, leidet Anwendung auf den Briefwechsel. Als Bildungs-, Erheiterungs- und Belebungs mittel ist der Briefwechsel überaus wirksam, und oft ist es nur dadurch möglich, mit seinen Freunden in Verbindung zu bleiben, sich in einer gewissen Thätigkeit zu erhalten, und der Einseitigkeit und Eintönigkeit zu entgehen. Aber auch hier ist Mäßigung und Beschränkung die Bedingung der Wirksamkeit. Dehne also Deinen Briefwechsel, so wie Deinen Umgang, nicht über die Gebühr aus! Ein gar zu ausgebehnter Briefwechsel ist zwecklos, fordert einen unverhältnißmäßigen Zeitaufwand, und wird zu kostbar. Sey eben so vorsichtig in der Wahl derer, mit denen Du einen vertrauten Briefwechsel anfangst, wie in der Wahl Deines täglichen Umgangs und

Deiner Lectüre! Nimm Dir auch vor, nie einen ganz leeren Brief zu schreiben, in welchem nicht wenigstens etwas Stünde, das dem, an welchen er gerichtet ist, Nutzen oder reine Freude gewähren könnte; denn ein leerer Brief ist eine Art von Verspottung dessen, an den man schreibt, oder wenigstens eine Täuschung, die nothwendig den, dem sie bereitet wird, kränken oder unwillig machen muß. Vorsichtigkeit ist im Schreiben noch weit dringender, als im Reden, zu empfehlen; und eben so wichtig ist es, mit den Briefen, welche man erhält, behutsam umzugehen. Man sollte es kaum glauben, was für Verdruß, Zwist und Mißverständniß durch Versäumniß dieser Klugheitsregel entstehen können. Ein einziges, unvorsichtig hingeschriebenes, unauslöschliches Wort, ein einziges, aus Unachtsamkeit liegen gebliebenes Papier hat manches Menschen Ruhe, und oft auf immer den Frieden einer Familie zerstört. Brief=Klatschereien, voreilig schriftlich mitgetheilte, ungegründete oder entstellte Nachrichten können unendlichen Schaden stiften, den redlichen Mann bei Tausenden verdächtig machen, und seine Nachkommen in Verlegenheit bringen.

Ich kann daher nicht genug Vorsichtigkeit in Briefen und überhaupt im Schreiben empfehlen. Das mündliche Wort wird wieder vergessen; aber ein geschriebenes kann noch nach fünfzig Jahren, in den Händen unvorsichtiger oder eitler Erben, Unheil stiften.

Briefe, an deren richtiger und schneller Besorgung irgend etwas gelegen ist, muß man immer auf die gewöhnliche Weise mit der Post, oder durch eigene Boten abgehen lassen; nie aber, etwa zur Ersparung des Porto, sie Reisenden mitgeben oder sonst durch Gelegenheit und in fremden Umschlägen fortschicken. Man kann sich gar zu wenig auf

die Pünktlichkeit der Menschen verlassen, und einige ersparte Groschen wiegen den Verdruß nicht auf, den ein zu spät abgegebener oder verloren gegangener Brief erregt.

Lies Deine Briefe, wenn Du es ändern kannst, nicht in Anderer Gegenwart, sondern wenn Du allein bist; sowohl, weil es die Höflichkeit also befehlt, als aus Vorsicht, um durch Deine Mienen den Inhalt nicht zu verrathen.

57.

Glaube immer, und Du wirst Dich bei diesem Glauben sehr wohl befinden, daß die mehrsten Menschen nicht halb so gut sind, als ihre Freunde sie schildern, und nicht halb so böse, als ihre Feinde sie ausschreien!

Beurtheile die Menschen nicht nach dem, was sie reden, sondern nach dem, was sie thun! Die meisten sind weder so gut, noch so böse, als sie nach ihren Reden zu sehn scheinen, und Du mußt sie in allerlei Lagen beobachten, wenn Du ihren wahren Gehalt erforschen willst. Aber wähle zu Deinen Beobachtungen solche Augenblicke, in welchen sie von Dir unbemerkt zu seyn glauben. Richte Deine Aufmerksamkeit auf die kleinen Züge, nicht auf die Haupthandlungen, wozu Jeder sich in seinen Staatsrock steckt. Gib Acht auf die Laune, die ein Gesunder beim Erwachen vom Schlafe, und auf die Stimmung, die er hat, wenn er des Morgens, wo Leib und Seele im Nachtkleide erscheinen, aus dem Schlafe geweckt wird; — auf das, was er vorzüglich gern ißt und trinkt: ob sehr nahrhafte, einfache, oder sehr feine, gewürzte, zusammengesetzte Speisen; auf seinen Gang und

Anstand; ob er lieber allein seinen Weg geht, oder sich immer an eines Andern Arm hängt; ob er in einer geraden Linie fortschreiten kann, oder seines Nebengängers Weg durchkreuzt, oft an Andere stößt und ihnen auf die Füße tritt; ob er durchaus keinen Schritt allein thun, sondern stets Gesellschaft haben, immer sich an Andere anschließen, auch um die geringsten Kleinigkeiten erst Rath fragt und sich erkundigt, wie es sein Nachbar, sein College macht; ob er offene Thüren, offene Fenster, helles Licht, lautes und deutliches Reden liebt, oder nicht; ob er gern Andern in die Rede fällt, Niemand zu Worte kommen läßt; ob er heimlich thut, die Leute auf die Seite ruft, um ihnen gemeine Dinge in das Ohr zu sagen; ob er gern in Allem entscheidet, und so ferner. Auch die Handschriften der Leute tragen mehrentheils den Stempel ihres Charakters. Alle Kinder, mit deren Erziehung ich beschäftigt gewesen bin, haben nach meiner Hand das Schreiben gelernt; allein, so wie sich nach und nach ihre Gemüthsarten entwickelten, brachte jedes von ihnen seine eigenen Züge hinein. Beim ersten Anblicke schienen sie Alle einerlei Hand zu schreiben; wer aber genauer Acht gab, und sie kannte, fand in der Manier des Einen Trägheit, bei Andern Kleinlichkeit, oder Unbestimmtheit, Flüchtigkeit, Festigkeit, Verschrobenheit, Ordnungsgeist, oder irgend eine andere Eigenthümlichkeit. — Setze Dir alle diese Wahrnehmungen zu einem Charakterbilde zusammen, aber hüte Dich, nach einzelnen Zügen den ganzen Charakter zu beurtheilen, eingedenk, daß der Schein trügt, und daß einzelne Erscheinungen ein unsicherer Maßstab sind.

Sey nicht zu parteiisch für Menschen, die Dir freundlicher begegnen, als Andere, und schließe nicht zu schnell daraus, daß sie Dir mit besonderer Theilnahme ergehen sind.

Untersuche zuvor, ob sie vielleicht gerade in dem Falle sind, Dich auf irgend eine Art zu ihrem Vortheil brauchen zu können, oder ob Du ihnen etwa mit besonderer Gefälligkeit entgegen gekommen bist, oder ihnen etwas Schmeichelhaftes gesagt hast.

Baue nicht eher fest auf treue, immer sich bewährende Liebe und Freundschaft, als bis Du solche Proben gesehen hast, die Aufopferung kosten! Die meisten Menschen, die uns so herzlich ergeben scheinen, treten zurück, sobald es darauf ankommt, ihren Lieblings-Neigungen zu unserem Vortheile zu entsagen. Darauf ist also Rücksicht zu nehmen, wenn man wissen will, was ein Mensch uns werth ist. Es ist keine Kunst, Alles zu leisten, was man nur wünschen mag, das Einzige ausgenommen, was Ueberwindung kostet.

58.

Alle diese Bemerkungen, die mit einer gesunden Beurtheilung zu gebrauchen sind, können den geselligen Umgang erleichtern und fördern, und gegen seine Gefahren schützen. Es kann Gründe geben, welche berechtigen, von diesen Bemerkungen und Regeln keinen Gebrauch zu machen, und sich den Eingebungen des Gefühls und der Laune zu überlassen, und es muß einem Jeden erlaubt seyn, hier seinen eigenen Weg zu gehen, auch wohl einen Versuch zu machen, ob er nicht gegen den Strom schwimmen kann, und mit seiner natürlichen, einfachen und arglosen Weise durchkomme. Wer weder die Gunst der Großen sucht, noch allgemeines Lob, noch glänzenden Ruhm, noch Beifall verlangt, wer, seiner politischen und ökonomischen Lage oder anderer Rücksichten we-

gen, nicht Ursache hat, den Kreis seiner Bekanntschaft zu erweitern, wer Alters oder Schwächlichkeit halber den Umgang flieht, der bedarf keiner Regeln des Umgangs. Lasset uns daher so billig seyn, von Niemand zu fordern, daß er sich streng nach unsern Anweisungen richte, sondern lasset Jedermann seinen Gang gehen; denn da eines Jeden Glückseligkeit in seinen Begriffen von Glückseligkeit beruht, so ist es grausam, irgend Einen zwingen zu wollen, wider seine Ueberzeugung auf eine ihm nicht zusagende Weise glücklich zu seyn. Es ist oft lustig anzusehen, wie ein Hause leerer Köpfe sich über einen sehr verständigen Mann aufhält, der keinen Beruf fühlt, oder nicht aufgelegt ist, den Ton ihrer Gesellschaft anzunehmen, sondern, mit einer abgesonderten Existenz sehr wohl zufrieden, seine theure Zeit nicht jedem Narren preisgeben will. Wer sich nicht zum Sklaven der Gesellschaft machen will, wird freilich die müßigen Leute, die nichts Besseres zu thun wissen, als aus dem Bette vor den Spiegel, von da an Tafel, von da an den Spieltisch, von da wieder an Tafel, und von da endlich in das Bett zu wandern, nicht zu Freunden haben, denn diese nehmen es sehr übel, wenn man nicht wie sie leben, der Geselligkeit nicht höhere Pflichten aufopfern will — das ist eine Unart, die ihnen unverzeihlich scheint. Es heißt nicht, sich absondern, wenn man zu Hause bleibt, um zu thun, was man thun soll, und wovon man Rechenschaft geben muß; aber die große Welt erklärt den für einen Sonderling, der nicht Alles mitmacht und die Zeit für ein Gut hält, mit der Kraft haushalten, und nicht mit Kurierpferden durch's Leben eilen will.

Ueber den Umgang mit sich selbst.

1.

Menschenkenntniß, als die Hauptsache bei dem Umgange mit Menschen, wird am sichersten auf dem Wege der Selbstkenntniß gefunden, und diejenigen, welche mit ihrem Herzen im vertrauten Umgange leben, und die Einwirkungen des Umgangs mit Menschen auf ihr Herz sorgsam beobachten, werden aus dem geselligen Umgange eben so viel Freude als Gewinn schöpfen. Darum darf in einer Schrift über den Umgang mit Menschen eine Betrachtung über den Umgang mit sich selbst nicht fehlen. Bei diesem fassen wir unsere menschliche Bestimmung in's Auge, und machen sie zum Maßstab, den wir an Alles legen, was uns die Welt anbietet, was sie fordert, erwartet, verspricht, rühmt und tadeln, liebt und verachtet, verehrt und geringschätzt. Darum ist der Umgang mit uns selbst gewiß weder der unnützte, noch uninteressanteste, und unverzeihlich ist es, sich immer unter andern Menschen umher zu treiben, über den

Umgang mit Menschen seine eigne Gesellschaft zu vernachlässigen, gleichsam vor sich selbst zu fliehen, sein eigenes Ich nicht zu erforschen und zu veredeln, indem man sich unaufhörlich in fremde Angelegenheiten mischt. Wer täglich herumläuft, und sich von Neuigkeiten nährt, wird fremd in seinem eigenen Hause; wer immer in Zerstreuungen lebt, wird fremd in seinem eigenen Herzen, muß im Gedränge müßiger Leute seine klägliche Langeweile zu tödten trachten, verliert endlich alle Zuversicht zu sich selbst, und verzagt, wenn er einmal Zerstreuungen entbehren, und eine Zeit lang mit sich selbst allein seyn muß. Wer nur solche Cirkel sucht, in welchen seine Eitelkeit reichliche Nahrung findet, verliert endlich so sehr den Sinn für Wahrheit, daß er selbst die lautesten Erinnerungen seines Gewissens überhört, oder sich vorsätzlich dagegen betäubt, indem er sich allen Zerstreuungen des Lebens hingibt. Aber auch alle gesellige Tugend geht dabei verloren, weil die Theilnahme, welche die Kraft der Geselligkeit, und die Heiterkeit, welche ihre Würze, und der Drang, sich mitzutheilen, welcher ihre Quelle ist, in solchen Herzen nicht zu finden sind, die an irgend einer Ausartung leiden, und vor der Selbstbeschauung zurückschrecken.

2.

Hüte Dich also, Deinen nächsten und ersten Freund, Dein eigenes Herz, so zu vernachlässigen, daß Du es öde und leer findest, wenn Du aus seiner Tiefe Trost und Erquickung zu schöpfen gedachtest. Ach! es kommen Augenblicke, in denen Du Dich selbst nicht verlassen darfst, wenn Dich auch Jedermann verläßt; in welchen der Umgang mit Dei-

nem Ich der einzige tröstliche ist. — Was wird aber in solchen Augenblicken aus Dir werden, wenn Du mit Deinem eigenen Herzen nicht in Frieden lebst, und auch von dieser Seite aller Trost, alle Hülfe Dir versagt wird? Und nicht bloß in dieser Hinsicht läufst Du Gefahr, wenn Du ein Fremdling in Deinem eigenen Herzen geworden bist, sondern auch noch in einer andern; Du bringst es nämlich nie zu einer gründlichen Menschenkenntniß, lernst nie die Menschen behandeln, und ihre Schwachheiten ertragen, wenn Du Dich selbst nicht kennst, und nicht Dein eignes Herz zu behandeln weißt. Selbsterkenntniß macht bescheiden, duldsam, nachsichtsvoll und wohlwollend.

3.

Willst Du aber im Umgange mit Dir Trost, Glück und Ruhe finden, so mußt Du eben so vorsichtig, redlich, zart und gerecht mit Dir selber umgehen, wie mit Andern, also, daß Du Dich weder durch Mißhandlung erbitterst und niederdrückst, noch durch Vernachlässigung zurücksetzt, noch durch Schmeichelei verderbest.

4.

Sorge für die Gesundheit Deines Leibes und Deiner Seele, aber verzärtle Beides nicht! Wer auf seinen Körper losstürmt, der verschwendet ein Gut, welches oft allein hinreicht, ihn über Menschen und Schicksal zu erheben, und ohne

welches alle Schätze der Erde eitle Bettelwaare sind. Wer aber jedes Lüftchen fürchtet, und jede Anstrengung und Uebung seiner Glieder scheuet, der lebt ein ängstliches, nervenloses Mustern=Leben, und versucht es vergeblich, die verrosteten Federn in Gang zu bringen, wenn er in den Fall kommt, seiner natürlichen Kräfte zu bedürfen. Wer sein Gemüth ohne Unterlaß dem Sturme der Leidenschaften Preis gibt, oder die Segel seines Geistes unaufhörlich spannt, der läuft auf den Strand, oder muß mit durchlöchertem Fahrzeuge nach Hause laviren, wenn gerade die beste Jahreszeit zu neuen Entdeckungen eintritt. Wer aber die Kräfte seines Verstandes und Gedächtnisses immer schlummern läßt, oder vor jedem Kleinen Kampfe, vor jeder Art von Anstrengung zurückbebt, der hat nicht nur wenig wahren Genuß, sondern ist auch ohne Rettung verloren, da, wo es auf Kraft, Muth und Entschlossenheit ankommt.

Bekämpfe Dich selbst, und laß Dich nicht von Leidenschaften beherrschen und überwältigen. Hüte Dich vor eingebildeten Leiden des Leibes und der Seele! Sie machen Dich für die Gesellschaft ungenießbar, und für Dich selbst unzugänglich, denn mit einer solchen zerrütteten Einbildungskraft wird man sich selber ein unergründliches und grauenvolles Geheimniß, wird man ein Menschenfeind, oder wenigstens ein menschen scheuer Einstebler. Darum Sorge für Heiterkeit Deines Gemüths, wenn Du anders ein Menschenleben führen, und das, was die Welt Dir bietet, genießen willst. Du sorgst aber dafür, wenn Du in Deinem Herzen Genügsamkeit, Wohlwollen und Vertrauen als Lieblingskinder hegst und pflegst. Laß Dich nicht gleich niederbeugen von jedem widrigen Vorfalle, von jeder körperlichen Unbehaglichkeit! Fasse Muth! Sey getrost! Alles in der

Welt geht vorüber; Alles läßt sich überwinden durch Standhaftigkeit; Alles läßt sich vergessen und verschmerzen, wenn man seine Aufmerksamkeit auf einen andern Gegenstand heftet. Dazu soll Dir die Gesellschaft die Hand bieten; sie soll Deine schmerzlichen Gefühle lindern, Deinen Gedanken eine Richtung geben, welche Deinem Herzen wohlthue; aber diesen Dienst kann sie Dir nur leisten, wenn Du sie aufsuchst; sie sucht Dich nicht auf, denn sie weiß nicht, daß Du ihrer bedarfst. So mußt Du denn vor Allem mit Dir selbst umzugehen wissen, ehe Dir die Wohlthat des Umgangs mit Andern zu Theil werden kann, mußt die Kraft haben, Dich in so weit zu ermannen, daß Du den Muth hast, mit einem verwundeten Herzen unter die Menschen zu treten, ohne Deinen Schmerz sichtbar werden zu lassen, bereit, Dich den angenehmen Eindrücken hinzugeben, welche Dir entgegenkommen.

5.

Ehre Dich selbst, wenn Du willst, daß Andere Dich ehren sollen! Thue nichts im Verborgenen, dessen Du Dich schämen müßtest, wenn es ein Fremder sähe! Handle, weniger Andern zu gefallen, als um Deine eigene Achtung nicht zu verschmerzen, gut und anständig! Selbst in Deinem Aeußern, in Deiner Kleidung halte Dir keine Nachlässigkeit zu gute, wenn Du allein bist! Gehe nicht schmutzig, nicht zerlumpt, nicht unanständig, nicht krumm, noch in unsittlichen Stellungen und Haltungen einher, wenn Dich Niemand beobachtet! Mißkenne Deinen eignen Werth nicht! Verliere nie die Zuversicht zu Dir selbst, laß das Bewußtseyn Deiner

Menschenwürde, das Gefühl, wenn nicht eben so weise und geschickt, als manche Andre zu seyn, doch weder an Eifer, es zu werden, noch an Redlichkeit des Herzens, irgend Jemand nachzustehen, nie in Deinem Herzen ersterben. Begleitet es Dich in die Gesellschaft, so wirst Du nie aus Schüchternheit und Angstlichkeit den Beitrag schuldig bleiben, den Du zur Unterhaltung liefern sollst.

6.

Verzage nicht an Dir selbst, und werde nicht missthumig, wenn Du nicht die moralische oder intellektuelle Höhe erreichen kannst, auf welcher ein Anderer steht; und sey nicht so unbillig, andere gute Seiten an Dir zu übersehen, die Du vielleicht vor Jenen voraus haben magst! — Und wäre das auch nicht der Fall: müssen wir denn Alle ausgezeichnet seyn, um uns glücklich zu fühlen?

Willst Du im Umgange Lebensgenuß und Freunde finden, so laß Dich nicht von der Begierde blenden, den Ton anzugeben, und in der Gesellschaft zu glänzen. Mit dieser Begierde wirst Du überall Anstoß und Aergerniß geben und finden, und jene Auszeichnung theuer erkaufen; denn wer sich selbst erhöhet, den erniedrigt die Gesellschaft; sie wird hart und ungerecht gegen ihn, und zwingt ihn endlich, sie ganz aufzugeben. Ich begreife es wohl; das Verlangen, ein ausgezeichnete Mann zu seyn, ist bei dem Gefühle von Kraft und sittlichem Werthe schwer abzulegen. Wenn man unter Alltagsmenschen lebt, und sieht, wie wenig diese er-

kennen und schätzen, was Gutes in uns ist, wie wenig mit ihnen auszurichten ist, und wie vornehm gewisse Emporkömmlinge, die dem Glück Alles, und der eignen Anstrengung Nichts verdanken, aus ihrer Herrlichkeit herunterblicken — ja! es ist hart! — Du versuchst es in allen Fächern: Im Staate geht es nicht; Du willst ein ausgezeichnetes, oder doch ein gutes Haus machen; aber es fehlt Dir an Gelde, an dem Beistande Deines Weibes; Deine Laune wird von häuslichen Sorgen niedergedrückt; Du empfindest tief und schmerzlich, daß in dem Schlenbrian des Geschäfts, dem Du Dich hingeben mußt, alles Höhere und Edlere, alle Empfänglichkeit für das Schöne und Große in Dir zu Grunde geht; Du kannst Dich durchaus nicht entschließen, ein Mitglied des großen Haufens zu werden, und Dich auf der Heerstraße in schlechter Gesellschaft herumzutreiben. — Das Alles fühle ich mit Dir; allein verliere doch darum nicht den Muth, den Glauben an Dich selbst und an die Würde und den Adel der Menschennatur; verzweifle darum nicht, Menschen auf Deinem Lebenswege zu finden, die Dich wieder mit der Welt ausöhnen. Und solltest Du sie nicht finden, könntest Du nicht eine Höhe erringen, auf welcher Du Dir selbst genug bist, und nur des Umgangs mit den Weisen des Alterthums und der Geschichte zu Deiner Erhebung und Erheiterung bedarfst? Du stichst auf dieser Höhe, wenn Du durch Reinheit, Güte und Kraft der Gesinnung ein lebendiges und doch bescheidenes Bewußtseyn Deines Werthes und Deiner Würde gewonnen, und durch sorgsame Bildung Deines Geistes Dir eine unerschöpfliche Quelle des Genusses eröffnet hast.

7.

Beobachte Dich selbst, und pflege Dein besseres Selbst, sey gleichsam Dir selber ein angenehmer Gesellschafter! Strebe dahin, daß Dein Bewußtseyn, Dein Gefühl, Deine Bildung, Dein sittliches Wesen Dir selbst eine Quelle der Freude, und der Stoff zu heitern Gedanken und Hoffnungen sey, und darum sey nie ganz müßig, aber auch niemals ein Vielgeschäftiger, der nicht zur Ruhe kommen kann. Hüte Dich eben so sehr vor der einschläfernden Einförmigkeit, als vor der verzehrenden Rastlosigkeit des Lebens. Suche Abwechslung und Mannichfaltigkeit in Dein Leben zu bringen, besonders durch Theilnahme und Humanität. Du hörst auf, menschlich zu leben, wenn Du die Richtung zum Egoismus, oder zur Weichlichkeit und Genußliebe, oder zur Sinnlichkeit genommen hast. Lerne Dich selbst nicht zu sehr auswendig, sondern sammle aus Büchern und Menschen neue Ideen. Man glaubt es gar nicht, welch ein eintöniges Wesen man wird, wenn man sich immer in dem Cirkel seiner eigenen Lieblings-Begriffe herumdreht, und wie man dann Alles wegwirft, was nicht unser Siegel an der Stirne trägt.

Der langweiligste Gesellschafter für sich selbst ist man ohne Zweifel dann, wenn man mit seinem Herzen, mit seinem Gewissen in nachtheiliger Abrechnung steht. Wer sich davon überzeugen will, der gebe Acht auf die Verschiedenheit seiner Laune. Wie verdrießlich, wie zerstreut, wie sehr sich selbst zur Last ist man nach einer Reihe zwecklos, vielleicht gar in strafbarem Genuße hingebachter Stunden; und

wie heiter, wie froh in der Unterhaltung mit sich selbst am Abend eines der Pflicht geweihten Tages!

8.

Es ist aber nicht genug, daß Du Dir selbst durch Heiterkeit und Gleichmuth, Thätigkeit und Betriebsamkeit ein lieber, angenehmer und unterhaltender Gesellschafter seiest, Du sollst Dich auch, fern von aller Schmeichelei, als Deinen eigenen, treuesten und aufrichtigsten Freund zeigen; und wenn Du eben so viel Gefälligkeit gegen Deine Person, als gegen Fremde haben willst, so ist es auch Pflicht, eben so streng gegen Dich, wie gegen Andere zu seyn. Gewöhnlich erlaubt man sich Alles, verzeiht sich Alles, und Andern nichts; gibt bei eignen Fehlritten, wenn man sie auch dafür anerkennt, dem Schicksale oder unwiderstehlichen Trieben die Schuld, ist aber weniger duldbend gegen die Verirrung seiner Brüder. —

Ueber den Umgang mit Menschen von verschiedenen Gemüthsarten, Temperamen- ten und Stimmungen des Geistes und Herzens.

I.

Man pflegt gewöhnlich vier Hauptarten von Temperamenten anzunehmen, und zu behaupten, ein Mensch sey entweder cholertisch, phlegmatisch, sanguinisch, oder melancholisch. Obgleich nun wohl schwerlich je eine dieser Gemüthsarten so ausschließlich in uns wohnt, daß dieselbe nicht durch einen kleinen Zusatz von einer andern modificirt würde, da dann aus dieser unendlichen Mischung der Temperamente jene feinen Nüancen und die herrlichsten Mannichfaltigkeiten entstehen, so ist doch mehrentheils in dem Segelwerke jedes Erdensohns einer von jenen vier Hauptwinden vorzüglich wirksam, um seinem Schiffe auf dem Oceane dieses Lebens die Richtung zu geben. Soll ich mein Glaubensbekenntniß über die vier Haupt-Temperamente ablegen, so muß ich aus Ueberzeugung Folgendes sagen:

Bloß cholerische Leute flieht vernünftiger Weise Jeder, dem seine Ruhe lieb ist. Ihr Feuer brennt unaufhörlich, zündet und verzehret, ohne zu wärmen.

Bloß Sanguinische sind unzuverlässige Weichlinge, ohne Kraft und Festigkeit.

Bloß Melancholische sind sich selber, und bloß Phlegmatische Andern eine unerträgliche Last.

Cholerisch=sanguinische Leute sind die, welche in der Welt sich am meisten bemerklich machen und gefürchtet werden, welche Epoche machen, am kräftigsten wirken, herrschen, zerstören und bauen; cholerisch=sanguinisch ist also der wahre Herrscher= (der Despoten=) Charakter; aber nur noch ein Grad von melancholischem Zusatz, — und der fürchtbarste Tyrann ist gebildet.

Sanguinisch=phlegmatische leben wohl am glücklichsten, am ruhigsten und ungestörtesten, genießen mit Lust, mißbrauchen nicht ihre Kräfte, kränken Niemand, vollbringen aber auch nichts Großes; allein diese Gemüthsart erzeugt keinen achtungswürdigen Charakter, sondern führt gewöhnlich zu einer thierischen, auf die Befriedigung einer groben Sinnlichkeit gerichteten Lebensweise.

Cholerisch=melancholische richten viel Unheil an, wenn sie Gewalt in Händen haben; Blutdurst, Rache, Verwüstung, grausame Behandlung Unschuldiger sind nicht selten die Folgen dieser Gemüthsart, welche leicht zum Selbstmord führt.

Melancholisch=sanguinische zünden sich mehrentheils an beiden Enden zugleich an, und reiben sich selber an Leib und Seele auf.

Cholerisch=phlegmatische Menschen trifft man selten an; es scheint ein Widerspruch in dieser Zusammensetzung zu liegen; und dennoch gibt es deren, bei welchen diese beiden Extreme wie Ebbe und Fluth abwechseln, und solche Leute taugen durchaus zu keinen Geschäften, zu welchen gesunde Vernunft und Gleichmüthigkeit erfordert werden. Sie sind nur mit äußerster Mühe in Bewegung zu setzen, und hat man sie endlich in die Höhe gebracht, dann toben sie wie wilde Thiere umher, fallen mit der Thür in's Haus, und verderben Alles durch ihren rasenden Ungeßüm.

Melancholisch=phlegmatische Leute aber sind wohl unter allen die unerträglichsten, und mit ihnen zu leben, ist für jeden vernünftigen und guten Menschen die Hölle auf Erden.

Glücklicherweise sind die Mischungen und Verschmelzungen der Temperamente sehr häufig, und daraus entstehen dann Charaktere, wie sie das Leben braucht. Wo man aber eins dieser Temperamente entschieden die Oberhand nehmen sieht, da findet man auch in seinem Gefolge gewisse, diesem Temperamente besonders eigne Tugenden und Laster. So sind z. B. sanguinische Leute mehrentheils eitel, aber wohlwollend, theilnehmend, ergreifen Alles mit einer großen Lebhaftigkeit und selbst mit Leidenschaft; cholerische pflegen ehrgeizig zu seyn; melancholische sind mißtrauisch, und nicht selten geizig; und phlegmatische beharren eigensinnig auf vorgefaßten Meinungen, um sich die Mühe des Nachdenkens zu ersparen. — Man muß die Gemüthsarten der Menschen studiren, in so fern man im Umgange mit ihnen auf sie wirken will. Ich kann hier nur einzelne Fingerzeige geben, wenn ich mein Buch nicht zur Ungebühr ausdehnen will.

2.

Herrschsüchtige Menschen sind schwer zu behandeln, und passen nicht zum freundschaftlichen und geselligen Umgange. Sie wollen überall durchaus die erste Rolle spielen; Alles soll nach ihrem Kopfe gehen. Was sie nicht eronnen, angeordnet, bestimmt und gewollt haben, das verachten sie nicht nur, nein! sie hindern, hintertreiben, zerstören es, wenn sie können, selbst gegen ihre bessere Ueberzeugung. Wo sie hingegen an der Spitze stehen, oder wo man sie wenigstens glauben macht, daß Alles nach ihrem Sinne gehe, und ihr Werk sey, da arbeiten sie mit unermüdetem Eifer, und räumen mit rastloser Anstrengung Alles aus dem Wege, was ihrem Zwecke hinderlich ist. Zwei herrschsüchtige Leute neben einander taugen zu gar nichts in der Welt, und zertrümmern Alles um sich her, aus leidenschaftlicher Selbstsucht. Hieraus ist leicht abzunehmen, wie man sich gegen solche Leute zu betragen habe, wenn man mit ihnen leben muß; man geht ihnen möglichst aus dem Wege, oder tritt ihnen mit männlicher Kraft und entschiedener Festigkeit entgegen, und zeigt ihnen einen entschlossenen Widerstand.

3.

Ehrgeizige Menschen müssen ungefähr auf eben diese Art behandelt werden. Der Herrschsüchtige ist zugleich auch ehrgeizig, aber umgekehrt der Ehrgeizige nicht immer herrschsüchtig, sondern begnügt sich auch wohl mit einer Neben-

rolle, in so fern er darin nur mit einigem Glanze zu erscheinen hoffen darf; ja, es können Fälle kommen, wo er selbst in der Erniedrigung Ehre sucht; doch verzeiht er nichts weniger, als wenn man ihn an dieser schwachen Seite kränkt.

4.

Der Eitle will geschmeichelt sehn; Lob reizt ihn unaussprechlich; und wenn man ihm Aufmerksamkeit, Zuneigung, Bewunderung widmet, so braucht nicht eben große Ehrenbezeigung und Auszeichnung damit verbunden zu sehn. Da nun jeder Mensch mehr oder weniger von der Begierde, zu gefallen, sich geltend zu machen und vortheilhafte Eindrücke zu erwecken, in Bewegung gesetzt wird: so fordert es die Klugheit, dieser Eitelkeit zu schmeicheln, wenn man Menschen, die nur solchen Antrieben folgen, für einen Zweck gewinnen will; doch darf hierbei Redlichkeit und Treue nicht verletzt, und ein unsittlicher Zweck nicht durch solche Mittel erreicht werden. Aber, wo es gilt, eitle Menschen für einen gemeinnützigen Zweck in Thätigkeit zu setzen, da möge man ein Wörtchen, das ihrer Eitelkeit wohlthut, fallen lassen, oder ihnen erlauben, daß sie sich selbst bei Gelegenheit ein wenig loben. Das schändlichste Handwerk aber treiben die niedrigen Schmeichler, die durch unaufhörliches Weihrauch-Streuen eitlen Leuten den Kopf so betäuben, daß diese zuletzt nichts anders mehr hören mögen, als Lob; daß ihre Ohren für die Stimme der Wahrheit verschlossen sind, und daß sie jeden guten, geraden Mann fliehen und zurücksetzen, der sich nicht so weit erniedrigen kann, oder es für eine Art von Unbescheidenheit und Grobheit hält, ihnen dergleichen Süßigkeiten in's Gesicht zu werfen. Gelehrte und Damen pflegen am

meisten in diesem Falle zu seyn, und ich habe deren einige gekannt, mit denen ein schlichter Biedermann deswegen fast gar nicht umgehen konnte. Wie die Kinder dem Fremden nach den Taschen schießen, um zu erfahren, ob man ihnen keine Zuckerplätzchen mitgebracht hat, so horchen Jene auf jedes Wort, das du sprichst, um zu vernehmen, ob es nicht etwas Verbindliches für sie enthält, und werden mürrischer Laune, sobald sie sich in ihrer Hoffnung betrogen finden. Der höchste Grad dieser Eitelkeit führt zu einem Egoismus, der zu aller gesellschaftlichen und freundschaftlichen Verbindung untüchtig macht, und dem Eiteln eben so sehr zur Qual, wie dem zum Ekel wird, der mit ihm leben muß.

Wie jede Herablassung verwerflich ist, die den Eiteln durch Schmeicheleien Vorschub und Nahrung für ihre Eitelkeit gibt, so auch jene schonungslose Demüthigung der Eiteln, die sich manche Eiferer erlauben. Vergeblich ist der Versuch, den manche Gutmüthige machen, die Eiteln an bessere Nahrung zu gewöhnen; am besten ist es, ihrem Selbstlob ein ernstes Schweigen entgegen zu setzen, und diese Schwachen, die verzogenen Kindern gleichen, ihrem Schicksale zu überlassen.

Eitle Leute pflegen gern Andern zu schmeicheln, um dagegen desto größere Schmeicheleien als Vergeltung einzustreichen, und sich daran zu ergötzen.

5.

Die Herrschsüchtigen, Ehrgeizigen und Eiteln sind nahe Verwandte der Hochmüthigen, und diese haben nur eine starre Kälte vor jenen voraus. Anders ist es mit dem edlen Stolze oder dem Bewußtseyn erhabener Gesinnungen

und Eigenschaften, welches man als die Unfähigkeit bezeichnen möchte, niederträchtig zu handeln. Dieser Stolz führt zu großen, edlen Thaten; er ist die Stütze des Rechten, wenn er von Jedermann verlassen ist; er erhebt über Schicksal und schlechte Menschen, und erzwingt selbst von dem mächtigen Bösewichte den Tribut der Bewunderung, den er wider Willen dem unterdrückten Weisen zollen muß. Hochmuth hingegen brüstet sich mit Vorzügen, die er nicht hat; bildet sich auf Dinge etwas ein, die gar keinen Werth haben. Hochmuth ist es, der einen Pinsel, welcher sechzehn Ahnen zählt, zu einem Aufgeblasenen macht und zu der Thorheit verleitet, sich die Verdienste seiner Vorfahren — die oft nicht einmal seine ächten Vorfahren sind, und oft nicht einmal Verdienst gehabt haben, — anzurechnen, als wenn Tugenden zu dem Inventario eines alten Schlosses gehörten! Hochmuth ist es, der den reichen Bürger so grob, so steif, so ungesellig macht. Und wahrlich! dieser pöbelhafte Hochmuth ist, da er mehrentheils von Mangel an Lebensart und ungeschickten Manieren begleitet wird, wo möglich, noch empörender, als der des Adels. Hochmuth ist es, der den Künstler mit einer so hohen Vorstellung von seinen Talenten erfüllt, daß er selbst an seine Unvergleichlichkeit festiglich glaubt, sollte sie auch von Niemand anerkannt werden, und sich in seiner Meinung von sich selbst über alle Erdenjöhne hinaussetzt. Er wird, wenn Niemand ihn bewundert, eher auf die Geschmacklosigkeit der ganzen Welt schimpfen, als auf den natürlichen Gedanken gerathen, daß er seine Kunst wohl möchte zu hoch angeschlagen haben.

Wenn dieser Hochmuth nun gar in einem armen, verachteten Subjecte wohnt, so wird er ein Gegenstand des Mitleidens, und pflegt eben nicht viel Unheil anzurichten. Er ist fast immer mit Dummheit gepaart, also durch keine

vernünftigen Gründe zu bessern, und keiner Nachsicht oder bescheidenen Behandlung werth. Hier hilft nichts, als Uebermuth gegen Uebermuth zu setzen, oder den Schein anzunehmen, als bemerke man sein hochmüthiges Betragen gar nicht; oder Leute, die sich aufblasen, gar keiner Aufmerksamkeit zu würdigen, sie anzublicken, wie man auf einen leeren Platz hinblickt, selbst wenn man ihrer bedarf; denn je mehr man nachgibt, desto mehr fordern, desto übermüthiger werden sie. Bezahlt man sie aber mit gleicher Münze, so weiß ihre Dummheit nicht, was sie aus dieser Erfahrung machen soll, fühlt sich aber doch gebemüthigt, und spannt gewöhnlich andere Saiten auf.

6.

Mit sehr empfindlichen, leicht gereizten Gemüthern vorsichtig umzugehen, ist eine schwere Aufgabe; man muß untersuchen, ob ihre Reizbarkeit mehr krankhafter, oder sittlicher, oder religiöser Natur ist, und sie hiernach behandeln und nehmen. Wer, von Eitelkeit bethört, immer mit großen Ansprüchen unter die Menschen tritt, und leicht durch ein kleines unschuldiges Wörtchen, oder durch eine zweideutige Miene, oder durch einen Mangel an Aufmerksamkeit gekränkt und vor den Kopf gestoßen wird, oder sich beleidigt glaubt, weil sein Herz zu zärtlich fühlt, weil er von Andern eben so viel verlangt, als er ihnen selbst gibt; wer durch bittere Erfahrungen und ungerechte Behandlung reizbar geworden ist — diese ausgearteten und verweichlichten Naturen wollen mit einer angemessenen Vorsichtigkeit, oder auch mit Nachsicht und Schonung behandelt seyn; und trifft man mit ih-

nen zusammen, so muß man sein Betragen darnach einrichten, und jeden Anstoß sorgfältig und aus Achtung zu vermeiden suchen; doch nur ein bescheidenes, dankbares und gefühlvolles Herz vermag so viel über sich. Sind es redliche und verständige Menschen, so wird ihre Verstimmung nicht lange dauern; sie werden durch eine gerade, offene und freundliche Erklärung bald zu besänftigen seyn; sie werden zu denen, welche sie für wahre Freunde erkennen, ein unbegrenztes Vertrauen fassen, und endlich, wenn man immer zart und offen mit ihnen umgeht, von ihrer Schwachheit zurückkommen.

Von allen diesen Thoren und Schwächlingen sind in der That diejenigen am schwersten zu befriedigen, und der Gesellschaft am lästigsten, die sich jeden Augenblick vernachlässigt, zurückgesetzt, nicht genug geehrt glauben. Es ist ein großes Unglück, in diesen Fehler zu verfallen, denn man verkümmert und verbittert sich durch solch eine thörichte Reizbarkeit nicht nur jedes gesellschaftliche Vergnügen, sondern fällt auch Andern zur Last, macht sich verhaßt, oder wenigstens gefürchtet, und erreicht nicht, was man zu erreichen so ängstlich strebt.

7.

Eigensinnige Menschen sind viel schwerer zu behandeln, als sehr empfindliche; doch ist mit ihnen auszukommen, wenn sie nur nicht ganz unverständlich sind. Sie pflegen dann, in so fern man ihnen nur in dem ersten Augenblicke nachzugeben scheint, bald von selbst der Stimme der Vernunft Gehör zu geben, ihr Unrecht und die Feinheit unserer Be-

handlung zu fühlen, und wenigstens auf eine kurze Frist geschmeidiger zu werden. Ein Jammer aber ist es, Starrköpfigkeit in Gesellschaft von Dummheit anzutreffen und behandeln zu müssen. Da helfen weder Gründe, noch Schonung. Es ist da mehrentheils nichts weiter zu thun, als einen solchen steif sinnigen Pinsel blindlings handeln zu lassen, ihn aber so in seine eignen Ideen, Plane und Unternehmungen zu verwickeln, daß er, wenn er durch übereilte unkluge Schritte in Verlegenheit geräth, sich selbst nach unsrer Hülfe sehnen muß. Dann läßt man ihn eine Zeitlang zappeln, wodurch er nicht selten demüthig und folgsam wird, und das Bedürfniß, geleitet zu werden, fühlt. Hat aber ein schwacher, eigensinniger Kopf zufällig ein einzig Mal gegen uns Recht gehabt, oder uns über einem kleinen Fehler erwischt, dann thue man nur Verzicht darauf, ihn je wieder zu leiten! Er wird uns immer zu übersehen glauben und unsrer Einsicht und Rechtschaffenheit nie trauen; und das ist eine höchst verdrießliche Lage.

Bei diesen beiden Gattungen von Menschen aber helfen in dem ersten Augenblicke keine noch so nachdrücklichen Vorstellungen, indem sie dadurch nur noch mehr verhärtet werden. Hängen wir von ihnen ab, und sie geben uns Aufträge, wovon wir voraussehen, daß sie nachher von ihnen selbst werden gemißbilligt werden, so kann man nichts Klügeres thun, als ihnen ohne Widerrede Gehorsam zu versprechen, oder entweder die Befolgung so lange zu verschieben, bis sie sich indeß eines Bessern besinnen, oder in der Stille die Sache nach eignen Einsichten einzurichten, welches sie gewöhnlich in ruhigen Augenblicken zu billigen pflegen, besonders, wenn man sich den Schein zu geben weiß, als habe man ihren Befehl also verstanden, und es klüglich unterläßt,

sich seiner besseren Einsicht zu rühmen; eine Selbstverleugnung, die sich sogleich belohnt.

Nur in sehr wenigen dringenden, oder sonst höchst wichtigen Fällen kann es nützlich und nöthig seyn, Eigensinn durch Eigensinn zu bekämpfen, und schlechterdings nicht nachzugeben. Doch geht alle Wirkung dieses Mittels verloren, wenn man es zu oft und bei unbedeutenden Gelegenheiten, oder gar da anwendet, wo man Unrecht hat. Wer immer zankt, der hat die Vermuthung gegen sich, immer Unrecht zu haben; es ist also weise gehandelt, den Andern in diesen Fall zu setzen.

S.

Eine besondere Gemüthsart, die mehrentheils aus Eigensinn entspringt, doch auch wohl zuweilen bloß Sonderbarkeit, oder ungesellige Laune, oder nur üble Gewohnheit zur Quelle hat, ist die Zanksucht. Es gibt Menschen, die Alles besser wissen wollen, Allem widersprechen, was man vorbringt; oft gegen eigne Ueberzeugung widersprechen, um nur das Vergnügen zu haben, streiten zu können. Andere setzen eine Ehre darein, Paradoxen aufzustellen, um sich ein Ansehn von Tieffinn zu geben; Dinge zu behaupten, die kein Vernünftiger im Ernst also meinen kann, bloß, damit man mit ihnen darüber plaudern solle. Endlich noch Andere, die man am meisten zu vermeiden hat, suchen vorsätzlich Gelegenheit zu persönlichem Zanke, um eine Art von Triumph über furchtsame Leute zu gewinnen, über Leute, die wenigstens noch feiger sind, als sie; oder wenn sie mit dem De-

gen umzugehen wissen, ihren falschen und tollen Muth in einem thörichten Zweikampfe zu zeigen.

In dem Umgange mit allen diesen Leuten ist unüberwindliche Kaltblütigkeit, die sich durchaus nicht in Hitze bringen läßt, das unfehlbare Mittel, sie in Verlegenheit zu bringen und zum Nachgeben oder zu einem versteckten Rückzuge zu nöthigen. Mit denen von der ersten Gattung lasse man sich in gar keinen Streit ein, sondern breche gleich das Gespräch ab, sobald sie aus Muthwillen anfangen zu widersprechen. Dieß ist das einzige Mittel, ihrem Zankgeiste, wenigstens gegen uns, Schranken zu setzen und viel unnütze Worte zu sparen. Denen von der zweiten Gattung kann man je zuweilen die Freude machen, ihre Paradoxen ein wenig zu bekämpfen, oder besser, zu bespötteln. Die Letztern aber müssen viel ernsthafter behandelt werden. Kann man ihre Gesellschaft nicht vermeiden; kann man in derselben, durch ein entfernendes, kaltsinniges und zurückgezogenes Betragen ihrer Zudringlichkeit und ihren Grobheiten nicht ausweichen, so rathe ich, ein Mal für alle Mal ihnen so kräftig zu begegnen, daß ihnen die Lust vergehe, sich ein zweites Mal an uns zu reiben. Saget ihnen auf der Stelle in unzweideutigen, männlichen Ausdrücken Eure Meinung, und laffet Euch durch ihre Aufschneiderei nicht irre machen! Man wird mir zutrauen, daß ich über den Zweikampf so denke, wie jeder vernünftige Mann darüber denken muß, nämlich, daß er eine unmoralische, unvernünftige Handlung sey. Wer aber durch Dienstverhältnisse, besonders als Soldat, gezwungen ist, sich dem Vorurtheil zu unterwerfen und seine gekränkte Ehre durch eine Handlung der persönlichen Rache zu reinigen, der versuche wenigstens zuvor jeden andern mit seiner Ehre vereinbaren Ausweg. Ist er aber, ohne die ge-

ringste Veranlassung von seiner Seite, hämischer Weise angetastet worden, so würde er doppelt Unrecht thun, wenn er gegen einen sogenannten Rauber mit andern Waffen als mit Verachtung, oder, wenn es ihm gar zu nahe gelegt wird, anders als mit einem geschmeibigen spanischen Rohre kämpfen, und dann ihm Genugthuung geben wollte, wie man das zu nennen pflegt.

Im Allgemeinen aber wohnt in manchen Menschen ein sonderbarer Geist des Widerspruchs. Sie wollen immer haben, was sie nicht erlangen können; sind nie mit dem zufrieden, was Andere thun; murren gegen Alles, was gerade sie nicht also bestellt haben, und wäre es auch noch so gut. Es ist bekannt, daß man solche Leute sehr oft dadurch leiten kann, daß man ihnen entweder das Gegentheil von dem vorschlägt, was man gern durchsetzen möchte, oder auf andere Weise sie unvermerkt dahin bringt, daß sie unsre eignen Ideen gegen uns durchsetzen müssen.

9.

Zähzornige Leute beleidigen nicht mit Vorsatz. Sie sind aber nicht Meister über die Heftigkeit ihres Temperaments; und so vergessen sie sich in solch stürmischen Augenblicken selbst gegen ihre geliebtesten Freunde, und bereuen nachher zu spät ihre Uebereilung. Ich brauche wohl nicht zu erinnern, daß Nachgiebigkeit — vorausgesetzt, daß diese Leute, anderer guten Eigenschaften wegen, einiger Schonung werth scheinen, denn außerdem muß man sie gänzlich fliehen, — daß weise Nachgiebigkeit und Sanftmuth die einzigen Mittel

sind, den Fähzornigen zur Vernunft zurückzuführen. Allein ich muß dabel erinnern, daß es bedenklich ist, phlegmatische Kälte dem Erzürnten entgegen zu setzen, weil sie mehr reizt, als der heftigste Widerspruch; er glaubt sich dann verachtet und wird doppelt erhitzt.

10.

Wenn der Fähzornige nur aus Uebereilung Unrecht thut, und über den kleinsten Anschein von Beleidigung in Hitze geräth, nachher aber auch eben so schnell wieder das zugesetzte Unrecht bereuet und das erlittene verzeiht; so verschließt hingegen der Rachgierige seinen Groll im Herzen, bis er Gelegenheit findet, ihm vollen Lauf zu lassen. Er vergißt nicht, vergibt nicht, auch dann nicht, wenn man ihm Versöhnung anbietet, wenn man Alles, nur keine niedrigen Mittel anwendet, seine Gunst wieder zu erlangen. Er erwiedert sowohl das ihm zugesetzte wahre, als das vermeintliche Uebel, und dieß nicht nach Verhältniß der Größe und Wichtigkeit desselben, sondern tausendfältig; für kleine Neckereien wirkliche Verfolgung; für unüberlegte Ausdrücke, in Uebereilung geredet, thätige Mißhandlung; für eine Kränkung unter vier Augen öffentliche Genugthuung; für beleidigten Ehrgeiz Zerstörung wesentlicher Glückseligkeit. Seine Rache schränkt sich nicht auf die Person ein, sondern erstreckt sich auch auf die Familie, auf die bürgerliche Existenz und auf die Freunde des Beleidigers. Mit einem solchen Manne leben müssen, das ist in Wahrheit ein höchst trauriges Loos, und ich kann da nichts rathen, als daß man, so viel mög-

lich, vermeide, ihn zu beleidigen, und zugleich ihm eine Art von ehrerbietiger Furcht beizubringen suche, die überhaupt das einzige wirksame Mittel ist, schlechte Menschen im Zaum zu halten.

11.

Träge, nachlässige und phlegmatische Menschen müssen ohne Unterlaß getrieben werden, und da doch fast Jeder irgend eine herrschende Leidenschaft hat, so findet man zuweilen Gelegenheit, durch Aufregung derselben solche schläfrige Geschöpfe in Bewegung zu setzen.

Es gibt unter ihnen solche, die bloß aus Unentschlossenheit die kleinsten Arbeiten Jahre lang liegen lassen, ohne durch die Verlegenheit oder Beschämung gerührt zu werden, welche sie sich dadurch zuziehen, oder Andern verursachen, und ohne vor den Folgen zu erschrecken, die eine solche Saumseligkeit früher oder später herbeiführen muß. Auf einen Brief zu antworten, eine Quittung zu schreiben, eine Rechnung zu bezahlen, ja, das ist eine Haupt- und Staats-Action, zu welcher unbeschreibliche Vorbereitungen gehören, und zu der sie sich, selbst bei den dringendsten Bitten und Anmahnungen, nicht entschließen können. Bei ihnen muß man zuweilen wirklich Gewalt brauchen; und ist das schwere Werk einmal überstanden, dann pflegen sie sich recht dankbar zu bezeigen, so übel sie auch anfangs unsere Zudringlichkeit aufnahmen. Aber wehe diesen Unentschlossenen, wenn sie nicht einen kräftigen Freund haben, der ihnen zu ihrer Rettung Gewalt anthut, und einmal alle Schonung aus den Augen setzt, um ihren Dank zu verdienen!

Mißtrauische, argwöhnische, mürrische und verschlossene Leute sind wohl unter allen Lästigen und Widerwärtigen diejenigen, in deren Umgang ein edler, gerader Mann am wenigsten von den Freuden des geselligen Lebens schmeckt. Wenn man jedes Wort abwägen, jeden unbedeutenden Schritt abmessen muß, um ihnen keine Gelegenheit zu schändlichem Verdachte zu geben; wenn kein Funken von erquickender Freude aus unserm Herzen in das ihrige übergeht; wenn sie keinen frohen Genuß mit uns theilen, wenn sie die Wonne der seltenen heitern Augenblicke, welche uns das Schicksal gönnt, uns nicht nur durch Mangel an Theilnehmung verkümmern und verbittern, sondern sogar, mitten in unsern heitersten Launen, uns unfreundlich stören, aus unsern süßesten Träumen uns verdrießlich aufwecken; wenn sie unsere Offenherzigkeit nie erwidern, sondern immer auf ihrer Hut sind, in ihrem zärtlichsten Freunde einen Bösewicht, in ihrem treuesten Diener einen Betrüger und Verräther zu sehen glauben; dann gehört wahrlich ein hoher Grad von fester Rechtschaffenheit dazu, um nicht darüber selbst schlecht und menschenfeindlich zu werden. Wenn ein ungezwungenes, immer gleich redliches Betragen und das Bestreben, ihnen jeden Zweifel, sobald man desselben gewahr wird, durch kräftige Vorstellungen zu benehmen, nichts ausrichtet, so bleibt nichts übrig, als daß man sich um ihren Argwohn und um ihr mürrisches Wesen schlechterdings nicht bekümmere, sondern muthig und getrost den Weg fortgehe, den Klugheit und Gewissen vorschreiben. Uebrigens sind solche Menschen herz-

lich zu bedauern, sie leben sich und Andern zur Qual. Es liegt bei ihnen nicht immer Bössartigkeit zum Grunde; nein! eine unglückliche Stimmung des Gemüths, zuweilen die Folge einer unnatürlichen Erziehung, dickes Blut, oft auch die bittere Erfahrung, gemißbraucht und hintergangen worden zu seyn — das sind mehrentheils die Quellen ihrer Seelenkrankheit. Und diese Krankheit ist in jüngern Jahren nicht ganz unheilbar, wenn die, welche ein solches Gemüth zu leiten haben, stets edel und gerade mit ihm umgehen, ohne sich um seine Grillen und Launen zu bekümmern; nur so ist es möglich, die unglückliche Anlage zum Argwohn zu vertilgen und ein ängstlich-scheues Gemüth mit dem seligmachenden Glauben auszustatten, daß es noch Redlichkeit und Freundschaft in der Welt gibt. Bei Personen von höherem Alter hingegen wird in der Regel jeder Versuch, ihnen diesen Glauben einzusüßen, fehlschlagen, und dies Uebel so tiefe Wurzel fassen, daß nichts übrig bleibt, als ihm Geduld und Gelassenheit entgegenzusetzen.

Am mehrsten sind diejenigen zu beklagen, bei denen dies Mißtrauen bis zum Menschenhass gestiegen ist. Der Verfasser des Schauspiels: Menschenhaß und Reue, läßt in demselben den Major sagen: „ich hätte vergessen, Vorschriften für den Umgang mit dieser Art von Menschen zu geben.“ Es ist wahr, ich habe hier wenig darüber gesagt; allein es ist auch unmöglich, die Menschenhasser dahin zu bringen, daß sie mit Menschen umgehen, und wenn sie sich ja entschließen, einem Auserwählten das Vergnügen ihres Umgangs zu gönnen, so dürfte es wohl nur unter der Bedingung geschehen, daß er an ihrem Menschenhass Theil nehme und mit ihnen die Menschen lästere. In der Regel wird sichtbare, aber von aller Zubringlichkeit entfernte Theilnahme, kräftige

Zurückweisung ungerechter Menschenverachtung durch Hinweisung auf Menschengröße und Edelmuth, besonders aber die zart und klug herbeigeführte Gelegenheit, Menschen aus großem Elende zu retten und ihren Dank zu erwerben, nicht ohne Wirkung bleiben. Lebt ein Menschenhasser, ganz ohne Familien-Verbindung, in öder Einsamkeit oder Zurückgezogenheit, so ist er nicht zu retten. Hat er das Glück, in eine große Gefahr zu gerathen und durch edelmüthige Selbstverleugnung, durch den Muth der großmüthigsten Menschenliebe, durch die Wunderthat eines großherzigen Menschenfreundes gerettet zu werden, so ist gründliche Heilung zu hoffen.

13.

Neidische, schadenfrohe, mißgünstige und eifersüchtige Gemüthsarten sollten wohl nur das Erbtheil gänzlich verwahrloseter, hämißcher, niederträchtiger Menschen seyn; und doch trifft man leider einen unglücklichen Zusatz von diesen bösen Eigenschaften in den Herzen solcher Leute an, die übrigens manche gute Eigenschaft haben. — So schwach ist die menschliche Natur! — Ehrgeiz und Eitelkeit können in unbewachten Herzen die Regungen der Mißgunst erwecken, wenn Solchen, die es nicht verdienen, ein Glück zu Theil wird, nach welchem sie mit rastloser Anstrengung streben; sey es nun Vermögen, Glanz, Ruhm, Schönheit, Gelehrsamkeit, Macht, ein Freund, eine Geliebte, oder was es auch sey; und sobald diese Empfindung einen gewissen Widerwillen gegen die Person in uns erzeugt hat, die, trotz unserer Mißgunst, trotz unserer Eifersucht, im Besitze jenes ihr mißgönnten Guts bleibt: dann können wir uns heimlich eines

Schadenfrohen Kitzels nicht erwehren, wenn es dieser Person ein wenig widrig geht, und die Vorsehung unsre feindseligen Gesinnungen, besonders wenn wir schwach genug waren, sie zu äußern, gleichsam rechtfertigt. Ich werde bei den Gelegenheiten, wenn vom Künstler-, Gelehrten- und Handwerks-Neide, von Mißgunst unter Fürsten, Vornehmen, Reichen und Weltleuten, von Eifersucht unter Ehegenossen, Freunden und Geliebten die Rede seyn wird, Manches sagen, was auch hier anwendbar, aber überflüssig zu wiederholen seyn würde, und es bleibt mir wirklich nichts hinzuzufügen übrig, als daß, um allem Neide in der Welt auszuweichen, man auf jede gute Eigenschaft, so wie auf alles, was Erfolg unsrer Bemühungen und Glück heißt, Verzicht thun, und wenn es darauf ankommt, mitten unter einem Schwarme von mißgünstigen Leuten zu leben und dennoch dem Neide und der Eifersucht so wenig als möglich Nahrung zu geben, seine Vorzüge, seine Kenntnisse und seine Talente mehr verbergen, als kund machen, keine Art von Uebergewicht zeigen, anscheinend wenig fordern, wenig begehren, auf Weniges Ansprüche machen und wenig leisten müsse.

Jener Neid nun erzeugt dann oft die niedrigsten Verleumdungen, denen auch der edelste Mann ausgesetzt ist. Es läßt sich nicht fest bestimmen, wie man sich in jedem Falle zu betragen habe, wenn man verleumbet wird. Oft erfordern Redlichkeit und Klugheit die schnellste und deutlichste Darstellung der wahren Beschaffenheit; oft hingegen ist es unter der Würde eines rechtschaffenen Mannes, sich auf Erläuterungen und Rechtfertigungen einzulassen. Der Pöbel hört nicht auf, uns zu necken, wenn er sieht, daß es uns wehe thut, und die Zeit pflegt, früh oder spät, die Wahrheit an das Licht zu ziehen.

14.

Der Geiz ist eine der unedelsten, schändlichsten Leidenschaften. Man kann sich keine Niederträchtigkeit denken, deren ein Geizhals nicht fähig wäre, wenn seine Begierde nach Reichthümern in das Spiel kommt, und jede Empfindung besserer Art, Freundschaft, Mitleid und Wohlwollen, finden keinen Eingang in sein Herz, wenn sie kein Geld einbringen; ja, er gönnt sich selber die unschuldigsten Vergnügen nicht, in so fern er sie nicht unentgeltlich schmecken kann. In jedem Fremden sieht er einen Dieb, und in sich selber einen Schmarotzer, der auf Unkosten seines bessern Ichs, seines Mammons, zehrt.

Allein in den jetzigen Zeiten, wo der Luxus so hoch getrieben wird, daß man glauben möchte, er habe nun sein Höchstes erreicht, wo die Bedürfnisse, auch des mäßigsten Mannes, der in der Welt leben und eine Familie erhalten muß, so groß sind; wo der Preis der nöthigen Lebensmittel täglich steigt; wo die Macht des Geldes so viel entscheidet; wo der Reiche ein so beträchtliches Uebergewicht über den Armen hat; wo endlich von der einen Seite Betrug und Falschheit, und von der andern Mißtrauen und Mangel an Theilnahme und Wohlwollen in allen Ständen sich ausbreiten; in diesen Zeiten der Selbstsucht und des Egoismus, meine ich, hat man Unrecht, wenn man einen sparsamen, vorsichtigen Mann, ohne nähere Prüfung seiner Verhältnisse und der Bewegungsgründe, welche seine Handlungen leiten, sogleich für einen Knicker erklärt. Man möchte vielmehr diejenigen, welche das Beispiel einer Sparsamkeit geben, die

eben so sehr von Menschenliebe als von Klugheit und Vorsicht erzeugt und belebt wird, für Ruhmwürdige erklären, weil doch in der That kein geringer Grad von Seelenstärke und Weisheit dazu erfordert wird, um den Grundsätzen einer strengen Sparsamkeit getreu zu bleiben und dem Urtheil der Welt eine unwandelbare Festigkeit entgegen zu setzen.

Es gibt ferner unter den wirklich geizigen Leuten solche, die neben dieser Geld-Begierde noch von einer andern mit-herrschenden Leidenschaft regiert werden. Diese scharren eifrig zusammen, sparen, betrügen Andere, und versagen sich alles, was Geld kostet, außer da, wo es auf Befriedigung dieser Leidenschaft ankommt; sey es nun Wollust, Leckerei, Ehrgeiz, Eitelkeit, Neugier, Spielsucht, oder eine ähnliche unedle Leidenschaft. So habe ich Menschen gekannt, die, um einen Louisd'or zu gewinnen, Bruder und Freund verrathen und sich der öffentlichen Beschimpfung ausgesetzt haben würden; hundert für den sinnlichen Genuß eines Augenblicks hingeebene Gulden hingegen für gut angelegtes Geld hielten.

Noch Andere rechnen so schlecht, daß sie Heller sparen und Thaler wegwerfen. Sie lieben das Geld, aber sie verstehen nicht damit umzugehen. Um also die Summen wieder zu erhaschen, um welche sie von Gaunern, Abenteurern und Schmeichlern betrogen werden, geben sie ihrem Gesinde nicht satt zu essen; und um tausend Thaler wieder zu gewinnen, die sie verschleudert haben, wechseln sie auf die unanständige Weise aller Orten einzelne feine Gulden ein, damit sie an jedem vielleicht einen Heller Aufgeld gewinnen.

Endlich noch Andere sind in allen Stücken freigebig und achten das Geld nicht; in einem einzigen Punkte aber, worauf sie gerade eine thörichte Wichtigkeit setzen, sind sie lächerlich geizig. Meine Freunde haben mir oft im Scherz vor-

geworfen, daß ich auf diese Art Karg in Schreibmaterialien sey, und ich gestehe diese Schwachheit. So wenig reich ich bin, so kostet es mich doch geringere Ueberwindung, mich von einem halben Gulden, als von einem holländischen Brief-Bogen zu scheiden, obgleich man für zwölf Groschen vielleicht ein Buch des feinsten Papiers kaufen kann. Ja, ich habe reiche und freigebige Leute gekannt, die der Versuchung nicht widerstehen konnten, Kleinigkeiten, auf welche sie einen vorzüglichen Werth setzten, zu entwenden, wo sie dergleichen liegen sahen. Jene Art der Sparsamkeit, welche auch das Geringste, was noch auf irgend eine Art brauchbar ist, zu erhalten und zu bewahren sucht, ist unstreitig die rechte, denn sie geht von einer richtigen Schätzung der Dinge aus, und haßt alles Vergeuden und Verschwenden, weil es Charakterschwäche und eine Art von Undankbarkeit und Kurzsichtigkeit ist. Darum läßt Engel in der bekannten Erzählung seinen Herrn Timm sogleich mit großer Bereitwilligkeit dem Manne einen Vorschuß leisten, der eine Nadel liegen sieht und sie sorgfältig aufnimmt und bewahrt.

Die allgemeine Regel im Umgange mit geizigen Leuten ist wohl die, daß, wenn man ihre Gunst erhalten will, man nichts von ihnen fordern müsse. Da dies nun aber nicht immer möglich ist, so scheint es der Klugheit gemäß, zu prüfen, zu welcher der vorhin geschilderten Gattungen von Geizigen der Mann, mit dem man es zu thun hat, gehöre, um danach seine Behandlung einzurichten, und ihn entweder dadurch, daß man nichts von ihm annimmt, oder dadurch, daß man seine Kasse schont und seine Sparsamkeit lobt, für sich zu gewinnen. Uebrigens glaubt ihm Alles, nur nicht, daß er Euch zu seinen Erben einsetzen werde, wie oft er es Euch auch versichert.

Ueber den Umgang mit Verschwendern brauche ich nichts zu sagen, als daß der verständige Mann sich nicht durch ihr Beispiel zu thörichten Ausgaben verleiten lassen, und daß der redliche Mann von ihrer ungeregelten und ungezügelter Freigebigkeit weder für sich, noch für Andere Vortheile ziehen soll.

15.

Sollen wir jetzt von dem Betragen gegen Undankbare reden? Ich habe bei mancher Gelegenheit erinnert, daß man auf dieser Erde auch bei den edelsten und weisesten Handlungen weder auf Erfolg, noch auf Dankbarkeit rechnen dürfe. Diesen Grundsatz sollte man nie aus den Augen verlieren, um nicht in Versuchung zu fallen, karg mit seinen Dienstleistungen und mit seiner Theilnahme, und feindselig gegen seine Mitmenschen zu werden, gegen Vorsehung und Schicksal zu murren und mit dem Leben zu zerfallen. Bei dem Allen aber müßte man jeder menschlichen Empfindung entsagt haben, wenn es uns nicht kränken sollte, daß Menschen, denen wir treulich, eifrig und uneigennützig gedient, die wir aus der Noth gerettet, denen wir uns ganz gewidmet, für die wir uns vielleicht aufgeopfert haben, uns vernachlässigen, sobald sie unsrer nicht mehr bedürfen, oder gar verrathen, verfolgen, mißhandeln, wenn sie dadurch zeitliche Vortheile, oder die Gunst unserer mächtigen Feinde gewinnen können. Doch wird der weise Menschenkenner und warme Freund des Guten sich dadurch nicht abschrecken lassen, gütig, wohlwollend und großmüthig zu handeln. Mit Bezug auf das Vorherbemerkte wird hier nur noch für die-

jenigen, welche dieses Winkes bedürfen, auf das lohnende Bewußtseyn hingewiesen, und auf die Erfahrung, daß keine Freude der Herzensfreude gleich sey, und daß die Herzensfreuden durch Undankbarkeit nicht zerstört, kaum verkümmert werden können. Man muß die Verkehrtheit Derer bedauern, die fähig sind, ihres Wohlthäters zu vergessen; aber kein edler Mensch läßt sich dadurch abhalten, den Menschen zu dienen, die seiner Hülfe um so nöthiger bedürfen, je schwächer sie sind, je weniger Glück sie in sich selber, in ihrem Herzen haben.

Klage also nicht über die Undankbarkeit, mit welcher man Dir lohnt; wirf sie dem nicht vor, der sie Dir beweist und Dich dadurch kränkt; fahre fort, ihn großmüthig zu behandeln; nimm ihn wieder auf, wenn er zu Dir zurückkehrt! Vielleicht geht er endlich in sich, fühlt den ganzen Werth, die Zartheit und das Große Deiner Behandlung, und wird dadurch gebessert; — wenn nicht: so denke, daß jedes Laster sich selbst bestraft, und daß das eigne Herz des Treulosen und die unausbleibliche Folge seiner Treulosigkeit Dich an ihm rächen werden. — O! welch ein langes Kapitel über die Undankbarkeit der Menschen könnte ich schreiben, wenn ich nicht, aus Schonung gegen Die, welche sich von dieser Seite an mir versündigt haben, meine vielfachen traurigen Erfahrungen in diesem Fache lieber verschweigen wollte, und wenn ich es leugnen dürfte, daß man zuweilen durch die verkehrte Art des Wohlthuns Undankbare mache; eine Schuld, von welcher sich selbst die Edelsten nicht frei sprechen dürfen.

Manchen Leuten ist es schlechterdings unmöglich, in irgend einer Sache den geraden Weg zu gehen. Ränke und Winkelzüge mischen sich in alle ihre Unternehmungen, ohne daß sie deswegen von Grund aus böse sind. Eine unglückliche Stimmung des Gemüths, ein feigherziges Verzaugen an sich selbst und die Einwirkung von Lebensart und Schicksalen können einen solchen Charakter erzeugen. So wird z. B. ein sehr zum Mißtrauen Geneigter auch wohl zuweilen die unschuldigste Handlung heimlich vollbringen, sich verstellen und seinen wahren Zweck verschleiern. Ein Mann von übel geordneter Thätigkeit, oder von zu raschem Feuer, — ein schlauer, unternehmender Kopf, der in zu einförmigen Lebensverhältnissen sich befindet, wo es ihm an Gelegenheit fehlt, seine Talente zu entwickeln, wird allerlei schiefe Seitensprünge wagen, um seinen Wirkungskreis zu erweitern, oder mehr Interesse in die Scene zu bringen; und dann wird er nicht immer ekel genug in der Wahl seiner Mittel seyn. Ein sehr eittler Mensch wird in manchen Fällen versteckt handeln, um seine Schwäche zu verbergen. Ein Mann, der lange an Höfen gelebt hat, um sich her nichts als Verstellung, Intrigue, Cabale und Gegeneinanderwirken zu sehen, und selbst auf geradem Wege nichts zu erlangen gewohnt ist, findet ein Leben, das ohne Verwicklung fortgeht, zu einförmig; er wird seine unbedeutendsten Schritte so thun, daß man ihm nicht nachspüren kann, und seinen unschuldigsten Handlungen einen räthselhaften Anschein geben. Der Jurist, der sich stets mit den Spitzfindigkeiten des Rechtsganges und der Form beschäftigt, findet innigen Seelenge-

nuß darin, daß er in Worten und Verhandlungen allerlei Cautelen und Winkelzüge anbringt. Wer seine Gehirn=Nerven durch Romanen=Lesen und andere phantastische Träumereien überspannt, oder wer durch ein üppiges, müßiges Leben, durch schlechte Gesellschaft und unglückliche Verhältnisse den Sinn für Einfalt, kunstlose Natur und Wahrheit verloren hat, der kann ohne Intrigue nicht existiren, — und so gibt es eine Menge Menschen, die, was sie auf geradem Wege erlangen könnten, nicht halb so eifrig wünschen, als das, was sie heimlich und auf den Wegen der List und des Betrugs zu erschleichen hoffen. Man kann aber auch endlich den edelsten, offenherzigsten Menschen, besonders in jüngern Jahren, zu Winkelzügen verleiten, wenn man ihm ohne Unterlaß Mißtrauen zeigt, oder ihn mit einer so nachsichtslosen Strenge behandelt, ihn in einer solchen Entfernung hält, daß er kein Zutrauen fassen kann.

Was nun auch dazu beigetragen haben mag, manchen Menschen Ränke und Winkelzüge zur Gewohnheit zu machen, so ist wohl folgende Art, sich gegen sie zu betragen, die beste, die man wählen kann.

Man handle selbst immer offen und unverstellt, und zeige sich ihnen in Worten und Thaten als einen so entschiedenen Feind von allem, was Schiefligkeit, Intrigue und Verstellung heißt, und als einen so warmen Verehrer jedes redlichen, aufrichtigen Mannes, daß sie wenigstens fühlen, wie viel sie in unsern Augen verlieren, und welche Verachtung sie sich zuziehen würden, wenn wir sie auf Schleichwegen ertappten!

Man flöße ihnen durch eine männliche Aeußerung des Abscheues gegen alle Hinterlist und Falschheit eine gewisse Ehrerbietung ein, und versage ihnen so lange sein Vertrauen

nicht, als sie sich offen und reblich zeigen. Man gebe ihnen zu erkennen, daß man sie für unfähig halte, hinterlistig und unreblich zu seyn, und rege dadurch ihr schlummerndes Ehrgefühl auf.

Willst Du die Anschläge ihrer Hinterlist zerstören, so tritt ihnen mit Festigkeit entgegen, wenn Du merkst, daß sie Böses im Sinn haben, und lege ihnen solche Fragen vor, worauf sie nothwendig eine bestimmte, unumwundene Antwort geben, oder sich verrathen müssen. Siehe ihnen dabei fest und kräftig in's Gesicht, mit einem Blicke, der sie durchbohrt, und Du wirst sie zwingen, sich selbst zu verachten, oder über sich selbst zu erschrecken, wirst ihnen wenigstens, wenn sie keiner guten Regung mehr fähig sind, Furcht und Besorgniß einflößen, und sie dadurch nöthigen, ihren Plan aufzugeben. Stottern sie, suchen sie auszuweichen: so brich entweder ab, um ihnen zu verstehen zu geben, daß Du ihnen die Schande eines Betrugs ersparen wollest, nimm aber dann ein kaltes und entfernendes Betragen gegen sie an, oder warne sie mit freundlichem, doch ernsthaftem Wesen, ihrer nicht unwürdig zu handeln!

Haben sie Dich dennoch einmal hintergangen, so nimm die Sache nicht zu leicht, und verschwende keine Schonung an diese Unwürdigen, sondern laß sie das ganze Gewicht Deines Unwillens und Deiner Verachtung fühlen, und sey nicht sogleich bereit, zu verzeihen! Erreichst Du auch dadurch Deine Absicht nicht, und fahren sie fort, Dich mit Winkelzügen und Ränken zu hintergehen: so bestrafe sie durch deutliche Aeußerungen des Mißtrauens und Kaltsinns, und suche Dich ganz von ihnen los zu machen, als von gefährlichen Menschen, die keiner Besserung fähig sind.

Alles hierüber Gesagte paßt also auch auf das Betragen gegen Lügner.

17.

Was man aber im gemeinen Leben einen Windbeutel oder Aufschneider und Prahler nennt, das ist eine andere Gattung von Menschen. Diese haben nicht die Absicht, Jemanden eigentlich zu hintergehen, aber täuschen und blenden möchten sie gern, um Ehre und Beifall zu erschleichen; überreden möchten sie gern Andere, ihnen einen höhern Werth beizumessen, als sie haben; sie suchen mehr Nahrung für ihre Eitelkeit, als Befriedigung des Eigennuzes, und für einen Lobspruch geben sie unbedenklich die Wahrheit hin. Um sich in besserem Glanze zu zeigen; um sich bemerklich zu machen; um Andern eine so hohe Meinung von sich beizubringen, wie sie selbst haben; um Aufmerksamkeit durch Erzählung wunderbarer Vorfälle zu erregen; oder um für angenehme, unterhaltende Gesellschafter zu gelten, erdichten oder vergrößern sie; und haben sie einmal die Fertigkeit erlangt, auf Kosten der Wahrheit eine Begebenheit, ein Bild, einen Satz zu verzieren, so fangen sie zuweilen an, ihren eigenen Windbeutelereien zu glauben, alle Gegenstände durch ein Vergrößerungs-Glas anzusehen und so in Riesengestalten wieder zu Papier zu bringen.

Die Erzählungen und Beschreibungen eines solchen Aufschneiders sind zuweilen ganz lustig anzuhören; und wenn man erst mit seiner Hyperbelsprache bekannt ist, weiß man schon, was man vom Ganzen abzurechnen hat, um den Ueberrest für baares Geld anzunehmen. So läßt man sich denn, besonders in solchen Gesellschaften, wo das Bedürfniß eines

Lustigmachers oder Wortführers lebhaft gefühlt wird, gern und geduldig vorlügen, was sich so hübsch anhört, und wobei es zu lachen gibt. Kommen aber einmal vernünftige Leute in eine solche Gesellschaft, so steht es übel um den Aufschneider; denn es ist leicht, ihn durch eine Menge von Fragen über die genauesten Umstände so in sein eigenes Gewebe zu verwickeln, daß er, indem er weder rückwärts noch vorwärts kann, beschämt wird, oder wenigstens einen klugen Rückzug zur Wahrheit macht. Noch besser kann man ihn zum Schweigen bringen, wenn man ihm für jede Unwahrheit auf komische Art eine noch derbere wieder aufheftet, und ihm dadurch zu verstehen gibt, daß man nicht dumm genug gewesen sey, ihm zu glauben; oder wenn man, sobald er anfängt zu blasen, die Segel der Unterhaltung auf einmal einzieht und seinem Winde ausweicht, da er denn, wenn dies öfters und von mehreren verständigen Männern geschieht, endlich scheu und klug wird.

18.

Unverschämte Müßiggänger, Schmarozer, Schmeichler und zudringliche Leute rathe ich, in der gehörigen Entfernung von sich zu halten, sich mit ihnen nicht gemein zu machen, ihnen durch ein höfliches, aber immer steifes und ernsthaftes Betragen zu erkennen zu geben, daß ihre Gesellschaft und Vertraulichkeit uns zuwider ist. Einer meiner Bekannten erzählte mir einst: er habe in Holland über der Thür des Arbeitszimmers eines verständigen Mannes folgende Worte mit großen Buchstaben geschrieben gefunden: „Es ist erschrecklich beschwerlich für einen Mann, der be-

stimmt Geschäfte hat, von Leuten überlaufen zu werden, die keine Geschäfte haben.“ — Der Einfall war nicht übel. Die, welche gern bei uns schmausen, kann man am leichtesten dadurch verscheuchen, daß man sie, ohne ihnen etwas vorzusetzen, wieder fortgehen läßt; aber gegen Schmeichler, besonders gegen die von feinerer Art, soll man, aus Besorgniß für sein eigenes Heil, auf seiner Hut sehn. Sie verderben denjenigen von Grund aus, der sein Ohr an ihren Sirenen-Gesang gewöhnt hat, machen ihn unfähig, Wahrheiten zu ertragen, selbst wenn sie ohne Bitterkeit gesagt werden, und verfälschen sein Gefühl in einem solchen Grade, daß er allen Sinn für Freimüthigkeit und Geradheit verliert, und seine treuen Freunde als Feinde von sich weiset, wenn sie ihn auf seine Fehler aufmerksam machen und vor Uebereilungen schützen wollen. Um nicht so tief zu fallen, waffne man sich mit Gleichgültigkeit gegen die gefährlichen Lockungen der Schmeichelei; man fliehe vor dem Schmeichler wie vor dem bösen Feinde! Der Entschluß, dieß zu thun, ist nicht leicht, besonders für diejenigen, welche durch ausgezeichnete Talente gleichsam der Schmeichelei und Lobhudelei Preis gegeben sind, und sich aus Klugheit dabel leidend und schonend verhalten müssen. In diesem Falle sind besonders Künstler, die von der Gunst des Publikums leben, und junge Männer von einer angenehmen Persönlichkeit. Auch gibt es eine feine Manier, Schmeicheleien und Süßigkeiten zu sagen, die das Ansehen hat, als wollte man der Wahrheit huldigen. Der schlaue Schmeichler, der Deine schwache Seite studirt hat, wird, wenn er Dich für zu verständig hält, als daß Du nicht die gröbern Schlingen dieser Art erkennen und ihnen zu entgehen wissen solltest, Dir nicht immer Recht geben; er wird vielmehr Dich tadeln; er wird Dir sagen, „daß

er nicht begreifen könne, wie ein so ebler und weiser Mann, wie Du sehest, sich einen kleinen Augenblick habe vergessen können; er hätte geglaubt, so etwas könne nur gemeinen Leuten von seinem Schläge begegnen.“ Er wird an Deinen Schriften Fehler rügen, die Dir gleich beim ersten Anblicke unbedeutend scheinen müssen, und ihm nur dazu dienen, diejenigen Stellen um desto unverschämter zu loben, von welchen er weiß, daß Du Dir etwas darauf zu Gute thust. „Schade,“ wird er ausrufen, „daß Ihre Sinfonien — ich bin kein Schmeichler, ich sage meine Meinung immer rund heraus, — Schade, daß diese herrlichen Sinfonien, die gewiß in allem Betracht ein klassisches Werk genannt werden können, so äußerst schwer vorzutragen sind. Wo findet man Meister, die würdig wären, so etwas auszuführen? und doch ist das ein wesentlicher Fehler, den Sie, verzeihen Sie meiner Offenherzigkeit! hätten vermeiden sollen.“ — Er wird Mängel an Dir finden und mit verstelltem Eifer dagegen declamiren, — Schwachheiten und Mängel, auf welche Deine Eitelkeit sich etwas einbildet. Er wird Dich einen Misanthropen schelten, weil er gemerkt hat, daß Du durch Deine abgezogene Lebensart Aufsehen erregen möchtest; er wird Dir vorwerfen, Du sehest intriguant, wenn er merkt, daß es Dir behagt, für einen schlaunen Hofmann angesehen zu werden. Auf diese Weise wird er sich bei Dir und andern Kurzsichtigen in den Ruf eines unparteiischen, wahrheitsliebenden Mannes setzen; sein honigsüßer Trank wird glatt hinuntergehen, und in der Berausung werden Dein Herz und Dein Beutel dem verschmigten Spötter offen stehen. Vielfältig habe ich, besonders an Höfen, dergleichen Männer angetroffen, die unter der Maske der Bonhommie und bei dem Rufe, den Fürsten tapfer die Wahrheit zu sagen, die ärgsten Schmeichler waren.

Das Betragen gegen Schurken, das heißt, gegen Leute, die von Grund aus schlecht sind, etwa ein wenig Erbsünde abgerechnet, fordert vor Allem Festigkeit und Muth. Ich beziehe mich dabei zuerst auf das, was ich weiterhin über den Umgang mit Feinden, und über das Betragen gegen Verirrte und Gefallene sagen werde, und füge nur noch nachstehende Bemerkungen hinzu:

Daß man, wo möglich, den Umgang mit schlechten Menschen fliehen müsse, weil durch sie Moralität, Ruf und Ruhe in Gefahr kommt, besonders wenn sie mit Schlechtigkeit der Grundsätze eine feine Verstandesbildung verbinden und viel geselliges Talent haben, — das versteht sich wohl von selbst. Wenn ein Mann von festen Grundsätzen auch nicht in Gefahr kommt, von ihnen angesteckt zu werden, so gewöhnt er sich doch nach und nach an ihre Art zu urtheilen und zu handeln, an ihre Zweideutigkeiten und Unsittlichkeiten, und an den Anblick ihres sittlichen Schmutzes, und verliert den heiligen Abscheu gegen alles, was unedel ist; einen Abscheu, der zuweilen einzig hinreicht, uns in Augenblicken der Versuchung vor feinem Vergehungen zu bewahren. Leider aber zwingt uns unsre Lage zuweilen, mitten unter Schurken zu leben und mit ihnen gemeinschaftlich Geschäfte zu treiben; und da ist es denn nöthig, die größte Vorsichtigkeit zu beobachten und sein eignes Herz zu bewachen.

Glaube nicht, durch Deine Verdienste, Deine persönliche Würde und Deinen gebildeten Verstand gegen alle Angriffe

Schlechter Menschen gestärkt zu seyn. Es herrscht ein ewiges Bündniß unter Schurken und Schleichern gegen alle verständigen und edlen Menschen; auch sind sie auf eine unbegreifliche Weise so verbrüderet, daß sie unter allen übrigen Menschen einander erkennen und bereitwillig die Hand reichen, möchten sie auch durch äußere Verhältnisse und Umstände noch so sehr getrennt seyn, sobald es darauf ankommt, das wahre Verdienst zu verfolgen und mit Füßen zu treten. Da hilft keine Art von Vorsichtigkeit und Zurückhaltung; da hilft nicht Unschuld, nicht Geradheit; da hilft nicht Schonung, noch Mäßigung; da hilft es nicht, seine guten Eigenschaften verstecken, mittelmäßig scheinen zu wollen. Niemand erkennt so leicht das Gute, das in Dir ist, als Der, dem dieß Gute fehlt. Niemand ist mehr gezwungen, das Verdienst der Treuen und Gewissenhaften innerlich anzuerkennen, als der Bösewicht; aber er zittert davor wie Satan vor dem Evangelio, und arbeitet mit Händen und Füßen dagegen. Jene große Verbrüderung wird Dich gewiß in Deiner Ruhe zu stören und Deinen Ruf anzutasten suchen, besonders wenn Dir irgend eine Art von öffentlicher Ehre angethan worden ist: sie wird bald zweideutig, bald schmähend von Dir reden, die unschuldigsten Deiner Worte und Thaten boshaft auslegen. — Aber laß Dich das nicht anfechten! wurdest Du auch wirklich von Schurken eine Zeitlang gedrückt, so wird doch die Rechtschaffenheit und Consequenz Deiner Handlungen am Ende siegen, und der Unhold bei einer andern Gelegenheit sich selbst die Grube graben. Auch sind die Schelme nur so lange einig unter sich, als es nicht auf männliche Standhaftigkeit ankommt, so lange sie im Dunkeln fechten können. Hole aber Licht herbei, und sie werden aus einander laufen! Und wenn es nun gar zur Theilung der Beute ginge, dann würden sie sich unter ein-

ander feindselig anfallen, und Dich indeß mit Deinem Eigenthume ruhig davon wandern lassen. Gehe Deinen geraden Weg fort! Erlaube Dir nie Schleichwege, um Schleichwegen zu begegnen; nie Ränke, um Ränke zu zerstören; mache nie gemeinschaftliche Sache mit Bösewichtern gegen Bösewichter! Handle großmüthig! Unedle Behandlung und zu weit getriebenes Mißtrauen können den, welcher auf halbem Wege ist, ein Schelm zu werden, vollends dazu machen; durch Deine Großmuth hingegen kannst Du einen noch nicht ganz verstockten Unhold vielleicht, auf einige Zeit wenigstens, bessern und die Stimme des Gewissens in ihm erwecken. Aber er müsse fühlen, daß Du nur aus Edelmuth, nicht aus Furcht mild verführst! Er müsse fühlen, daß, wenn es auf's Aeußerste ankommt, wenn der Grimm eines unerschrocknen, redlichen Mannes losbricht, der Kühne, rechtschaffene Weise im niedrigsten Stande mächtiger ist, als der Schurke im Purpur; daß ein großes Herz, daß Tugend, Klugheit und Muth stärker machen, als erkaufte Heere, an deren Spitze ein Schurke steht! Was hätte der wohl zu fürchten, der nichts mehr zu verlieren hat, als was kein Sterblicher ihm rauben kann? Und was vermag in dem Augenblicke der äußersten, verzweifelten Nothwehr ein feiger Sultan, ein ungerechter Despot, der in sich selbst einen Feind herumträgt, von welchem er immer bedroht, oder in die Flanke genommen wird, gegen den niedrigsten seiner Unterthanen, der ein reines Herz, einen hellen Kopf, Unererschrockenheit und gesunde Arme zu Bundesgenossen hat?

Es ist unmöglich, sich bei gewissen Leuten beliebt zu machen, deren Gunst man nur auf Unkosten seines Gewissens erwerben kann, und es wird nichts schaden, wenn diese uns wenigstens fürchten.

Es gibt Leute, die uns zu Vertraulichkeiten, zu gewissen Eröffnungen zu bewegen suchen, damit sie nachher Waffen gegen uns in Händen haben, womit sie uns drohen können, wenn wir ihnen nicht zu Gebote stehen wollen. Ein gewisses Mißtrauen, welches oft die beste Schutzwehr gegen solche Schleicher ist, sollte man immer mit sich nehmen, wenn man in die zahlreichen Kreise der Gesellschaft eintreten, oder mit sehr vielen Menschen in einem Geschäftsverkehr stehen muß. Man erkennt die Verdächtigen an ihrer Zudringlichkeit und an der groben Schmeichelei, durch welche sie sich uns zu nähern und unser Vertrauen zu erschleichen suchen.

Beschenke den, von dem Du fürchtest, er werde Dich bestehlen, wenn Du glaubst, daß Großmuth noch Eindruck auf ihn machen könnte!

Ermuntre und ehre äußerlich Menschen, an denen Du irgend eine Thatkraft zum Guten findest! Bringe sie nicht ohne Noth um ihren Kredit! Es gibt Leute, die viel Gutes zu reden wissen und fromme Redensarten im Munde führen, im Handeln aber heimliche Schalke sind, oder Menschen voll Inconsequenz, Leichtsinns und Leidenschaft, die aber Eifer für das Gemeinnützige in sich tragen; entlarve diese nicht, in so fern es nicht der Folgen wegen seyn muß! Sie wirken durch ihre Reden manches Gute, welches unterbleibt, sobald man sie verdächtig macht. Man sollte sie immer herumreisen lassen, um gute Zwecke zu befördern; allein sie müßten jeden Ort früh genug verlassen, um sich nicht zu verrathen, und durch ihr Beispiel nicht die Wirkung ihrer Lehren zu verderben.

20.

Es gibt Menschen von guter Gesinnung, welche durch übertriebene Bescheidenheit und unüberwindliche Furchtsamkeit, durch eine Schüchternheit, die sie fast zu Kindern macht, sich selbst der Geringschätzung hingeben, und sich um allen Genuß und allen Vortheil bringen, den ihnen die Gesellschaft gewähren soll. Man macht sich um sie und um die Gesellschaft verdient, wenn man ihnen Zuversicht zu sich selbst einzufloßen sucht, und ihnen Veranlassung gibt, sich geltend zu machen. So verachtungswerth Unbescheidenheit und Dünkel sind, so unmännlich ist zu weit getriebene Schüchternheit. Der Edle soll seinen Werth fühlen, und eben so wenig ungerecht gegen sich als gegen Andere seyn. Uebertriebenes Lob und zu weit ausgebehnter Vorzug aber beleidigen den Bescheidenen. Er müsse weniger aus Deinen Worten, als aus Deinen ungekünstelten, wahre Zuneigung verrathenden Handlungen, Deine Hochachtung gegen ihn erkennen!

21.

Unvorsichtigen und plauderhaften Menschen darf man natürlicher Weise keine Geheimnisse anvertrauen. Besser wäre es, man hätte überhaupt keine Geheimnisse in der Welt, könnte immer frei und offen handeln, und alles, was im Herzen vorgeht, vor Jedermann sehen lassen; besser wäre

es, man dächte und rebete nichts, als was man laut denken und reden darf. Daieß indessen, besonders bei Männern, die in öffentlichen Aemtern stehen, oder sonst fremde Geheimnisse zu verwahren haben, nicht möglich ist, so muß man freilich vorsichtig in der Mittheilung dessen seyn, was nicht Jeder wissen darf.

Man findet Menschen, denen es schlechterdings unmöglich ist, irgend etwas zu verschweigen. Man sieht es ihnen an, wenn sie ängstlich umherlaufen, daß sie etwas Neues bei sich tragen, und daß sie große Herzensangst leiden, bis sie einem andern Plauderer ihre Neuigkeit noch ganz warm mitgetheilt haben. Andern fehlt es zwar nicht an dem guten Willen zu schweigen, wohl aber an der Klugheit, sich nicht durch Winke, Blicke, oder auf andere Art zu verrathen; oder an der Festigkeit, sich nicht ausfragen zu lassen; oder sie haben eine zu gute Meinung von der Redlichkeit und Verschwiegenheit derer, welchen sie sich anvertrauen. — Gegen alle diese muß man behutsam und selbst verschlossen seyn.

Es kann auch zuweilen nicht schaden, wenn man plauderhafte Leute bei der ersten Gelegenheit, da sie etwas über uns geschwaßt haben, dergestalt in Furcht setzt, daß sie es nicht wagen dürfen, hinter unserm Rücken auch nur einmal unsern Namen zu nennen, es sey im Guten oder Bösen. Die eigentlichen bekannten Zeitungsträger aber, deren es fast in jeder Stadt einige gibt, kann man nützen, wenn man ein unschuldiges Märchen im Publikum ausgebreitet wissen will, das den Leuten etwas zu reden geben, oder sie zu ihrem Besten auf etwas aufmerksam machen soll. Nur muß man dann nicht verfehlen, sie um Verheimlichung der Sache zu bitten, sonst halten sie es vielleicht der Mühe nicht werth, dieselbe auszuplaudern.

Vorwitzige und neugierige Menschen kann man nach den Umständen entweder auf ernsthafte oder spaßhafte Manier behandeln. Im erstern Falle muß man, sobald man merkt, daß sie sich im mindesten um unsere Angelegenheiten bekümmern, uns belauschen, behorchen, sich in unsere Geschäfte mischen, unsern Schritten nachspüren, oder unsre Plane und Handlungen ausspähen wollen, sich gegen sie mündlich, schriftlich oder thätig so kräftig erklären, sie auf eine solche Weise zurückschicken, daß ihnen die Lust vergeht, auch nur von Weitem sich an uns zu wagen. Will man aber seinen Spas mit ihnen haben, so kann man ihrer Neugier ohne Unterlaß so viel zu schaffen machen, daß sie über die Kindereien, worauf man ihre Aufmerksamkeit lenkt, keine Muße behalten, sich um diejenigen Dinge zu bekümmern, welche wir ihrer Beobachtung zu entziehen wünschen.

Zerstreute und vergessene Leute taugen nicht zu Geschäften, wo es auf Pünktlichkeit ankommt. Jungen Personen kann man diese Fehler wohl zu Gute halten, und durch eine verständige Behandlung zuweilen noch abgewöhnen, so, daß sie ihre Gedanken bei einander halten. Manche, die aus zu großer Lebhaftigkeit des Temperaments leicht Alles vergessen, und nie da zu Hause sind, wo sie seyn sollten, kommen von dieser Schwachheit zurück, wenn sie älter, kühler und stitfsamer werden. Andere affectiren, zerstreut zu seyn, weil sie glauben, das sähe vornehm oder gelehrt aus; über solche Thoren aber soll man nur die Achsel zucken, und sich wohl hüten, ihre Zerstretheit geistvoll oder artig zu finden. Es gilt von ihnen, was über diejenigen gesagt worden ist, welche sich körperlich krank stellen, um Theilnahme zu erwecken. Wessen Gedächtniß aber wirklich schwach und nicht mehr heilbar ist, dem gebe man entweder nichts zu behalten,

oder wenn man ihm etwas anvertrauen und auftragen muß, so geschehe es nie anders, als schriftlich und mit der Bitte, diese Schrift irgendwo anzuheften, wo sie recht in die Augen fällt; denn wer die Mühe, einige Zeilen zu schreiben, gar zu sehr scheut, der muß oft recht schwer für seine Gemächlichkeit büßen, und sollte niemals über die Vergesslichkeit der Andern Klage führen, sondern sich selbst anklagen.

Sehr zerstreuten Leuten muß man es übrigens so hoch nicht anrechnen, wenn sie zuweilen in der Aufmerksamkeit und Höflichkeit, oder überhaupt in der Artigkeit und Zuvorkommenheit, welche der gesellige Umgang fordert, unvorsätzlich fehlen.

22.

Es gibt eine Art Menschen, die man wunderliche (*difficiles*) Leute nennt. Sie sind nicht böseartig, sind nicht immer zänkisch und mürrisch; aber man kann ihnen doch nicht leicht etwas ganz recht machen. Sie haben sich z. B. an eine pedantische Ordnung gewöhnt, deren Regel nicht Jeder, so wie sie, im Kopfe hat; und da kann es denn leicht kommen, daß man einen Stuhl in ihrem Zimmer anders hinstellt, als sie es gern sehen; oder sie hängen gewissen Vorurtheilen an, denen man sich unterwerfen muß, wenn man in ihren Augen Werth haben will; zum Beispiel: in Kleidertrachten, in der Art, laut oder leise zu reden, groß oder klein zu schreiben, und dergleichen. Hier fordert es oft eben so sehr die Klugheit als das Wohlwollen, sich in solche Eigenheiten zu fügen, besonders bei solchen Personen, welchen

man Achtung und Schonung schuldig ist, und deren Eigenheiten durch treffliche Gesinnungen vergütet werden.

Leute, die etwas darin suchen, sich durch ihr Betragen in unwesentlichen Dingen von Andern zu unterscheiden (nicht eigentlich aus Ueberzeugung, sondern hauptsächlich darum, weil sie etwas darein setzen, das zu thun, was Andere nicht thun), — die Sonderlinge sehen es gern, wenn man ihre Weise bemerkt; und ein verständiger Mann muß in seinem Betragen gegen sie wohl überlegen, ob ihr Eigensinn von unschädlicher Art ist, und ob sie Männer sind, die in irgend einer Rücksicht Schonung verdienen, um danach im Umgange mit ihnen zu verfahren, wie es Bescheidenheit, Unständigkeit und Duldung fordern.

Was endlich Leute betrifft, die von Launen regiert werden, so daß man ihnen heute der willkommenste Gast, morgen der überlästigste Gesellschafter ist, so rathe ich, — vorausgesetzt, daß diese Launen nicht ihren Grund in geheimen Leiden haben (denn wenn das ist, so habe Mitleiden) — gar nicht zu thun, als bemerkte man solche Ebben und Fluthen, immer vorsichtig mit ihnen umzugehen und sie niemals zu reizen.

23.

Einfältige Menschen, die ihre Schwäche fühlen und sich daher willig von vernünftigen Menschen leiten lassen, auch bei ihrem natürlich gutmüthigen, wohlwollenden, sanften Temperamente zwar leicht zum Guten, aber schwer zum Bösen zu bewegen sind, soll man nicht verachten. Es könn-

nen nicht alle Menschen hohen, erhabenen Geistes-Schwung haben; und die Welt würde auch sehr übel dabei fahren, wenn es also wäre. Es müssen mehr subalterne, als Herrscher-Genies unter den Erdensthöhnen seyn, wenn nicht Alle in ewiger Fehde mit einander leben sollen. Daß ein höherer Grad von Tugend, daß Kraft, Muth, Festigkeit oder Beurtheilungskraft nicht mit Schwäche des Geistes bestehen könne, ist freilich gewiß; allein dessen bedarf es auch nicht in allen menschlichen Angelegenheiten, wohl aber des guten Willens, und wenn daher nur das Gute geschieht, und die Geistesarmen bereitwillig zu diesem Guten sich die Hände führen lassen: so füllen sie ihren Platz nützlicher aus, als die überschwenglichen Genies, die Feuerköpfe, mit ihrem sich durchkreuzenden, rastlosen und formlosen Wirken und Streben.

Eine gewisse Gattung gutmüthiger, aber schwacher und ungeschickter Menschen ist, selbst in der Jugend, schwer zu verfeinern. Die Sprache der Ironie verstehen sie nicht. Ist sie zu fein, so nehmen sie es für baares Geld. Ein ernsthafter Ton greift auch nicht ein, oder beleidigt sie. Warme, gefühlvolle Ermahnungen bleiben gänzlich ohne Wirkung.

Allein man sollte nicht zu schnell in seinem Herzen urtheilen, daß gewisse Menschen, deren äußere Erscheinung nichts anders, als Unfähigkeit und Beschränkung erwarten läßt, wirklich ganz unbrauchbar, oder wenigstens in der Gesellschaft ganz ungenießbar seyen, denn der Schein trügt, und man thut oft Solchen großes Unrecht, welche durchaus unfähig sind, sich zu äußern, entweder weil sie der Sprache nicht mächtig werden, oder sich von einer ihnen durch Erziehung angebildeten Schüchternheit nicht losmachen können. Nicht Jeder hat die Gabe, seine Gedanken und Empfindungen freimüthig und gut zu äußern; mancher Gehaltvolle hat etwas

Zurückstoßendes in seinem äußern Wesen, er verstoßt alle Augenblicke gegen die feinere Sitte, oder gegen den Gesellschaftston, an welchen wir uns gewöhnt haben. Er will nicht nach seinen Worten, sondern nach seinem Thun gerichtet seyn, und auch sein Thun ist von der Art, daß man ungerecht über ihn urtheilen würde, wenn man nicht Rücksicht nehmen wollte auf seine Erziehung, seine Lage und auf die Gelegenheit, die er gehabt, oder die ihm gefehlt hat, sich auszuzeichnen. Dhnehin trägt die Summe des negativen Guten zur Wohlfahrt des Ganzen oft mehr bei, als der lange Lebenslauf eines thätigen Mannes, dessen heftige Leidenschaften in unaufhörlichem Kampfe mit seinen großen, edlen Zwecken stehen. Und dann sind Gelehrsamkeit, Cultur und gesunde Vernunft wieder sehr verschiedene Dinge. Es herrscht unter Menschen von feinerer Erziehung und Bildung so viel Convention, daß es schwer ist, den wahren Gehalt eines Menschen richtig zu bestimmen, ohne ihn genauer kennen gelernt zu haben, Stoff und Gepräge zu unterscheiden; denn gar zu leicht verwechseln wir Ansichten, Urtheile, Gefühle und Grundsätze, welche auf bloßem Uebereinkommen beruhen, mit den unwandelbaren Vorschriften der reinen Weisheit. Wir sind nun einmal gewöhnt, nach jenem Maße des Herkommens zu urtheilen und zu denken, oder vielmehr Worte ganz unbefangen zu gebrauchen und nachzusprechen, deren zweideutigen Sinn wir Mühe haben würden, einem ganz rohen Wilden zu erklären; und so halten wir denn Denjenigen für einen Geistesarmen, für einen einfältigen Tropf, der das Wörterbuch der Höflichkeitssprache nicht auswendig weiß und daher redet, wie das Herz voll ist, also ganz ungeschminkt und unumwunden, aber dabei ganz im Geiste des gesunden Menschenverstandes. Daher

wird man nicht selten durch die Urtheile gemeiner Leute, die freilich dem sogenannten Kenner sehr abgeschmackt vorkommen würden, sehr angenehm überrascht, und aus dem Zauber einer falschen, erzwungenen Täuschung gerissen, so daß auf einmal auch in uns der Sinn für wahre, ächte Natur wieder erwacht! Wie oft habe ich im Schauspielhause erst das nüchterne Urtheil der Gallerie erwartet, habe gewartet, was für Eindruck eine Scene auf das unbestochene Volk, das wir Pöbel nennen, machen, — habe gewartet, ob ein rührender Auftritt allgemeine Stille, oder lautes Gelächter verbreiten würde, um mich zu bestimmen in meinem Urtheil, wie treu der Schriftsteller und Schauspieler die Natur kopirt, oder ob er sie verfehlt oder erreicht habe. Auf den Gebildeten wirkt die Illusion, weil er von Jugend auf in einer Welt voll Täuschungen wandelte; jene aber leben und weben in der Natur und im Reiche der ungeschminkten Wahrheit. Groß ist der Künstler, der durch das Spiel seiner Phantasie, durch seine, die Natur auf's Treueste nachahmende Darstellung auch uncultivirte Menschen vergessen machen kann, daß sie getäuscht werden. Groß ist ferner der Mann, der den Sinn für ungeschminkte Wahrheit nicht in dem Meere von Modeansichten, Vorurtheilen und Conventionen ersäuft hat. Aber wie selten trifft man Kunst- und Wahrheits-Sinn, Cultur und Einfalt, im schönen Einklange an! — Lasset uns also Den nicht verachten, der den bessern Theil auf Kosten des schlechtern gerettet hat, und lasset uns ihn ja nicht aufklären, sondern lieber bei solchen Einfältigen in die Schule gehen!

Gutmüthige und dabei schwache Menschen sind fast als Unmündige zu betrachten, welche der Vormundschaft aller Verständigen und Guten übergeben sind. Man soll ih-

nen nicht den Beistand versagen, den sie unaufhörlich bedürfen, — soll, wenn man kann, eble Freunde um sie her zu versammeln suchen, von denen sie nicht gemißbraucht, sondern rathend und zurechtweisend zu Handlungen bestimmt und gelenkt werden, die eines wohlwollenden Herzens würdig sind. Es gibt Personen, die nichts abschlagen können, wenigstens nicht mündlich; und so versprechen sie denn, um Niemanden zu kränken, oder um dem Verdachte zu entgehen, daß es ihnen an gutem Willen fehle, mehr, als sie leisten können; übernehmen mehr Arbeit für Andere, als sie vernünftiger Weise thun sollten. Andere sind so leichtgläubig, daß sie Jedem trauen, sich Jedem hingeben und opfern, der die Außenseite des ehrlichen, menschenliebenden Mannes trägt. Noch Andere sind nicht im Stande, für sich etwas zu erbitten, sollten sie auch darüber nichts in der Welt von demjenigen erlangen, worauf sie die billigsten Ansprüche machen dürfen. Ich brauche wohl nicht zu sagen, wie sehr alle diese Schwachen gemißhandelt, oder wenigstens vernachlässigt werden; wie man auf die Gutherzigkeit und Dienstfertigkeit der Erstern losstürmt, und wie den Andern die Unverschämtheit Alles vor dem Munde wegnimmt, weil sie nicht den Muth haben, zuzugreifen, oder ihre Ansprüche geltend zu machen. Wie unedel, ja selbst wie niedrig und strafbar ist es, die Schwäche eines Demüthigen oder Schüchternen mit einer solchen Selbstsucht zu benutzen, und Vortheile an sich zu bringen, die man nicht mit gutem Gewissen genießen kann; wie edel dagegen, des Schüchternen Fürsprecher und Sachwalter zu werden, oder ihm Muth zu machen und sein Selbstgefühl zu beleben.

Manche Leute haben die Schwachheit, mit ganzer Seele gewissen Liebhabereien nachzuhängen, sey es nun

irgend eine noble Passion: Jagd, Pferde, Hunde, Katzen, Tanz, Musik, Malerei, oder die Wuth, Kupferstiche, Naturalien, Schmetterlinge, Petschafte, Pfeifenköpfe und dergleichen zu sammeln, oder zu bauen, Garten-Anlagen zu machen, Heirathen zu stiften, physikalische Versuche zu machen, also irgend ein Steckenpferd zu reiten. Der ganze Kreis ihrer Gedanken dreht sich immer um diesen Punkt herum; sie reden von keiner Sache so gern, wie von diesem ihren Lieblings-Gegenstande; jedes Gespräch wissen sie dahin zu lenken. Sie vergessen dann, daß der Mann, welchen sie vor sich haben, vielleicht von keinem Dinge in der Welt weniger versteht, als von diesem, verlangen aber auch dagegen nicht gerade, daß er mit großer Kenntniß davon rede, wenn er nur die Geduld hat, ihnen zuzuhören; wenn er ihre Herrlichkeiten nur mit Aufmerksamkeit betrachtet, nur bewundert, was sie ihm als die größte Seltenheit empfehlen, und Interesse daran zu nehmen scheint. Nun, wer wird denn wohl so hartherzig seyn, diese kleine Freude einem Manne, der übrigens redlich und verständig ist, zu versagen oder zu verkümmern! Vorzüglich verlangen und erwarten die Großen, daß man ihre Liebhabereien ehre und bewundere, und man kann sich daher auf diesem Wege ihre Gunst erwerben und sein Glück bei ihnen machen. Denn, wie Tristram Shandy anmerkt, wird ein Hieb, welchen man dem Steckenpferde gibt, schmerzlicher empfunden, als ein Schlag, den der Reiter selbst empfängt.

Mit muntern, aufgeweckten Leuten, die von ächtem Humor beseelt werden, ist leicht und angenehm umzugehen. Ich sage: sie müssen von ächtem Humor beseelt werden; die Fröhlichkeit muß aus dem Herzen kommen, muß nicht erzwungen, muß nicht eitle Spaßmacherei, nicht Habschen nach Wiß seyn. Wer noch von ganzem Herzen lachen, sich den Auswallungen einer lebhaften Freude überlassen kann: der ist kein ganz böser Mensch. Tücke und Bosheit machen zerstreut, ernsthaft, nachdenkend, verschlossen, mais un homme, qui rit, ne sera jamais dangereux. Daraus folgt indessen nicht, daß Jeder, der nicht von fröhlicher Gemüthsart ist, und in der Gesellschaft einsylbig und zurückhaltend an dem Gespräche Theil nimmt, deswegen etwas Böses im Schilde führen sollte. Die Stimmung des Gemüths hängt vom Temperamente, so wie von der Gesundheit und von innern und äußern Verhältnissen ab. Aecht muntere Laune aber pflegt ansteckend zu seyn, und diese Epidemie hat etwas so Wohlthätiges; es ist ein so wahres Seelen-Glück, einmal alle Sorgen und Plagen dieser Welt weglachen zu dürfen, daß ich dringend anrathе, sich zur Munterkeit anzufeuern, oder anfeuern zu lassen, und wenigstens ein Paar Stunden in der Woche auf diese Weise der gesitteten Fröhlichkeit zu widmen.

Allein, es ist schwer, in lustiger Stimmung, und wenn man dem Wiße den Zügel schießen läßt, nicht in einen satyrischen Ton zu fallen. Was gibt uns reichern Stoff

zum Lachen, als das unzählige Heer von Thorheiten der Menschen? Und diese Thorheiten treten am lebhaftesten vor unsere Augen, wenn wir uns die Originale dazu denken, in welchen sie wohnen. Lachen wir nun über die Narrheit, so ist es fast unvermeidlich, auch über den Narren mit zu lachen, und da kann denn dies Lachen sehr ernsthafte, verbrießliche Folgen haben. Wenn ferner unsere Spöttereien Beifall finden, so werden wir verleitet, unsern Witz immer feiner zuzuspitzen, und Andere, denen es außerdem vielleicht an Stoff zu munterer Unterhaltung fehlen würde, schärfen, durch unser Beispiel verführt, ihre Aufmerksamkeit auf die Mängel ihrer Nebenmenschen, und wohin das führe, welche bösen Folgen es habe, und wie leicht es Streit erregen, das Vergnügen zerstören, Feindschaft erwecken könne, das ist theils bekannt genug, theils habe ich darüber schon etwas im Vorhergehenden gesagt. Es ist eben so klug, als pflichtmäßig, im Umgange mit Witzköpfen auf seiner Hut zu seyn. Nicht, daß man sich persönlich vor ihrer spitzen Zunge oder Feder fürchten müßte, denn das würde starkes Bewußtseyn eigener Erbärmlichkeit verrathen; sondern daß man nicht durch sie verführt werde, mit zu lästern; daß man sich und Andern dadurch nicht schade, und daß der gute Geist der Duldung nicht von uns weiche. Man bezeige daher wichtigen Einfällen, welche nicht von Bitterkeit und Bosheit frei sind, keinen zu lauten Beifall, bestärke die Witzbolde nicht in der Gewohnheit, ihren Witz auf anderer Menschen Unkosten spielen zu lassen, und lache nicht mit, wenn sie lästern und schmähen.

Ich sage: man hat gar nicht Ursache, satyrische Leute eigentlich zu fürchten; denn sind sie übrigens edle Männer, so werden sie, wenn sie auch über Thorheiten lachen und

spöten, doch den Charakter des redlichen Mannes schonen. Sind sie aber boshafte Spötter, so werden sie sich selbst mehr, als Andern schaden. — An den Mann von Würde wagt sich denn auch nicht leicht ein Solcher, wenigstens nicht zum zweiten Mal.

Trunkenbolde, grobe Wollüstlinge und alle andere Arten von lasterhaften Menschen sollte man zwar mit Abscheu fliehn, und ihren Umgang, wenn man kann, vermeiden; ist dies aber durchaus unmöglich, so bedarf es wohl keiner Erinnerung, daß man sich hüten müsse, von ihnen angesteckt, verblendet und verführt zu werden. Niemand halte sich von dieser Seite für unverführbar; im fortgesetzten Umgange mit solchen Menschen, besonders wenn sie übrigens manches Gute haben, schleicht sich unvermerkt ein Hang ein, von welchem man anfangs sehr weit entfernt war. Allein das ist nicht genug. Es ist Pflicht, ihren Ausschweifungen, möchten sie solche auch in das gefälligste Gewand hüllen, nicht nachzusehen, sie nicht zu entschuldigen, sondern vielmehr, wo es mit Klugheit geschehen kann, einen erklärten Abscheu dagegen zu zeigen; es ist Pflicht, und recht heilige Pflicht, an unzüchtigen, schmutzigen Gesprächen niemals und auf keinerlei Art beifälligen Antheil zu nehmen. Man sieht in der großen Welt die sogenannten agréables débauchés mehrertheils die glänzendste Rolle spielen, und in manchen, besonders männlichen Cirkeln, die Unterhaltung auf Boten und Zweideutigkeiten hinausgehen, wodurch die Phantasie junger Leute erhitzt, mit schlüpfrigen Bildern erfüllt, und die schamloseste Unsittlichkeit weiter ausgebreitet wird. Zu diesem allgemeinen Verderbnisse der Sitten, zur Verspottung, vielleicht gar zur Verachtung der Keuschheit, Nüchternheit, Mäßigkeit und Schamhaftigkeit darf kein redlicher Mann auch

nur das Mindeste beitragen. Er muß vielmehr, so viel an ihm ist, ohne Ansehn der Person, sein Mißfallen daran bestimmt zu erkennen geben, und, wenn er es vergebens versucht hat, Menschen, die auf dem Wege des Lasters wandeln, durch freundschaftliche Warnung und Hinlenkung ihrer Thätigkeit an würdigere Gegenstände, zu bessern, ihnen wenigstens zeigen, daß er den Sinn für Reinigkeit und Tugend nicht verloren habe, und daß in seiner Gegenwart die Unschuld respektirt werden müsse.

25.

Einen ganz eigenen Abschnitt verdienen die Enthusiasten, überspannten, romanhaften Menschen, Kraftgenies und excentrischen Leute. Sie leben und weben in einer Atmosphäre von Phantasien, wie ein Fisch im nassen Elemente, und sind geschworne Feinde der kalten Ueberlegung. Mode=Lektüre, Romane, Schauspiele, geheime Verbindungen, Mangel an gründlichen, wissenschaftlichen Kenntnissen und Müßiggang stimmen einen großen Theil unserer heutigen Jugend auf diesen Ton; man trifft aber auch Schwärmer mit grauen Köpfen an. Sie streben ohne Unterlaß nach dem Außerordentlichen und Uebernatürlichen; verachten das naheliegende Gute, um nach fernen Erscheinungen zu greifen; versäumen das Nöthige und Nützliche, um Pläne für das Entbehrliche zu machen; legen die Hände in den Schooß, wo es Pflicht wäre, zu wirken, um sich in Handel zu mischen, die sie nichts angehen; reformiren die Welt, und vernachlässigen ihre häuslichen Geschäfte; finden das Wichtigste zu klein und das Abgeschmackteste erhaben;

haben eine entschiedene Abneigung gegen alles Deutliche, Verständige und Klare, und predigen das Unbegreifliche. Vergebens stellst Du ihnen die Gründe der gesunden Vernunft entgegen, und bittest sie, zu prüfen; sie werden Dich als einen gemeinen Menschen, ohne Gefühl, ohne Sinn für das Große, verachten, Mitleid mit Deiner Weisheit zeigen, und lieber an ein Paar andere Narren von ähnlichem Schwunge sich anschließen, die in ihren Unsinne einstimmen. Ist Dir's also darum zu thun, einen solchen Schwärmer zu überzeugen, oder auch nur einen wirksamen Einfluß auf ihn zu erhalten: so müssen Deine Gespräche warm und feurig seyn, und Du mußt mit eben so viel Enthusiasmus der gesunden Vernunft das Wort reden, womit er die Sache seiner Thorheit verfißt. Selten aber richtet man überhaupt mit solchen Menschen etwas aus, und es ist am besten gethan, der Zeit ihre Heilung zu überlassen. Indessen steckt zum Unglücke Schwärmerei an, wie der Schnupfen. Wer daher eine sehr lebhaft e Einbildungskraft hat, und nicht ganz sicher von der Herrschaft seines Verstandes über dieselbe ist, dem rathe ich, im Umgange mit Enthusiasten jeder Gattung auf seiner Hut zu seyn. Unsere Zeit hat ein unglückseliges Wohlgefallen an religiöser, theosophischer und mystischer Schwärmerei, und bringt manches zu Ehren, was zum Heil der Welt eine bessere Zeit verlacht und in den Staub geworfen hatte. So hört man z. B. jetzt einen Jakob Böhme rühmen und preisen, und alle die alten Kirchengesänge, welche in jeder Zeile eine Sünde gegen den guten Geschmack und gegen das gesunde Gefühl begehen, als Meisterstücke der Dichtkunst laut erheben, hört junge Mädchen, schon lange vor der Periode, in welcher sie von Rechts wegen in die Reihe der Betschwestern treten dürfen, gar andächtig singen, was sie bei gesundem Urtheil und Gefühl

zum Lächeln reizen müßte, und dergleichen Erscheinungen mehr, welche beweisen, wie behaglich es dem Menschen in seiner Schwachheit ist, von einem Extrem auf das andere überzuspringen*). Ich mag nicht entscheiden, welche von diesen Gattungen der Schwärmerei die gefährlichste ist, halte aber doch dafür, daß diejenigen, welche auf politische, halb phantastische, halb jesuitische Pläne und auf Welt-Reformation hinausgehen, wenigstens nicht zu den unschädlichsten Donquixoterien gehören; ich glaube dies um so fester, da gerade diese Art von Schwärmer-Systemen am meisten Verwirrung im Staate anrichten kann, und die blendendste Außenseite zu haben pflegt, statt daß die übrigen halb Langleweile machen, und nur schiefe und mittelmäßige Köpfe anhaltend beschäftigen. Man gewöhne sich daher, im Umgange mit den Aposteln solcher Systeme, die jedem Niedermanne sonst so theuren Ausdrücke: Heil der Welt, Freiheit, Gleichheit, Rechte der Menschheit, Religiosität, Christenthum, Glaube und dergleichen, für nichts anders, als für Lockspeise, oder höchstens für gutgemeinte leere Worte zu nehmen, mit denen diese Leute spielen, wie die Schulknaben mit den oratorischen Figuren und Tropen, welche sie in ihren magern Exercitien anbringen müssen.

Kraft-Genies und excentrische Leute lasse man laufen, so lange sie sich noch nicht gänzlich zum Einsperren qualificiren. Die Erde ist so groß, daß eine Menge Narren neben einander Platz darauf hat.

*) In dieser Stelle liest man mit Verwunderung unsere Zeit aufs getreueste dargestellt und wird versucht, zu glauben, sie müsse im Jahre 1829 geschrieben seyn.

Setzt noch ein Wort von Andächtlern, Frömmlern, Heuchlern und abergläubischen Leuten, welche mit den eben beschriebenen nur darin eine Klasse ausmachen, daß sie eine Freude an der Uebertreibung, und eine Scheu vor der Vernunft und deren Lichte haben.

Wenn es mit seinen Empfindungen für die Religion, mit seiner Wärme für Gottesliebe, Gottesfurcht und Gottesverehrung und mit seiner Anhänglichkeit an die gottesdienstlichen Gebräuche der Kirche, zu welcher er sich in seinem Herzen bekennt, ein aufrichtiger Ernst ist, der hat die gegründetsten Ansprüche auf unsere Achtung. Sollte ihm auch das Wesen der Religion nichts weiter als bloßes Gefühl seyn, ohne allen Gebrauch seiner ihm von Gott verliehenen Leiterin, der Vernunft; — sollte sich auch, unserer Meinung nach, eine erhitze Phantasie in seine religiösen Empfindungen mischen; — sollte er auch eine zu große Anhänglichkeit für gewisse Ceremonien, Gebräuche und Systeme haben: so verdient er, wenn er übrigens ein redlicher Mann, ein praktischer Christ ist, Duldung, Schonung und Brudersliebe. Allein um desto verachtungswürdiger ist ein Heuchler und Kopfhänger, ein gleisnerischer Bösewicht, der hinter der Larve der Heiligkeit, Sanftmuth und Religiosität den wolüstigen Verführer, den tückischen Verleumder, Aufrührer, Anheizer, rachgierigen Bösewicht, oder den fanatischen Verfolger versteckt. Beide Arten von Leuten sind aber nicht schwer zu unterscheiden. Der fromme Edle ist gerade, offen, still und heiter, nicht übertrieben höflich, nicht übertrie-

Ben zuvorkommend, noch übertrieben demüthig, aber liebevoll, einfach und zutraulich in seinem Betragen. Er ist nachsichtig, milde und duldsam, redet auch nicht viel, außer mit vertrauten Freunden, über religiöse Gegenstände; der Heuchler hingegen pflegt süß, kriechend, schmeichelnd, immer auf seiner Hut, ein Sklave der Großen, ein Anhänger der Herrschenden Partei, ein Freund der Glücklichen, nie ein Vertheidiger der Verlassenen zu seyn. Er führt Rechtschaffenheit und Religion ohne Unterlaß im Munde, gibt seine reichen Almosen, und erfüllt seine christlichen Liebespflichten mit Geräusch und Aufsehen, klagt und seufzt über die Gottlosigkeit unserer Zeit und über die Verächter des Christenthums, verdammt gern, und gibt zu erkennen, daß Dieser und Jener ein Irrgläubiger sey. Hüte Dich, solchen Pharisäern auf irgend eine Weise in die Hände zu fallen; fliehe sie; tritt ihnen nicht auf den Fuß; beleidige sie nicht, wenn Dir Deine Ruhe lieb ist!

Ubergläubische Leute, die Ammen-Mährchen, Gespenster-Gistörchen und dergleichen lieben und mit großer Ernsthaftigkeit erzählen, sind nicht durch Gründe der Philosophie und durch vernünftige Vorstellungen und Zweifel von ihrem Wahne zu befreien, am wenigsten aber durch Declamationen, Verspottung und Ereiferung. Es ist da kein anderes Mittel, als ihnen nicht eher zu widersprechen, bis man zugleich eine einzelne Thatfache strenge und kaltblütig untersuchen, und sie mit eignen Augen von dem Betrüge oder Ungrunde überzeugen kann, obgleich es wahrlich unbillig ist, daß man Dem, welcher eine übernatürliche Erscheinung behauptet, den Beweis erläßt, und ihn Demjenigen auflegt, der die Rechte der Vernunft vertheidigt.

Nicht toleranter, als die Frömmeler, pflegen ihre Gegenzufüßler, die Deisten, Freigeister und Religions-
Spötter von gemeinem Schlage zu seyn. Ein Mann, der unglücklich genug ist, sich von der Wahrheit, Heiligkeit und Nothwendigkeit der christlichen Religion nicht überzeugen zu können, verdient Mitleiden, weil er einen sehr wesentlichen Vorzug, einen kräftigen Trost im Leben und Sterben entbehrt; er verdient mehr als Mitleiden, er verdient Liebe und Achtung, wenn er dabei seine Pflichten als Mensch und Bürger, so viel an ihm ist, treulich erfüllt und Niemand in seinem Glauben irre macht. Wenn aber die Religionsspöterei in einem lasterhaften Herzen, in der Sucht, durch Wiß und Scharfsinn zu glänzen, und in einem wahnsinnigen Dünkel eigener Weisheit und Untrüglichkeit ihre Quelle hat, und darauf ausgeht, Proselyten zu machen, wenn sie öffentlich mit schalem Wiße, oder nachgebeteten voltairischen Floskeln, der Lehren spottet, auf welche andere Menschen ihre einzige Hoffnung, ihre zeitliche und ewige Glückseligkeit bauen; wenn der Religionsverächter verachtet, verleumdet und schimpft, und Jedem einen Heuchler oder heimlichen Jesuiten schilt, der nicht wie er denkt: so ist ein solcher böseartiger Thor unserer Verachtung werth, werth, daß man ihm diese Verachtung zeige, wäre er auch ein noch so vornehmer Mann; und wenn man es für vergebliche Mühe hält, seinem Gewäsche ernsthafte Gründe entgegenzusetzen: so bringe man ihn wenigstens durch ernsthafte Bekämpfung zum Schweigen!

Ueber die Art, wie man schwermüthige, tolle und rasende Menschen behandeln müsse, sollte billig ein philosophischer Arzt ein eigenes Werk schreiben. Dieser Mann müßte Leute von der Art in und außer den Hospitälern aufsuchen, dieselben genau und in verschiedenen Jahreszeiten und Mondesveränderungen beobachten, und aus den Resultaten dieser Untersuchungen ein ganzes System ausarbeiten. Mir fehlt es an der Menge von Thatfachen, so wie an medicinischen Kenntnissen dazu, und hier würde eine weitläufige Abhandlung über diesen Gegenstand auch zu viel Raum wegnehmen, da ich schon so manches Blatt mit Bemerkungen über den Umgang mit nicht eingesperrten Narren angefüllt habe. Also nur noch wenige Zeilen darüber!

Der wichtigste Punkt scheint bei solchen Kranken anfangs der zu seyn, daß man die erste Quelle ihres Uebels auffuche, daß man ausmittle, ob und wie dieselben, entweder durch Zerrüttung einzelner Organe, oder durch Gemüthsleiden, heftige Leidenschaften, oder Unglücksfälle entstanden seyen. Zu diesem Endzwecke muß man Acht geben, womit sich ihre Phantasie in den Augenblicken der Raserei oder Verwirrung, und außer denselben, beschäftige, worüber ihre Einbildungskraft brüte. Da würde sich's denn zeigen, daß man, um diese Unglücklichen nach und nach zu heilen, mehrtheils nur auf einen einzigen Punkt zu wirken, in ihnen auf vorsichtige Weise nur eine einzige herrschende Grille zu zerstören oder zu modificiren brauchte. Ferner würde es

wichtig sehn, darauf Acht zu geben, welche Art von Wetterveränderung, Jahreszeit und Mondeswandlung Einfluß auf ihre Krankheit habe, um die glücklichen Augenblicke zur Behandlung und Rettung zu nützen. Endlich habe ich bemerkt, daß das Einsperren und jede harte Verfahrungsart fast immer das Uebel ärger macht. Ich muß bei dieser Gelegenheit mit wahren, aufrichtigem Lobe der Einrichtung Erwähnung thun, welche im Irrenhause in Frankfurt am Main herrscht, und welche ich vielfältig zu beobachten Gelegenheit gefunden habe. Man läßt dort die Wahnsinnigen, wenn es nur irgend ohne Gefahr geschehen kann, wenigstens in den Jahreszeiten, von welchen man weiß, daß alsdann ihre Tollheit weniger heftig ist, unter unmerklicher Beobachtung frei im Hause und Garten herumgehen; und der Zuchtmeister verfährt so sanft und liebevoll mit ihnen, daß viele derselben nach einigen Jahren völlig geheilt wieder herauskommen, und eine größere Anzahl höchstens nur melancholisch bleibt, und allerlei Handarbeiten zu verrichten im Stande ist, indeß diese Menschen in manchen andern Hospitälern durch Einsperrung und Härte vielleicht im höchsten Grade wüthend geworden sehn würden.

Man kann aber auch schwache Menschen stufenweise um ihren Verstand bringen, wenn man eine heftige Leidenschaft, von welcher sie regiert werden, sey es Liebe, Hochmuth oder Eitelkeit, nährt, reizt und dann wieder kränkt. Zwei solcher elenden Geschöpfe erinnere ich mich gesehen zu haben. Der Eine trug ein Hofnarrenkleid an dem Hofe des Fürsten von * * *. Er war in der Jugend ein Mensch von feinem Kopfe, guten Anlagen und voll Wiß gewesen; noch lobeten davon in ruhigen Augenblicken Flammen hervor. Er hatte studiren sollen, aber nichts gelernt, sondern sich einem

lieberlichen Leben überlassen. Als er darauf in sein Waterstädtchen zurückkam, behandelte man ihn als einen unwissenden Müßiggänger, und er selbst fühlte, daß er weiter nichts war. Er hatte aber einen ungeheuren Hochmuth, und war nicht gänzlich arm. Von seiner Familie und den Leuten seines Standes verstoßen, fing er nun an, mit den Hofofficianten des Fürsten von * * * sich herumzutreiben. Seine lustigen Einfälle zogen sogar die Aufmerksamkeit dieses sehr muntern Herrn auf ihn. Er wurde bald vertraut mit demselben und mit dem ganzen Hofe, wodurch anfangs seine Eitelkeit gekitzelt wurde; doch endigte sich das natürlicherweise damit, daß man ihn mißbrauchte, und als einen privilegirten Spasmmacher betrachtete. Dies war indessen immer noch eine Art von Existenz, die ihm behagte, so lange die Sache in gewissen Schranken blieb, und es ihm erlaubt war, auf vertraulichem Fuße mit vornehmen Leuten umzugehen, und ihnen zuweilen derbe Wahrheiten zu sagen. Weil diese aber sich nicht umsonst so weit herablassen wollten, auch nicht zu aller Zeit gleich gut aufgelegt waren, seinen Wiß, der zuweilen in das Grobe fiel, anzunehmen: so erfuhr er Demüthigungen aller Art, bekam zuweilen Schläge, und konnte doch nun nicht mehr zurück, indem ihm seine Verwandten und Bekannten in der Stadt mit äußerster Verachtung begegneten, und sein kleines Vermögen geschmolzen war. — Und so sank er denn immer tiefer. Er wurde gänzlich abhängig vom Hofe; der Fürst ließ ihm eine buntschädige Kleidung machen, und es war kein Küchenjunge im Schlosse, der nicht das Recht zu haben glaubte, einen Spaß von ihm zu begehren, oder ihm für einen Schoppen Wein einen Nasenstüber zu geben. Aus Verzweiflung berauschte er sich nun täglich; und war er ja einmal nüchtern, so nagten die Vorstellungen seiner fürchterlichen Lage, das Gefühl

der unebnen Rolle, welche er spielte, die Anstrengung, neue Späße zu erfinden, um nicht auf immer verstoßen zu werden, und sein aufwachender Hochmuth an seiner Seele, in-
 deß er seinen Körper durch Ausschweifungen zerrüttete. Er wurde wirklich ein Narr; und einmal so rasend, daß man ihn ein halbes Jahr hindurch an der Kette verwahren mußte. Als ich ihn sah, war er ein alter Mann, trieb sich in einem armseligen Zustande umher, wurde als ein verrückter Mensch angesehen, war aber mehr ein Gegenstand des Widerwillens, als des Mitleidens, und hatte doch noch helle Augenblicke, in welchen er ungewöhnlichen Scharfsinn, Witz und Genie verrieth, auch, wenn er einen halben Gulden erbetteln wollte, auf eine feine Weise zu schmeicheln, und mit so schlauer Menschenkenntniß die schwachen Seiten der Leute zu fassen verstand, daß ich nicht wußte, ob ich mehr über die Leute, die ihn so tief hinabgestoßen hatten, oder über seine Verirrungen seufzen sollte.

Von dem Umgange unter Menschen von verschiedenem Alter.

I.

Der Umgang unter Menschen von gleichen Jahren scheint freilich viel Vorzüge und Annehmlichkeiten zu haben. Aehnlichkeit in der Denkungsart und wechselseitige Austauschung solcher Ideen, die gleich lebhaft die Aufmerksamkeit und die Theilnahme erregen, fesseln die Menschen an einander. Jedem Alter sind gewisse Neigungen und leidenschaftliche Triebe eigen. In der Folge der Zeit verändert sich die Stimmung; man rückt nicht mehr fort mit dem Geschmacke und der Mode; das Herz ist nicht mehr so warm und nicht mehr so empfänglich für das Neue; Lebhaftigkeit und Phantasie werden herabgestimmt; manche glückliche Täuschungen sind verschwunden; viele Gegenstände, die uns theuer waren, sind um uns her abgestorben, entwichen, unsern Augen entrückt; die Gefährten unserer glücklichen Jugend sind fern von uns, oder schlummern schon im Grabe; der Jüngling hört die Erzählungen von den Freuden unserer schönsten Jahre nur aus Gefälligkeit ohne Gähnen an. Gleiche Erfahrungen ge-

ben reichhaltigern Stoff zur Unterhaltung, als die aus einer längst entschwundenen, der Jugend fremden Zeit. — Das Alles leidet keinen Widerspruch; doch rückt Verschiedenheit der Temperamente, der Erziehung, der Lebensart und der Erfahrungen diese Grenzlinien oft vor und zurück, so daß viele in gewissem Betrachte ewig Kinder bleiben, indeß andere vor der Zeit Greise werden. Der an Leib und Seele abgestumpfte Jüngling, der alle Welt-Lüste bis zum Ekel geschmeckt hat, findet freilich wenig Genuß im Kreise junger unschuldiger Landleute, die noch Sinn für einfache Freuden haben; und der alte Biedermann, der nicht weiter, als höchstens in einem Umkreise von fünf Meilen sich von seiner Heimath entfernt hat, ist unter einem Haufen erfahrener und belebter Residenz-Bewohner, mit ihm von gleichem Alter, eben so wenig an seinem Plaze, wie ein betagter Kapuziner in einer Gesellschaft von alten Gelehrten. Dagegen aber binden auch manche Neigungen, zum Beispiel die noblen Passionen der Jagd, des Spiels, der Medisance und des Trunks vielfältig Greise, Jünglinge und alte Weiber recht herzlich an einander; doch dies sind Ausnahmen, welche die Regeln für den Umgang mit Personen von verschiedenem Alter nicht überflüssig machen. Ein gutes Zeichen ist es, daß jetzt nicht mehr eine so strenge Absonderung der Jungen und Alten Statt findet, und diese gelernt haben, sich zu jenen herabzulassen; nur daß diese Herablassung sehr oft zu weit getrieben wird, so daß die Alten wohl zuweilen vergessen, was sie ihrem Alter schuldig sind. Die Musik hat nach und nach das Alter der Jugend näher gebracht, und das vertrauliche Du zwischen Kindern und Aeltern hat das Uebrige gethan. Der Ton, den die Jugend annimmt, wenn sie immer sich selbst überlassen ist, pflegt nicht der sittlichste zu seyn; manche gute Einwirkung wird verhindert, und alte

Leute bestärken sich in der Selbstsucht, im Mangel an Duldung, und werden mürrische Hausväter, wenn sie keine andere, als solche Menschen um sich sehen, die mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen, sobald von Lobeserhebung alter Zeiten und Heruntersetzung der gegenwärtigen, deren Ton und Vorzüge sie nie kennen lernen, oder nie zugestehen, die Rede ist.

2.

Selten nehmen ältere Leute so billige Rücksicht, daß sie sich in Gedanken an die Stelle jüngerer Personen setzen, und die Freuden derselben nicht stören, sondern vielmehr zu befördern und durch Theilnahme zu erhöhen suchen. Sie denken sich nicht in ihre eigenen Jugendjahre zurück; Greise verlangen von Jünglingen dieselbe ruhige, nüchterne, kaltblütige Ueberlegung, Abwägung des Nützlichen und Nöthigen gegen das Entbehrliche, dieselbe Gesegtheit, die ihnen Jahre, Erfahrung und physische Herabspannung gegeben haben. Die Spiele der Jugend scheinen ihnen unbedeutend, die Scherze leichtfertig. Es ist aber auch wahrlich keine leichte Aufgabe, sich so ganz in die Lage zurückzudenken, in welcher wir vor zwanzig oder dreißig Jahren waren, und bei dem besten Willen entstehen daraus manche unbillige Urtheile und manche Uebereilungen bei Erziehung der Jugend. — O, laßt uns doch lieber selbst so lange als möglich jung bleiben, und, wenn der Winter unsers Lebens unser Haar bleicht, und nun das Blut langsamer durch die Adern rollt, das Herz nicht mehr so laut im Busen pocht,

doch mit theilnehmender Freude auf unsere jüngeren Brüder herabsehen, die noch Frühlings-Blumen pflücken, wenn wir, dicht eingehüllt, am häuslichen, väterlichen Herde Ruhe suchen! Lasset uns nicht durch platte Gemeinssprüche die süßen Freuden der Phantasie niederpredigen! Wenn wir zurückschauen auf jene seligen Tage, wo ein einziger Liebesblick des holden Mädchens, das jetzt eine alte runzlichte Matrone ist, uns bis in den dritten Himmel entzückte, wo bei Musik und Tanz jede Nerve in uns anschlug; wo Scherz und Witz jeden trüben Gedanken verjagten; wo süße Träume, Ahnungen und Hoffnungen unser Leben erheiterten; wie sollten wir nicht mit duldsamer Nachsicht die laute Freude und den unschuldigen Uebermuth der Jugend ertragen, und versuchen, mit den Fröhlichen fröhlich und selbst mit den Lustigen lustig zu sehn! — Mit zärtlicher Ehrerbietung drängen sich dann Kind, Knabe, Mädchen und Jüngling um den freundlichen alten Mann, der sie zu unschuldiger Fröhlichkeit aufmuntert. Ich bin als Jüngling mit so lebenswürdigen alten Damen umgegangen, daß ich wahrlich, wenn ich die Wahl gehabt hätte, an ihrer Seite lieber mein Leben hingebracht haben würde, als bei manchen hübschen, jungen Mädchen; und wenn bei großen Tafeln mich, als einen jungen Menschen, die Reihe traf, neben einer geistesarmen Schönheit Platz zu nehmen, habe ich oft den Mann beneidet, dem sein Rang ein Recht gab, der Nachbar einer verständigen, muntern alten Frau zu sehn.

3.

So schön aber diese gutmüthige Herablassung zu der Stimmung der Jugend ist, so lächerlich muß es uns vorkommen, wenn ein Greis so sehr Würde und Anstand verleugnet, daß er in Gesellschaft den Stutzer oder den lustigen Studenten spielt; wenn die Dame ihre vier Lustra vergißt, sich wie ein junges Mädchen kleidet, herauspuckt, kokettirt, die alten Gliedmaßen beim Tanze durcheinander wirft, oder spätern Generationen Eroberungen streitig machen will. Solche Scenen bewirken Verachtung; nie müssen Personen von gewissen Jahren Gelegenheit geben, daß die Jugend ihrer spotte, und die Ehrerbietung, oder irgend eine der Rücksichten vergesse, die man ihnen schuldig ist.

4.

Es ist indessen nicht genug, daß der Umgang älterer Leute den jüngern nicht lästig und hinderlich werde: er muß ihnen auch Nutzen schaffen. Eine größere Summe von Erfahrungen berechtigt und verpflichtet Jene, Diese zu unterrichten, zurecht zu weisen, ihnen durch Rath und Beispiel nützlich zu werden. Dies muß aber ohne Pedanterie, ohne Stolz und Anmaßung geschehen, ohne auf eine lächerliche Weise Alles anzupreisen, was alt, Alles zu verwerfen, was neu ist, ohne beständige Huldbigung und unterthänige Aufwartung zu fordern, ohne Langeweile zu erregen, und ohne sich aufzubringen. Der Alte soll sich vielmehr auffuchen

lassen; und das wird gewiß nicht fehlen, da gutgeartete junge Leute sich's zur Ehre zu rechnen pflegen, mit freundlichen und verständigen Greisen umgehen zu dürfen, und es der Unterhaltung mit einem solchen, der so viel Merkwürdiges gesehen und erlebt hat, und davon gut zu erzählen weiß, nicht an Reiz fehlt.

5.

So viel über das Betragen bejahrter Personen gegen jüngere Leute! Setzt noch etwas von dem Betragen der Jünglinge im Umgange mit Männern und Greisen!

In unsern, von Vorurtheilen so säuberlich gereinigten, aufgeklärten Zeiten werden manche Empfindungen, welche die Natur uns eingeprägt hat, weggvernünftelt. Dahin gehört denn auch das Gefühl der Ehrerbietung gegen das hohe Alter. Unsere Jünglinge werden früher reif, früher Flug, früher gelehrt; durch fleißige Lektüre, besonders der wohlgefüllten Journale, ersetzen sie, was ihnen an Erfahrung und Einsicht fehlt; dies macht sie so weise, über Dinge entscheiden zu können, wovon man ehemals glaubte, es würde vieljähriges, emsiges Studium dazu erfordert, nur einigermaßen Klar darin zu sehen. Daher entsteht auch jenes kühne Selbstvertrauen und jene stolze Zuversicht, die schwächere Köpfe für Unverschämtheit halten, jene Ueberszeugung des eigenen Werths, mit welcher unbärtige Knaben heut zu Tage auf alte Männer herabsehen, und Alles verwerfen und verurtheilen, was nicht mit ihrer untrüglichen Ansicht übereinstimmt. Das Höchste, was ein Mann von

älteren Jahren von diesen gestrengen Richtern erwarten darf, ist gnädige Nachsicht, züchtigende Kritik, wohlmeinende Zurechtweisung und Mitleiden mit ihm, der das Unglück gehabt hat, nicht in diesen glücklichen Tagen, in welchen die Weisheit, ungesäet und ungepflegt, wie Manna vom Himmel regnet, geboren worden zu seyn. Ich, der ich auch das Schicksal gehabt habe, in einem Jahre zur Welt zu kommen, in welchem der größte Theil der Polyhistoren, von denen ich hier rede, ihre jetzt so scharfen Zähne noch am Wolfszahn übten, oder gar noch Embryonen waren, — ich habe es nicht zu jenem Grade von Aufklärung bringen können, und muß daher um Verzeihung bitten, wenn ich hier einige Regeln zu geben wage, die ziemlich nach der alten Mode schmecken werden. — Doch zur Sache!

6.

Es gibt viele Dinge in dieser Welt, die sich durchaus nicht anders, als durch Erfahrung lernen lassen, es gibt Wissenschaften, die durchaus ein anhaltendes Studium, vielfaches Betrachten von verschiedenen Seiten, und kälteres Blut erfordern, so daß ich glaube, auch das feurigste Genie, der feinste Kopf sollte einem bejahrten Mann, der selbst bei schwächeren Geistesgaben eine reiche Erfahrung auf seiner Seite hat, in den mehrsten Fällen einiges Zutrauen, einige Aufmerksamkeit nicht versagen. Und wäre auch nicht von wissenschaftlichen Fächern die Rede, so ist doch wohl im Ganzen unleugbar, daß die Summe mannichfaltiger Erfahrungen, die jeder in der Welt lebende Mann in einer

langen Reihe von Jahren einsammelt, ihn in den Stand setzt, schwankende Ideen zu berichtigen, idealische Grillen in ihrer Richtigkeit darzustellen, und diejenigen zurecht zu weisen, die von ihrer aufgeregten Phantasie, ihrem warmen Blute und reizbaren Nerven irre geführt werden, daß sie die Menschen und die Dinge um sich her aus einem richtigen Gesichtspunkte betrachten. Endlich dünkt es mich so schön, so edel, Dem, welcher nun nicht lange mehr die Genüsse und Freuden dieser Welt schmecken kann, den Rest des Lebens, in welchem gewöhnlich Sorgen und Bekümmernisse zunehmen und der Genuß abnimmt, so leicht als möglich zu machen, daß ich kein Bedenken trage, dem Jünglinge und Knaben die uralte Lehre auf's Neue zuzurufen: „Vor einem grauen Haupte sollst Du aufstehen und das Alter ehren! Suche den Umgang älterer und kluger Leute! Verachte nicht den Rath der Ältern Vernunft, die Warnung des Erfahrenen! Thue dem Greise, was Du willst, daß man Dir thun solle, wenn einst Deiner Scheitel Haar ergraut seyn wird! Pflege seiner und verlaß ihn nicht, wenn die wilde und leichtfertige Jugend ihn flieht!“

Uebrigens aber ist es auch gewiß, daß es sehr viele alte Secken gibt, an welchen sich das Sprichwort: „Alter schadet der Thorheit nicht,“ bewährt, und dagegen hie und da weise Jünglinge, die schon geerntet haben, wo Andere kaum ihr Handwerksgeräthe zum Graben und Pflügen schleifen.

7.

Nun noch etwas von dem Umgange mit Kindern; aber nur sehr wenig! Denn hiervon weitläufig reden, das

hiesse, ein Werk über Erziehung schreiben, und dies ist ja nicht mein Zweck.

Der Umgang mit Kindern hat für einen verständigen Mann unendlich viel Interesse. Hier sieht er das Buch der Natur in unverfälschter Ausgabe aufgeschlagen. Er sieht den wahren, einfachen Grundtext, den man nachher nur unter dem Wuste von fremden Glossen, Verzierungen und Verbrämungen herausfinden kann; die Anlage zu der Eigenthümlichkeit des Charakters, die nachher leider gewöhnlich entweder ganz verloren geht, oder sich hinter der Larve der feinen Lebensart und hinter conventionelle Rücksichten versteckt, liegt noch offen da; über viele Dinge urtheilen Kinder, von Systemgeist, Leidenschaft und Gelehrsamkeit unverführt, weit richtiger, als Erwachsene; sie empfangen manche Eindrücke weit schneller, haben noch eine große Anzahl Vorurtheile weniger gefaßt. — Kurz, wer Menschen studiren will, der versäume nicht, sich unter Kinder zu mischen! Allein der Umgang mit denselben erfordert auch eine Vorsicht und Behutsamkeit, eine Klugheit und Selbstbeherrschung, die im Umgange mit älteren Personen unnöthig ist. Heilige Pflicht ist es, ihnen auf keine Weise Aergerniß zu geben; sich leichtfertiger Reden und Handlungen zu enthalten, die von Niemand so lebhaft, als von den, auf alles Neue so aufmerksam horchenden und Alles so fein beobachtenden Kindern aufgefangen werden; ihnen in jeder Tugend, in Wohlwollen, Treue, Aufrichtigkeit und Anständigkeit voran zu gehen; — kurz, zu ihrer Bildung alles nur Mögliche beizutragen.

Immer herrsche Wahrheit in Deinen Reden und in Deinem Betragen gegen diese jungen Geschöpfe! Laß Dich herab (jedoch nicht auf eine Weise, die ihnen selbst lächer-

lich vorkommen muß) zu dem Tone, der ihnen nach ihrem Alter verständlich ist! Zerre, täusche und necke die Kinder nicht, wie einige Leute die Gewohnheit haben! — das hat böse Einflüsse auf den Charakter.

Gutgeartete Kinder werden durch einen ganz eigenen Sinn zu edlen, liebevollen Menschen hingezogen, wenn diese sich auch nicht besonders mit ihnen zu thun machen, da sie hingegen Andere fliehen, ob sie ihnen gleich außerordentlich gefällig sind. Reinheit, Güte und Einfalt des Herzens ist das große Zauberband, wodurch dies bewirkt wird, und dafür lassen sich also keine Vorschriften geben.

Ueber den Umgang mit Frauenzimmern.

1.

Ich will gleich zu Anfange dieses Kapitels feierlich erklären, daß ich kein Weiberfeind bin. — Zwar sollte es billig einer solchen Erklärung nicht bedürfen, weil es schon der gesunde Menschenverstand lehrt, und ich kühn sagen darf, daß meine Schriften nicht Gelegenheit geben, mich für einen Lasterer des schönen Geschlechts zu halten; doch der Schwärzen wegen füge ich es hinzu. Alles also, was ich hier im Allgemeinen zum Nachtheile des weiblichen Charakters sagen muß, soll der Verehrung unbeschadet gesagt seyn, die nicht nur jedes einzelne edle Weib und Mädchen, sondern die auch das Geschlecht, im Ganzen genommen, von so manchen Seiten verdient. Diese dunkeln zu verschweigen, um jene zu erheben, das ist das Werk eines feilen Schmeichlers; und der mag ich nicht seyn. Die mehrsten Schriftsteller aber, welche etwas über die Frauenzimmer sagen, scheinen sich's zum Geschäft zu machen, nur die Schwächen derselben aufzudecken — das ist noch weniger meine Absicht. Wenn ich aber über den Umgang mit Menschen schreibe, so

habe ich die Verpflichtung, auch die Schwächen in Erwägung zu ziehen, denen man nachgeben, die man schonen muß, um in dem Umgange mit Frauenzimmern weder ungerecht, noch ihr Sklave zu werden.

2.

Nichts ist so geschickt, der Bildung des Jünglings die Vollenbung zu geben, als der Umgang mit tugendhaften und gesitteten Weibern. Da werden die sanftern Tinten in den Charakter eingetragen; da wird durch mildere und feinere Züge manche Härte gemäßigt, mancher Flecken verwischt, — wer nie mit Weibern besserer Art umgegangen ist, der entbehrt nicht nur sehr viel reinen Genuß, sondern er wird es auch in seiner geselligen Bildung nicht weit bringen, und den Mann, der verächtlich vom ganzen weiblichen Geschlechte denkt und redet, mag ich nicht zum Freunde haben. Ich habe die seligsten Stunden in dem Kreise liebenswürdiger Frauenzimmer verlebt; und wenn etwas Gutes an mir ist, wenn, nach so vielfältigen Täuschungen von Menschen und Schicksalen, Erbitterung, Mißmuth und Feindseligkeit noch nicht alles Wohlwollen, alle Liebe und Duldung aus meiner Seele verdrängt haben, so danke ich es den sanften Einwirkungen, die dieser Umgang auf meinen Charakter gehabt hat.

3.

Die Weiber haben einen ganz eigenen Sinn, um diejenigen unter den Männern zu unterscheiden, welche mit ih-

nen sympathisiren, sie verstehen, sich in ihren Ton stimmen können. Man hat sehr Unrecht, wenn man ihnen Schuld gibt, körperliche Schönheit allein mache auf sie so lebhaft Eindrücke; sehr oft hat gerade der entgegengesetzte Fall Statt. Ich kenne Jünglinge mit Antinous-Gestalten, die ihr Glück bei dem schönen Geschlechte nicht machen, und hingegen Männer mit fast garstigen Larven, die demselben gefallen und seine Theilnehmung erwecken. Auch liegt nicht der Grund darin, daß sie die Klügern und Witzigern vorzögen, noch in der mehrern oder mindern Schmeichelei und Huldigung, sondern es gibt eine Art, mit Frauenzimmern umzugehen, die nur von ihnen selbst erlernt werden kann; und wer die nicht versteht, der mag mit allen innern und äußern Vorzügen ausgerüstet seyn — er wird ihnen nicht behagen. Es gibt Männer, die von der Gabe, den Frauenzimmern zu gefallen, großen Mißbrauch machen, denen man erwachsene Töchter anvertraut, die zu allen Tageszeiten bei den Damen freien Zutritt haben, weil man sie für arglos und ungefährlich hält, und ihnen Gutmüthigkeit zutraut, denen man eben deswegen sorglos die freiesten Scherze erlaubt und die man eben dadurch so gefährlich macht, daß man es, aber zu spät, bereut, ihnen so viel eingeräumt zu haben. Der Mißbrauch hebt indessen den erlaubten Gebrauch jener Kunst, zu gefallen, nicht auf. Ein kleiner Anstrich von weiblicher Sanftmuth; die aber ja nicht in unmännliche Schwäche übergehen darf; Gefälligkeiten, die nicht so groß, nicht so merklich seyn dürfen, daß sie Aufsehen erregen, oder größere Gegenforderung veranlassen, aber auch nicht so heimlich, daß sie übersehen würden; kleine, aber feine Aufmerksamkeiten, wofür sich kaum danken läßt, die also kein Recht geben, ganz anspruchlos zu seyn scheinen, und doch verstanden, doch angerechnet werden; eine

Art von Augensprache, die sehr von Liebäugeln unterschieden, nur von zarten, empfindungsvollen Herzen aufgefaßt wird, ohne in Worte übersezt werden zu dürfen; das Verbergen gewisser geheimen Gefühle; ein freier, treuherziger Umgang, der nie in dreiste, gemeine Vertraulichkeit ausarten darf; zuweilen sanfte Schwermuth, die nicht Langeweile macht; ein gewisser romanhafter Schwung, der weder in's Süßliche noch Abenteuerliche fällt; Bescheidenheit, ohne Schüchternheit; Unerfrodenheit, Muth und Lebhaftigkeit, ohne stürmisches Wesen; körperliche Gewandtheit, Geschicklichkeit, Behendigkeit, angenehme Talente; — ich denke, das ist es ungefähr, was den Weibern an uns gefallen könnte.

4.

Das Gefühl der Schutzbedürftigkeit und die Ueberzeugung, daß der Mann ein Wesen seyn müsse, das fähig sey, diesen Schutz zu verleihen, ist von der Natur auch denen Frauen eingepflanzt, die Stärke und Entschlossenheit genug haben, sich selbst zu schützen. Daher fühlen auch weichgeschaffene Damen eine Art von Widerwillen gegen schwächliche, gebrechliche Männer. Sie können gegen Leidende herzliches Mitleiden empfinden, zum Beispiel gegen Verwundete, Kranke und dergleichen; aber eigentliche, bleibende Gebrechlichkeiten, die den freien Gebrauch der Kräfte hemmen, werden die Zuneigung, selbst des sittsamsten Weibes, von Dir abwendig machen.

5.

Man hat oft den Damen vorgeworfen, daß sie sich vorzüglich für ausschweifende Männer interessiren. Wenn das wahr ist, so kann ich doch nichts durchaus Anstößiges darin finden. Sind sie, bei dem Bewußtseyn eigener Schwäche, duldsamer als wir, so macht das ihrem Herzen Ehre, allein wir Männer tadeln auch oft nur aus Neid solche glückliche Verbrecher von unserm Geschlechte; finden hingegen, wenn wir die Lovelace und Carl Moor nur auf dem Papiere oder auf der Schaubühne sehen, heimliches Wohlgefallen an ihnen. Der Grund von dem Allen liegt wohl in einem dunkeln Gefühle, welches uns sagt, daß zu Verirrungen von der Art eine gewisse Kraft des Gemüths, eine lebendige Thätigkeit und eine Empfänglichkeit des Gefühls gehöre, die immer Interesse erweckt. Uebrigens will man bemerkt haben, daß die mehrsten Frauenzimmer nur vorzüglich duldsam gegen hübsche Männer und gegen garstige Weiber sehen.

6.

Noch muß ich erinnern, daß die Frauenzimmer an den Männern Reinlichkeit und eine wohlgewählte, doch nicht phantastische Kleidung lieben, und daß sie leicht mit einem Blicke kleine Fehler und Nachlässigkeiten im Anzuge bemerken.

7.

Huldige nicht mehreren Frauenzimmern zu gleicher Zeit, an demselben Orte, auf etnerlei Weise, wenn es Dir darum zu thun ist, Zuneigung oder Vorzug von einer Einzelnen zu erlangen! Sie verzeihen uns kleine Untreuen, ja, man kann dadurch bei ihnen zuweilen sogar gewinnen; aber in dem Augenblicke, da man ihnen etwas von Empfindungen vorschwaht, muß man fühlen, was man sagt, und es nur für sie fühlen. Sobald sie merken, daß Du Dein zärtliches Gewäsche einer Jeden auskramst, ist Alles vorbei. Sie mögen, was sie uns sind, gern ungetheilt, allein und ausschließend bleiben.

8.

Zwei Frauenzimmer, die Forderungen und Ansprüche von einerlei Art machen, sey es nun von Seiten der Schönheit, Gelehrsamkeit oder sonst, stimmen in einer Gesellschaft nicht gut zusammen. Doch werden sie zuweilen mit einander fertig; kommt aber die Dritte hinzu, dann hat der böse Feind sein Spiel.

Hüte Dich daher auch, in Gegenwart einer Dame, die Ansprüche von irgend einer Art macht, eine andere, wegen gleicher Eigenschaften, zu sehr zu loben, besonders eine Nebenbuhlerin mit denselben Ansprüchen! Es pflegt allen Menschen, die ein Gefühl von eigenem Werthe, und Begierde zu glänzen haben, eigen zu seyn, daß sie gern aus-

schließlich bewundert werden mögen, es sey nun wegen Schönheit, wegen Geschmack, wegen Pracht, wegen Talente, wegen Gelehrsamkeit, oder weswegen es auch sey. Sprich daher auch nicht von Aehnlichkeiten, die Du findest, zwischen der Frau, mit welcher Du redest und ihren Kindern, oder irgend einer andern Person! Frauenzimmer haben zuweilen sonderbare Grillen; man weiß nicht immer, wie sie, nach ihrer Vorstellung, aussehen, oder gern aussehen möchten. Die Eine affectirt Simplicität, Unschuld, Naivität; die Andere macht Anspruch auf hohe Grazie, Adel und Würde im Gang und Geberde. Die Eine sähe es gern, wenn man sagte: ihr Gesicht verrathe viel Sanftmuth; eine Andere möchte männlich, klug, entschlossen, geistvoll, erhaben aussehen. Die möchte mit ihren Blicken zu Boden stürzen können, Jene mit ihren Augen alle Herzen wie Butter schmelzen. Die Eine will ein gesundes und frisches, die Andere ein kränkliches, leidendes Ansehen haben. — Das sind nun kleine unschädliche Schwachheiten, nach denen man sich wohl richten kann oder vielmehr muß, wenn man mit Damen umgehen will.

9.

Die meisten Frauenzimmer wollen ohne Unterlaß angenehm unterhalten seyn. Der angenehme Gesellschafter ist ihnen oft mehr werth, als der würdige, verdienstvolle Mann, von dessen Lippen Weisheit strömt, wenn er redet; der aber lieber schweigen, als leere Worte sprechen mag. Allein kein Gegenstand scheint ihnen unterhaltender, als ihr eigenes Lob, wenn es ihnen nicht gar zu stark in's Gesicht gesagt wird; — doch auch damit nehmen es Manche so genau nicht. Man

erhebe immer einmal die Schönheit einer alten Matrone. Man sehe immer einmal die Mutter für die Tochter im Hause an! — Sie werden uns darum die Augen nicht auskriegen. Ueberhaupt aber ist es mit dem Alter der Frauenzimmer ein eiglicher Punkt. Man thut am besten, diese Salte gar nicht zu berühren. Wenn man übrigens die Kunst versteht, ihnen Gelegenheit zu geben, zu glänzen, so bedarf man weiter keiner Unterhaltung, und man wird ihnen gewiß nicht unangenehm sehn. Ist das nicht bei allen Menschen mehr oder weniger der Fall? Gewiß! doch bei Weibern öfter, weil man wohl ohne Sünde ein wenig mehr Eitelkeit auf Rechnung ihres Geschlechts schreiben, als dem unsrigen Schuld geben darf.

10.

Auch die edelsten Weiber haben mehr abwechselnde Launen, sind weniger gleich gestimmt zu allen Zeiten, als wir Männer. Reizbarere Nerven, die leichter zu allerlei Gemüthsbewegungen in Schwingung zu bringen sind, und ein schwächerer Körperbau, der manchen unbehaglichen Gefühlen ausgesetzt ist, die wir gar nicht kennen, sind Schuld daran. Wundert Euch daher nicht, meine Freunde! wenn Ihr nicht jeden Tag denselben Grad von Theilnehmung und Liebe in den Augen derjenigen Damen zu finden glaubet, an deren Zuneigung Euch gelegen ist! Ertraget diese vorübergehenden Launen, aber hütet Euch in solchen Augenblicken der Verstimmung, Euch aufzubringen, oder zur Unzeit mit Wiß oder Trost angezogen zu kommen; sondern überlegt wohl, was sie in jeder Gemüthslage etwa gern hören möchten,

und wartet ruhig den Augenblick ab, wo sie selbst den Werth Eurer Nachsicht und Schonung fühlen, und ihr Unrecht gut machen!

11.

Die Frauenzimmer finden ein gewisses Vergnügen an kleinen Neckereien; mögen selbst denen Personen, die ihnen am theuersten sind, zuweilen unruhige Augenblicke machen. Auch hierin liegt der Grund in ihren Launen, und nicht in Bösartigkeit des Gemüths. Wenn man sich dabei vernünftig, duldsam, nicht stürmisch beträgt, noch durch eigne Schuld den kleinen Zwist nicht zu einem wirklichen, förmlichen Bruche heranwachsen läßt: so löschen sie in einer andern Stunde die Beleidigungen, die sie uns zugefügt haben, durch verdoppelte Gefälligkeit aus, und man erlangt dabei oft ein Recht mehr auf ihre Zuneigung.

12.

In solchen und allen übrigen kleinen Kämpfen und Streitigkeiten mit Frauenzimmern muß man ihnen den Triumph des Augenblicks lassen, nie aber sie merklich beschämen, denn das ist etwas, das ihre Eitelkeit selten verzeiht.

13.

Daß die Rache eines unedlen Weibes fürchterlich, grausam, dauernd und nicht leicht zu versöhnen sey, ist oft ge-

sagt, und in der That, man sollte es kaum glauben, welche Mittel solche Furien ausfindig zu machen wissen, einen ehrlichen Mann, von dem sie sich beleidigt glauben, zu martern, zu verfolgen; wie unauslöschlich ihr Haß ist; zu welchen niedrigen Mitteln sie ihre Zuflucht nehmen. Der Verfasser hat leider selbst eine Erfahrung von der Art gemacht. Ein einziger unbesonnener Schritt in seiner frühen Jugend reizte die Rache eines Weibes, das sich durch ihn gekränkt fühlte, so sehr, daß er nachher überall, wo er Schutz und Glück suchte, Widerstand und fast unübersteigliches Hinderniß fand; daß heimliche, durch allerlei Mittel gewonnene Verleumder mit bösen Gerüchten vor ihm hergingen, um jeden Schritt zu hindern, jeden unschuldigen Plan zu vereiteln, den er zu seinem Fortkommen und zum Wohle seiner Familie anlegte. Ihm half nicht das vorsichtigste, untadelhafteste Betragen, nicht die öffentliche Erklärung, wie sehr er sein Unrecht erkenne; die rachgierige Frau hörte nicht auf, ihn zu verfolgen, bis er endlich freiwillig Allem entsagte, wozu man die Hülfe Anderer braucht, und sich auf eine häusliche Existenz einschränkte, die sie ihm nicht rauben konnte. — Und das that eine Frau, in deren Macht es stand, viele Menschen glücklich zu machen, und die von der Natur mit seltenen Vorzügen des Körpers und des Geistes ausgerüstet war!

Es scheint übrigens in der Natur zu liegen, daß Schwächere immer grausamer in der Rache sind, als Stärkere; vielleicht, weil das Gefühl dieser Schwäche die Empfindung des erlittenen Drucks verstärkt, und lüsterner nach der Gelegenheit macht, auch einmal Kraft zu zeigen.

Es leben unter uns Männern Bösewichter, denen Tugend, Redlichkeit und die Ruhe ihrer Nebenmenschen so wenig heilig sind, daß sie unschuldige, unerfahrene Mädchen, wenn nicht durch schlaue Künste wirklich zum Laster verführen, doch mit falschen Erwartungen oder gar mit Versprechungen einer künftigen Eheverbindung täuschen, sich dadurch für den Augenblick eine angenehme Existenz verschaffen; die armen Getäuschten aber, die indeß ihretwegen jede Gelegenheit zu anderweitiger Versorgung unbenuzt ließen, unedel verlassen, um neue vortheilhaftere Verbindungen zu schließen. Die Schändlichkeit eines solchen Verfahrens wird ein Jeder wohl einsehen, der noch einen Funken von Gefühl für Ehre in seinem Busen trägt, und wem ein solches Gefühl fremd ist, für den schreibe ich nicht. Es gibt aber ein anderes, den Folgen nach nicht weniger schädliches, obgleich in Betracht der Absicht nicht so strafbares Betragen der Männer gegen gefühlvolle Frauenzimmer, worüber ich einige Worte zur Warnung sagen muß. - Es glauben nämlich Manche unter uns, es könne gar kein Interesse in den Umgang mit jungen Mädchen kommen, wenn man ihnen nicht Süßigkeiten sage, ihnen schmeichle, oder eine Art von Wärme und Herzens-Andringlichkeit aus Worten und Gebärden hervorleuchten lasse. Aber ein solches Betragen ist wahre Versündigung, denn es nährt nicht nur den ohnehin schon so großen Hang des Geschlechts zur Eitelkeit, sondern, da eben diese Eitelkeit und die Ueberzeugung von der Macht ihrer Reize gern jedes Honigwort für Sprache innerer Empfindung hält, so sehen die guten Mädchen, deren Leicht-

gläubigkeit kein edler Mann benutzen sollte, sich gleich in den Kopf, es sey ernstlich auf eine Heirath abgesehen. Der Stutzer merkt das nicht, oder wenn er es merkt, so ist er zu leichtsinnig, den Folgen nachzudenken; er verläßt sich darauf, daß er nie bestimmt etwas von Heiraths-Anträgen hat fallen lassen, und wenn er nun früh oder spät aufhört, einer solchen Schönen zu huldigen, so spricht er sich los von aller Schuld, und doch ist das Mädchen eben so unglücklich, als wenn er sie absichtlich betrogen hätte. Sie welkt dahin, die arme Verlassene, wenn bittere Täuschung einer lange genährten Hoffnung an ihrem Herzen nagt, indeß der süße Herr sorglos bei Andern herumschwärmt, und das Unglück nicht einmal ahnet, das er angerichtet hat.

Eine nicht minder gewöhnliche Art, junge Mädchen zu Grunde zu richten, ist, wenn man entweder durch leichtfertige Reden und luxuriösen Witz ihre Neugier und ihre Sinnlichkeit reizt, oder durch Erweckung romanhafter Begriffe ihre Phantasie erhitzt, ihre Aufmerksamkeit von solchen Gegenständen, womit sie, ihrem Berufe gemäß, sich beschäftigen sollten, ableitet, in ihnen den Sinn für einfaches häusliches Leben ertödtet, oder ein junges Landmädchen durch reizende Darstellung der Stadt-Freuden mit ihrer Lage unzufrieden macht. O habe doch Mitleiden, leichtsinniger Jüngling! mit diesen Armen, und nimm ihnen nicht unbarmherzig, was unersetzlich ist, die Zufriedenheit mit dem, was ihre Lage ihnen darbietet. Erkenne doch, wie unedel es ist, Schwachheit zu benutzen, um seiner Eitelkeit eine Nahrung zu bereiten, und wie edel dagegen, ein unbefangenes und argloses Herz mit Achtung und Schonung zu behandeln.

Ich muß gestehen, daß mich immer eine Art von Fieberfrost befällt, wenn man mich in Gesellschaft einer Dame gegenüber oder an die Seite setzt, die große Ansprüche auf Schöngeisterei, oder gar auf Gelehrsamkeit macht. Wenn die Frauenzimmer doch nur überlegen wollten, wie viel mehr Interesse diejenigen unter ihnen erwecken, die sich einfach an die Bestimmung der Natur halten, und sich unter dem Haufen ihrer Mitschwesteren durch treue Erfüllung ihres Berufs auszeichnen! Was hilft es ihnen, mit Männern in Fächern wetteifern zu wollen, denen sie nicht gewachsen sind, wozu ihnen mehrentheils die ersten Grundbegriffe fehlen, welche den Knaben schon von Kindheit an eingeprägt werden. Es gibt Damen, die neben allen häuslichen und geselligen Tugenden, neben der edelsten Einfalt des Charakters und neben der Anmuth weiblicher Schönheit, durch tiefe Kenntnisse, seltene Talente, feine Cultur, philosophischen Scharfsinn in ihren Urtheilen und Bestimmtheit im Ausdrucke, Gelehrte vom Handwerk beschämen. Allein wie geringe ist gottlob die Anzahl solcher Frauen! Und ist es nicht Pflicht, die einzugebildeten weiblichen Genies abzuschrecken, auf Kosten ihrer eigenen und der Männer Glückseligkeit, nach einer Höhe zu streben, die so Wenige erreichen?

Ueber den Umgang unter Freunden.

I.

Da bei dem Betragen gegen unsere Freunde Alles auf die Wahl derselben ankommt, so muß ich zuerst einige Bemerkungen über diesen Gegenstand vorausschicken. Keine freundschaftliche Verbindung pflegt dauerhafter zu seyn, als die, welche in der frühen Jugend geschlossen wird. Man ist da noch weniger mißtrauisch, weniger schwierig in Kleinigkeiten; das Herz ist offener, geneigter, sich mitzuthellen, sich anzuschließen; die Charaktere fügen sich leichter zusammen; man gibt von allen Seiten nach, und setzt sich in gleiche Stimmung; man macht gemeinschaftliche Erfahrungen, hat gemeinschaftliche Freuden und Genüsse, gibt sich mit unbeschränktem Vertrauen hin, und wird späterhin durch die süße Erneuerung der Jugendzeit immer wieder zu einander hingezogen. Dazu kommen dann Gewohnheit und Bedürfniß: wird Einer aus dem vertrauten Kreise durch den Tod hinweggerissen, so kettet das die übrigbleibenden Gefährten desto fester an einander. — Ganz anders ist die Ge-

müthsstimmung in spätern Jahren. Von Menschen und Schicksalen vielfältig getäuscht, werden wir verschlossener; trauen nicht so leicht; das Herz steht unter der Vormundschaft der Vernunft, die genauer abwägt und sich selbst Rath zu schaffen sucht, bevor sie sich Andern anvertrauet. Man fordert mehr, ist schwieriger in der Wahl, nicht mehr so lustern nach neuen Bekanntschaften, wird nicht so lebhaft betroffen von glänzenden Außenseiten; man hat ächtere Begriffe von sittlicher Vollkommenheit, von dauerhaften Bündnissen, von den Bedingungen einer gänzlichen Hingebung; der Charakter ist fester; die Grundsätze sind geläutert und befestigt, die Ansicht des Lebens ist eine höhere geworden. Darum wird es schwerer, eine dauerhafte Harmonie zu Stande zu bringen; und endlich sind wir in so manche Verbindungen verflochten, daß wir kaum Muße, und wenigstens selten Drang haben, neue zu schließen. Darum sollten Jugendfreunde nicht vernachlässigt, und Jugendfreundschaften immer wieder erneuert und belebt werden; es geht Unersehliches verloren, wenn man einen Jugendfreund verliert; sein Umgang ist die Würze des Lebens.

2.

Es ist ein ziemlich allgemein angenommener Grundsatz, daß zu vollkommener Freundschaft Gleichheit des Standes und der Jahre erfordert werde. „Die Liebe,“ sagt man, „sey blind; sie fessle, durch unerklärbaren Instinkt, Herzen an einander, die dem kalten Beobachter gar nicht für einander geschaffen zu seyn schienen; und da sie durch Gefühle, nicht durch Vernunft geleitet werde, so fielen bei ihr alle Rück-

sichten des Abstandes, den äußere Umstände erzeugen, weg. Die Freundschaft hingegen beruhe auf Harmonie in Grundsätzen und Neigungen; nun aber habe jedes Alter, so wie jeder Stand, seine ihm eigne Stimmung, nach der Verschiedenheit der Erziehung und Erfahrungen, und dessfalls finde unter Personen von ungleichen Jahren und ungleichen bürgerlichen Verhältnissen keine so vollkommene Harmonie Statt, wie zur Knüpfung des Freundschafts-Bandes erfordert werde.“

Diese Bemerkungen enthalten viel Wahres, doch habe ich schon zärtliche und dauerhafte Freundschaften unter Leuten wahrgenommen, die, weder dem Alter, noch dem Stande nach, sich ähnlich waren, und wenn man sich an dasjenige erinnert, was ich im Vorhergehenden gesagt habe, so wird man dies leicht erklären können. Es gibt junge Greise und alte Jünglinge. Feine Erziehung, Mäßigkeit in Wünschen, Freiheit in der Denkungsart und Unabhängigkeit der Lage erheben den Bettler zu einem Manne von hohem Stande, so wie verachtungswürdige Sitten, unedle Begierden und niedrige Gesinnungen selbst einen Fürsten zu dem Pöbel herabwürdigen können. Das ist aber zuverlässig gewiß, daß zu einer dauerhaften innigen Freundschaft Gleichheit in Grundsätzen und Empfindungen erfordert wird, und daß eine zu große Verschiedenheit in Fähigkeiten und Kenntnissen der Freundschaft nachtheilig ist. Darf denn in dieser Verbindung gerade das fehlen, was sie zur Quelle des edelsten Lebensgenusses und der reinsten Glückseligkeit macht? die Mittheilung der Gefühle, die sanfte, durch Theilnahme versüßte Warnung und Zurechtweisung? Und kann ich den mit Zustimmung meines Herzens meinen Freund nennen, dem meine Empfindungen völlig fremd sind, der kalt und gleichgültig

bleibt, wo meine Seele ganz Gefühl und Empfindung ist? Es gibt Menschen von erhabenen und edlen Eigenschaften des Geistes, die man nur bewundern darf, an welche man immer hinauffchauen muß, und diese Menschen verehrt man, — aber — man liebt sie nicht, oder man verzweifelt wenigstens daran, von ihnen wieder geliebt zu werden. In der Freundschaft müssen beide Theile gleichviel geben und empfangen können. Jedes zu große Uebergewicht von einer Seite, Alles, was die Gleichheit aufhebt, stört zugleich die Freundschaft.

3.

Warum haben sehr vornehme und sehr reiche Leute so wenig wahren Sinn für Freundschaft? Sie fühlen nicht dies edelste Seelen-Bedürfniß, weil ihre ganze Erziehung und Lebensweise die theilnehmenden Gefühle ertödtet und sie zu Sklaven der Selbstsucht macht. Ihre Leidenschaften zu befriedigen; rauschenden, betäubenden Freuden nachzurennen; immer zu genießen; geschmeichelt, gelobt, geehrt zu werden; darum ist es ihnen Allen mehr oder weniger zu thun. Von Personen ihres Gleichen werden sie durch Eifersucht, Neid und andere Leidenschaften getrennt; die Vornehmern suchen sie nur auf, wenn sie ihrer, zu Begünstigung eigennütziger oder ehrgeiziger Absichten bedürfen, die Geringern und Aermern aber halten sie in einer so großen Entfernung von sich, daß sie von ihnen weder die Wahrheit annehmen, noch den Gedanken ertragen können, sich ihnen gleichzustellen. Auch bei den Besten unter ihnen erwacht früh oder spät die Vorstellung, daß sie von besserem Stoffe seyen, und das erkaltet oder tödtet dann die Freundschaft.

4.

Allein selbst unter denen Menschen, die Dir an Stand, Vermögen, Alter und Fähigkeiten gleich sind, rechne nur auf die dauernde Freundschaft Derer, die nicht von unedlen, heftigen oder thörichten Leidenschaften beherrscht, noch von Launen und Grillen hin- und hergetrieben werden! Wer rastlos rauschenden Freuden und Zerstreuungen sich ergibt; wer wilden Begierden, der Wollust, dem Trunke, oder dem unglückseligen Spiele Alles aufopfern kann; wessen Abgott falsche Ehre, Gold oder sein eigenes Ich ist; wer, wankelmüthig in Grundsätzen und Meinungen, einen Charakter hat, der sich, wie Wachs, von Jedem in jede Form drücken läßt: der mag vielleicht ein guter Gesellschafter, aber nie wird er ein beständiger, treuer Freund seyn. Wo es auf Verleugnung, Aufopferung, auf Beharrlichkeit und Festigkeit ankommt, wird ein solcher Dich im Stiche lassen; Du wirst allein da stehen, und Dich hintergangen glauben, da doch Du allein Dich betrogst, indem Du unvorsichtig wähltest. Ueberhaupt malt unsere Phantasie uns die Menschen, wie wir gern möchten, daß sie aussähen, und wenn wir nun inne werden, daß die wirklichen Menschen unsern phantasirten ganz unähnlich sind, so grollen wir mit dem Leben.

5.

Man pflegt zu sagen: das sicherste Mittel, Freunde zu haben, sey — keiner Freunde zu bedürfen; aber der Gefühlvolle kennt diese falsche Selbstständigkeit nicht, er be-

darf der Freunde, und schämt sich dieses Bedürfnisses nicht. — Und sollte es denn wirklich so schwer seyn, in dieser Welt treue Freunde zu finden? Ich meine, nicht halb so schwer, als man gewöhnlich glaubt. Unsere empfindelnden jungen Herren machen sich nur zu überspannte Begriffe von der Freundschaft. Freilich, wenn wir gänzliche Hingebung, unbedingte Aufopferung, Verleugnung alles eignen Interesses, in kritischen Augenblicken blinde Ergreifung unserer Partei gegen eine bessere Ueberzeugung, sogar Bewunderung unserer Fehler, Billigung unserer Thorheiten, Mitwirkung bei unsern leidenschaftlichen Verirrungen, mit einem Worte: wenn wir mehr von unsern Freunden fordern, als Billigkeit und Gerechtigkeit von Menschen verlangen darf, die Fleisch und Bein sind, und freien Willen haben, so werden wir nicht leicht unter tausend Wesen eins finden, das sich so gänzlich in unsere Arme werfe. Suchen wir aber verständige Menschen, deren Hauptgrundsätze und Gefühle mit den unserigen übereinstimmen, kleine unmerkliche Verschiedenheiten abgerechnet; Menschen, die Freude finden an dem, was uns erfreuet; die uns lieben, ohne von uns bezaubert, das Gute in uns schätzen, ohne blind gegen unsere Schwächen zu seyn, die uns im Unglück nicht verlassen; uns in guten und reblischen Bestrebungen treu und standhaft beistehen, uns mit ungeheuchelter und herzlicher Theilnahme trösten, aufrichten, tragen helfen, für uns Alles aufopfern, was man ohne Verletzung seiner Ehre und der Gerechtigkeit gegen sich selbst und die Seinigen aufopfern darf, uns die Wahrheit nicht verhehlen, und mit Liebe aufmerksam auf unsere Mängel machen; suchen wir ernstlich Solche, so finden wir sie gewiß. — Viele? Nein! Vielleicht nur Einen, und das ist genug!

6.

Hast Du nun einen solchen treuen Freund gefunden, so bewahre ihn auch! Halte ihn in Ehren, auch dann, wenn das Glück Dich plötzlich über ihn erhebt, auch da, wo Dein Freund nicht glänzt, wo Deine Verbindung mit ihm durch die öffentliche Stimme nicht gerechtfertigt zu werden scheint! Schäme Dich nie Deines ärmern, weniger hochgeschätzten Freundes; beneide nicht den Dir vorgezogenen Freund! Hange fest an ihm, ohne ihm lästig zu werden! Fordere nicht mehr von ihm, als Du selbst leisten würdest; ja fordere nicht einmal so viel, wenn Dein Freund nicht in allen Stücken mit Dir einerlei Temperament, einerlei Fähigkeiten, einerlei Grad von Gefühl hat! Ergreife warm und eifrig die Partei Deines Freundes, aber nicht auf Kosten der Gerechtigkeit und Reiblichkeit! Du sollst nicht feinetwegen blind gegen die Tugenden Anderer seyn, noch, wenn Du die Macht in Händen hast, eines würdigen, geschickten Mannes Glück zu bauen, diesen dem weniger fähigen Freunde nachsetzen. Du sollst nicht seine Uebereilungen vertheidigen, seine Leidenenschaften parteiisch als Tugenden erheben, in kleinen Zwistigkeiten mit Andern, wenn er Unrecht hat, geflissentlich die Partei des Beleidigers verstärken; nicht Dich mit in sein Verderben stürzen, wenn ihm dadurch nicht geholfen wird, oder vielleicht gar durch unkluge Vertheidigung seine Feinde mehr erbittern, und Dir und den Deinigen den Untergang bereiten. Aber retten sollst Du seinen Ruf, wenn er unschuldig verleumdet wird, auch dann, wenn Jedermann ihn verläßt und verkennt, sobald Du hoffen darfst, daß dies ihm irgend Vortheil bringen kann. Deffentlich ehren sollst Du

den Edeln, und Dich nie Deiner Verbindung mit ihm schämen, wenn Schicksale oder böse Menschen ihn unverdient zu Boden gedrückt haben. Nicht mitlächeln sollst Du, wenn lose Buben hinter seinem Rücken her ihn höhnen. Mit Vorsicht und Klugheit sollst Du ihm Nachricht geben von den Gefahren, die ihm und seiner bürgerlichen Ehre drohen; aber nur, in so fern dies dazu dienen kann, dem Uebel auszuweichen, oder Unvorsichtigkeiten wieder gut zu machen, nicht aber, wenn er dadurch bloß beunruhigt und aufgereggt wird.

7.

Freunde, die uns in der Noth nicht verlassen, sind äußerst selten. — Sey Du Einer dieser seltenen Freunde! Hilf, rette, wenn Du es vermagst; opfere Dich auf — nur vergiß nicht, was Klugheit und Gerechtigkeit gegen Dich und Andere von Dir fordern! Aber tobe nicht, klage nicht, wenn Andere nicht ein Gleiches für Dich thun! Nicht immer herrscht böser Wille bei ihnen. Schwache und durch Leidenschaft beherrschte Menschen sind unsichere Freunde; doch wie Wenige gibt es, die ganz fest und unerschütterlich in ihrem Charakter, ganz frei von kleinen Leidenschaften und Nebenabsichten sind, die nicht bei ihrer Anhänglichkeit an Dich von klugen Rücksichten auf Deinen Ruf, Deine Verhältnisse bestimmt werden, oder wenigstens nicht gern Schande von der Welt wegen ihrer Zuneigung zu Dir auf sich laden wollen; wie Wenige, die nicht, wo es auf Verleugnung ankommt, den Schwächern gegen den Mächtigen aufopfern! Wenn diese nun, sobald ein Ungewitter sich über Deinem Haupte zusammenzieht, einen kleinen Schritt zurücktreten, oder we-

nigstens ihre Liebe und Verehrung in eine Art von Protection und Rathgebersrolle verwandeln — nun, so sey billig! Schiebe die Schuld auf das ängstliche Temperament, auf ihre Abhängigkeit von äußern Umständen, auf die Nothwendigkeit, heut zu Tage durch Gunst sein Glück zu machen, um in schweren Zeiten fortzukommen! Wie wenig Menschen würden übrig bleiben, mit denen Du Hand in Hand auf dieser Erde durch Glück und Unglück wandeln könntest, wenn Du es so genau nehmen, oder so große Forderungen an Deine Freunde machen wolltest! Zuweilen tritt auch der Fall ein, daß wirklich unsere Freunde sich selbst die Rechtfertigung schuldig sind, öffentlich zu zeigen, daß sie nicht in unsere Thorheiten verwickelt waren. Oft werden sie durch unsere selbst verschuldete widrige Lage zur freimüthigen und nachdrücklichen Rüge unserer Thorheiten gestimmt, und leisten uns nun einen bessern Freundschaftsdienst als damals, da sie ihren Tadel aus weidlicher Furcht oder feigherziger Besorgniß zurückhielten, um uns nicht wehe zu thun, und wahrlich, ein redlicher Freund thut uns oft gerade dann wohl, wenn er sich entschließt, uns wehe zu thun. Ich habe in einigen blendenden Situationen meines Lebens einen Haufen von Leuten sich mir aufdringen sehen, die mir ohne Unterlaß Weihrauch streuten, jeden meiner witzigen Einfälle mit lauter Bewunderung auffingen, schmeichelhafte Verse auf mich machten, meine Worte als Orakelsprüche ausschrieten, und meinen Ruf im Posaunenton erhoben. Ich kannte das Menschengeschlecht genug, um das nicht Alles für baare Münze anzunehmen, vielmehr überzeugt zu seyn, daß sie mich vernachlässigen, wohl gar auf mich herabsehen würden, wenn ich einst in eine weniger glückliche Lage kommen sollte, und sie meiner nicht mehr bedürften. Ich irrte nicht, aber deswegen waren Diese doch nicht insgesammt Schurken und

Heuchler. Viele von ihnen, es ist wahr, lernte ich als solche kennen; sie erlaubten sich der ärgsten Niederträchtigkeiten gegen mich; es befremdete mich nicht; ich verachtete sie; aber Manche waren vorher nur von dem Strome mit fortgerissen worden. Die Stimme meiner Feinde erweckte sie nun; sie stuzten, betrachteten mich mit forschendem Auge und sahen meine Fehler, sie hielten mir diese Fehler durch Worte oder einige Kälte in ihrem Betragen, vielleicht ein wenig zu unsanft, vor, gaben mir dadurch Gelegenheit, selbst aufmerksam auf dieselben zu werden, an mir zu arbeiten; und wahrlich, diese sind mir nützlichere, ächtere Freunde gewesen, als manche Andere, die mich in meiner Eitelkeit und Selbstgenügsamkeit zu bestärken suchten.

8.

Kein Grundsatz scheint mir so unvereinbar mit edelmüthigen Gesinnungen, und eines gefühlvollen Herzens so unwürdig, als der: „daß es ein Trost sey, Unglücksgefährten zu haben.“ Ist es nicht genug, selbst leiden, und dabei überzeugt seyn zu müssen, daß in der Welt noch viele, eben so gute Menschen nicht weniger Elend zu tragen haben? Sollen wir noch die Summe dieser Unglücklichen muthwilligerweise dadurch vermehren, daß wir Andere zwingen, auch unsere Last mitzutragen, die dadurch um nichts leichter wird? Denn man sage doch nicht, daß es Erleichterung sey, sich von seinem Schmerze zu unterhalten! Nur für altersschwache Weiber, nicht aber für einen verständigen Mann kann Geschwägigkeit von der Art Wohlthat werden. Im Umgange mit Freunden sollte ein zartes, wohlwollendes Gefühl uns

abhalten, den treuen Freund durch Mittheilung unsers Schmerzes zu beunruhigen und zu betrüben. Zwar können Fälle eintreten, in welchen die Bedürfnisse des gepreßten Herzens, sich mitzutheilen, zu groß, oder die liebevollen Auforderungen des Freundes, der den Kummer auf unserer Stirne liest, zu dringend werden, wo länger zu schweigen Folter für uns, oder Beleidigung für den Vertrauten werden würde, und wo nur sein Rath oder sein Beistand retten kann. In allen übrigen Fällen laßet uns der Ruhe unsers Freundes, wie unserer eignen, schonen!

9.

Klagt Dir ein bewährter Freund seine Noth, seine Schmerzen, wie könntest Du ihn ohne innige Theilnahme anhören! Oder wie dürftest Du seinen Klagen moralische Gemeinprüfe entgegensetzen, ihm wehe thun durch Vorwürfe über sein Betragen, durch die Bemerkung, daß er seine Noth hätte verhüten können! Nein, bist Du ein treuer, gefühlvoller Freund, so wirst Du Alles aufbieten, Deinem Freunde Vinderung oder Beistand zu gewähren. Aber verzärtle ihn nicht an Leib und Seele durch weibische Klagen! Erwecke vielmehr seinen männlichen Muth, daß er sich über die nichtigen Leiden dieser Welt erhebe! Schmeichle ihm nicht mit falschen Hoffnungen, mit Erwartungen eines blinden Ungefährs; sondern hilf ihm Wege einschlagen, die eines Mannes würdig sind, und zum Zweck führen.

10.

Man sieht zuweilen Menschen eben so eifersüchtig in der Freundschaft, wie in der Liebe. Das zeugt mehr von einer selbstsüchtigen, als von einer zärtlichen Gemüthsart. Freuen soll es Dich, wenn auch andere Menschen den Werth dessen zu schätzen wissen, der Dir theuer ist; freuen soll es Dich, wenn Dein Liebling noch außer Dir gute Seelen findet, denen er sich mittheilen, in deren Gemeinschaft er sich glücklich fühlen, und die Freuden der Theilnahme genießen kann. Er wird darum nicht blind gegen Deine Vorzüge, nicht undankbar gegen Dich werden; würdest Du denn dadurch mehr Werth in seinen Augen bekommen, daß Du ihn von liebenswürdigen Menschen zu entfernen, oder ihn gegen sie einzunehmen suchtest, nur um ihn für Dich allein zu behalten?

11.

Alles, was Deinem Freunde angehört, sein Vermögen, sein bürgerliches Glück, seine Gesundheit, sein Ruf, die Ehre seines Weibes, die Unschuld und Bildung seiner Kinder — das Alles sey Dir heilig, sey ein Gegenstand Deiner Sorgfalt, Deiner Theilnahme und Deiner Schonung! Auch Deine heftigste Leidenschaft, Deine unmäßigste Begierde müsse diese Unverletzlichkeit ehren!

12.

Gaben, Anlagen und die Art, seine Empfindungen an den Tag zu legen, sind bei den Menschen verschieden. Nicht immer ist Derjenige der Gefühlvollste, welcher am geläufigsten von innern Regungen und Empfindungen schwätzt; nicht immer Derjenige der treueste und beharrlichste Freund, der mit dem heftigsten Feuer uns an seine Brust drückt, der mit der größten Hitze hinter unserm Rücken sich unserer annimmt. Alles Ueberspannte taugt nicht, dauert nicht. Ruhige, stille Hochachtung ist mehr werth, als Anbetung, Verehrung und Entzückung. Man verlange daher nicht von Jedem denselben Grad von äußern Freundschafts-Bezeigungen, sondern beurtheile seine Freunde nach der fortgesetzten, immer gleichen Zuneigung und treuen Ergebenheit, welche sie uns in der That ohne Uebertreibung und ohne Schmeichelei beweisen! Leider aber ordnet unsere Eitelkeit mehrertheils den Werth der Menschen nach dem Grade der Huldigung, welche sie uns leisten, und die mehrsten Leute suchen solche Freunde um sich her zu versammeln, an deren Seite sie in doppelt vortheilhaftem Lichte erscheinen, und deren Worte Drakelsprüche sind.

13.

Werbe nicht ängstlich um Freunde! Mache nicht Jagd auf jeden ausgezeichneten Menschen, und lege es nicht geflissentlich darauf an, daß er Dir besonders zugethan werden soll! Jede Art von Andringlichkeit, wäre sie auch noch

so gut gemeint, pflegt Verdacht oder Geringschätzung zu erwecken, und wer in der Stille auf dem Pfade fortwandelt, den Redlichkeit und Klugheit bezeichnen, und dabei ein wohlwollendes, zur Mittheilung gestimmtes Herz in seinem Busen trägt, der bleibt nicht unbemerkt, nicht unaufgesucht; er findet, ohne sich anzudrängen, ein Paar Edle, die ihm die Hand zum brüderlichen Bunde reichen.

14.

Es gibt aber Menschen, die gar keinen vertrauten Freund, sondern nur Bekannte haben; entweder, weil ihnen der Sinn für dies Seelen-Bedürfniß fehlt, oder weil sie keinem lebendigen Wesen trauen, oder weil ihre Gemüthsart kalt, unverträglich, verschlossen, eitel oder zänkisch ist. Andere sind aller Welt Freunde; sie werfen ihr Herz Jedermann vor die Füße, und deswegen hückt sich Keiner, greift Niemand darnach, es aufzunehmen. Es ist eine Ehre und ein Glück, zu keiner von diesen beiden Menschenklassen zu gehören.

15.

Auch unter den vertrautesten Freunden können Irrungen entstehen, Mißverständnisse eintreten. Wenn man darüber Zeit verstreichen läßt, oder zugibt, daß sich dienstfertige Leute hineinmischen, so erwächst daraus nicht selten eine dauerhafte Feindschaft, die um so heftiger wird, je zärtlicher, je vertrauter die Verbindung war, und je ärger man sich also hinter-

gangen glaubt. Es ist wahrlich ein trauriger Anblick, auf diese Weise zuweilen die edelsten Seelen gegen einander empor zu sehen. Dringend rathe ich daher, bei dem ersten Schatten von Unzufriedenheit über das Betragen des Freundes, nicht zu säumen, ohne Zuthun eines Dritten, auf Erläuterung zu dringen. Da pflegt Alles sehr bald verglichen zu werden; vorausgesetzt, daß kein böser Wille obwaltet, wie man es bei gutgesinnten, wohlwollenden Freunden voraussetzen muß.

16.

Wie aber, wenn uns Freunde täuschen, wenn wir nach einiger Zeit wahrnehmen, daß unser gutes Herz uns irre geleitet, uns an Menschen gekettet hat, die unserer nicht werth sind? — Meine Leser! ich kann es nicht oft genug wiederholen, daß wir mehrentheils selbst daran Schuld sind, wenn wir bei näherem Umgange die Menschen anders finden, als wir sie uns anfangs gedacht haben. Parteiliche Gefühle, Sympathie, Aehnlichkeit des Geschmacks, der Neigung; feine Schmeichelei; Seelendrang, in Augenblicken, wo Jeder uns ein Wohlthäter scheint, der nur einige Theilnahme an unserem Schicksale zeigt — diese und andere dergleichen Eindrücke bestechen uns gar zu leicht, und bereiten uns bittere Täuschungen. Wir denken uns Menschen als engelreine und erhabene Seelen, die nichts weiter, als eine gewisse natürliche Gutmüthigkeit und Offenheit haben, und sind nachher, wenn wir ihre Schwächen entdecken, viel unedllicher gegen diese unsere Lieblinge, als gegen fremde Leute, weil es unserm Stolz wehe thut, daß wir so falsch gesehen hatten,

oder so kurzſichtig waren. Darum ſpannet doch Eure Erwartung, Eure Meinung von Euren Freunden nicht zu hoch, ſo wird Euch ein menſchlicher Fehltritt, den ſie in Augenblicken der Verſuchung begehen, nicht befremden, nicht ärgern! Habet Nachſicht! Ihr bedürft deren vielleicht ſelbſt bei andern Gelegenheiten. Richtet nicht, damit auch Ihr nicht gerichtet werdet! — Und was für Recht haſt Du denn auch über die Moralität Deines Freundes? Was iſt er Dir anders ſchuldig, als Treue, Liebe und Dienſtfertigkeit? Wer hat Dich zum Sittenrichter über ihn beſtellt? — Suche einen ganz vollkommenen Mann auf dieſer Erde! — Du kannteſt hundert Jahre alt werden und wirſt ihn nicht finden.

17.

Wenn denn nun aber wirklich unſer Freund ſich ſo ſehr moralisch verſchlimmert, oder wenn unſer leichtgläubiges Herz ſich in einem ſolchen Grade in ſeinem Zutrauen zu ihm betrogen ſieht, daß er unſere Vertraulichkeit gemißbraucht, uns mit Undank belohnt hätte — nun! ſo hört er auf, unſer Freund zu ſeyn; ich meine aber, er behält doch nicht mehr und nicht weniger Recht auf unſere Duldung, als jeder andere und fremde Menſch. Ich halte es für eine falſche Bärtelei, an welcher mehrentheils die Eitelkeit, untrüglich ſeyn zu wollen, ihren Theil hat, wenn man glaubt, man müſſe nun von einem ſolchen Verräther immer mit großer Schonung reden, weil er einſt unſer Freund geweſen. Das Einzige, was uns bewegen kann, ſeiner zu ſchonen, iſt der Gedanke: daß überhaupt das menſchliche Herz ein ſchwaches Ding iſt, und daß man leicht zu weit in ſeinem Widerwil-

len geht, wenn eine Art von Rache sich in unser Urtheil mischt. Von der andern Seite aber macht der Umstand, daß der Mann uns betrogen hat, sein Verbrechen auch nicht um ein Haar breit größer, berechtigt uns nicht, ärger gegen ihn zu Felde zu ziehen, als gegen jeden andern Schelm, der andere Menschen und überhaupt die Tugend betrügt.

Ueber den Umgang mit Personen aus verschiedenen Ständen.

Der Umgang mit den Großen und Vornehmen der Erde.

I.

Man würde ungerecht handeln, wenn man behaupten wollte, daß alle Fürsten, alle sehr vornehme und alle sehr reiche Leute die Fehler mit einander gemein hätten, durch welche viele von ihnen ungesellig, kalt und unfähig zur wahren Freundschaft und zum Umgange werden. Allein man versündigt sich wahrlich nicht, wenn man urtheilt, daß dies bei den mehrsten von ihnen der Fall sey. Sie werden in der Erziehung verwahrlost, von Jugend auf durch Schmeichelei verderbt, durch Andere und sich selbst verzärtelt. Da ihre Lage sie über Mangel und Bedürfniß mancher Art hin-

ausseht, da sie selten in Verlegenheit oder Noth gerathen, so lernen sie nicht einsehen, wie nöthig ein Mensch dem andern und wie schwer es ist, das Ungemach des Lebens allein zu tragen, — wie wohlthätig, theilnehmende, mitleidende Seelen zu finden, und wie wichtig, Andere, und selbst Dienende mit Schonung und Wohlwollen zu behandeln, um ihrer Theilnahme im Unglücke gewiß zu seyn, und in dieser Theilnahme Erleichterung und Trost zu finden. Sie lernen sich selbst nicht kennen, weil man sie, aus Furcht oder Hoffnung, die widrigen Eindrücke, welche ihre sittlichen Gebrechen machen, nicht empfinden läßt. Sie sehen sich als Wesen besserer Art an, von der Natur begünstigt, zu herrschen und zu regieren; die niedern Klassen hingegen bestimmt, ihrem Egoismus, ihrer Eitelkeit zu huldigen, ihre Launen zu ertragen und ihren Neigungen zu schmeicheln. Auf die Voraussetzung, daß die meisten Großen diesem Bilde gleichen, muß man sein Betragen im Umgange mit ihnen gründen. Desto wohlthätiger ist zwar die Empfindung, wenn man unter ihnen Einen antrifft, der mit einem gewissen edeln Stolze, mit mehr Feinheit, Großmuth und besserer Ausbildung alle Privat-Tugenden verbindet. Und, es gibt deren selbst unter Fürsten; aber sie sind Seltenheiten, und nicht immer macht der allgemeine Ruf sie uns bekannt. Auf diesen und auf die Posaunen der Zeitungsschreiber und Journalisten darf man kein Urtheil gründen. Ich habe oft mit inniger Betrübniß gesehen, wie der allgemein bewunderte, als Wohlthäter des Menschengeschlechts und Beförderer alles Edeln, Großen und Schönen gepriesene Erdengott und Liebling des Volks in der Nähe so klein, so erbärmlich war. Die besten Fürsten sind nicht selten die, von welchen am wenigsten geredet wird, sowohl im Guten, als im Bösen.

2.

Der Umgang mit Großen und Reichen leidet aber sehr verschiedene Modificationen, je nachdem man ihrer bedarf oder nicht, von ihnen abhängig oder frei ist. Im ersten Falle verbietet die Klugheit, sich freimüthig gegen sie zu äußern; man darf in ihrer Nähe nicht seinem Herzen folgen, muß zu Manchem schweigen, sich Manches gefallen lassen, darf nicht die Wahrheit ganz unumwunden sagen, obgleich ein redlicher Mann die Geschmeidigkeit nie bis zu niedriger Schmeichelei treiben wird. Indessen verändern kleine Umstände, sowie die feinen Unterschiede der Charaktere, das Verhältniß, daher ich alle Regeln für den Umgang mit den Großen zusammenfassen, und dem eigenen Urtheil der Leser überlassen werde, zu ordnen und auszuwählen, was in jeder Lage anwendbar ist.

3.

Eine allgemeine Regel für alle Fälle ist die: Dringe Dich den Vornehmen und Reichen nicht auf, ja tritt ihnen nicht einmal mit Artigkeit und Ergebenheit entgegen, wenn Du nicht von ihnen verachtet oder wenigstens mit einer gewissen vornehmen Geringschätzung behandelt werden willst. Ueberlaufe sie nicht mit Bitten für Dich und Andere, wenn sie Deiner nicht überdrüssig werden, wenn sie Dich nicht fliehen sollen. Laß Dich vielmehr von ihnen aufsuchen. Sey vielmehr zurückhaltend gegen sie, sey kalt und abgemessen; doch dies Alles, ohne daß Deine Absicht merklich werde, ohne daß Dein Betragen gezwungen scheine!

Suche nicht Dir das Ansehen zu geben, als gehörtest Du zu der Klasse der Vornehmern, oder lebstest wenigstens mit ihnen in engster Vertraulichkeit. Rühme Dich nicht ihrer Freundschaft, ihres Briefwechsels, ihres Zutrauens, noch Deines Uebergewichts über sie. Wenn eine solche Verbindung Dir ein Glück zu seyn scheint, so freue Dich in der Stille dieses unsichern, zweideutigen und in der Regel sehr beschwerlichen und unbequemen Glücks. Es gibt Menschen, die durchaus dafür angesehen seyn wollen, eine größere Figur in der Welt zu spielen, und in höherm Ansehen zu stehen, als ihnen wirklich zu Theil geworden ist. Sie führen den Luxus der Vornehmen und Reichen in ihre Häuser, oder drängen sich in deren Zirkel ein, wo sie eine elende Figur spielen, nur hinterher laufen müssen, und keinen frohen Genuß haben, indeß sie lehrreichern und genußvolleren Umgang gänzlich vernachlässigen, und treue Freunde und weise Menschen von sich entfernen. Die geizigsten Leute sparen zuweilen keine Kosten, wenn sie Gelegenheit finden können, Zutritt in großen Häusern zu erlangen, und hungern gern Monate hindurch, um einmal einen Großen bei sich zu bewirthten, der dieses Opfer gar nicht gewahr wird, oder es doch nicht zu schätzen weiß, vielleicht Langeweile bei ihnen hat, Alles sehr bürgerlich findet, und nach vierzehn Tagen wohl gar den Namen seines thörichten Wirthes vergessen hat. Andere lassen es sich wenigstens angelegen seyn, die thörichten und verderblichen Sitten der Großen slavisch nachzuahmen, ihre hochmüthige Herablassung, ihren geschäftigen Müßiggang, ihre Zerstreuung, ihr Wichtigthun, ihre lee-

ren Bertröstungen, ihre seelenlosen Gespräche, ihre Zweizüngigkeit, ihren Leichtsinn und ihre Gefühllosigkeit, die Verachtung der Muttersprache, ihre fehlerhafte Schreibart, ja sogar ihre lächerlichen Geberden, Gewohnheiten und Gebrechen, ihr Stammeln, Eispeln, Achselzucken, ihre Grobheit gegen Niedere, ihre affectirte Kränklichkeit, ihr Podagra, ihre schlechte Hauswirthschaft, ihre kindischen Launen und mehr dergleichen herrliche Vorzüge treulich anzunehmen und sich einzuverleiben. Ihnen ist der beste Beweis für die Güte einer Sache der, daß doch jeder Mann von Stande so und nicht anders handle und urtheile, — als ob das in der That eine Narrheit heiligen könnte! — Handle selbstständig! Verleugne nicht Deine Grundsätze, Deinen Stand, Deine Geburt, Deine Erziehung, und werde nicht der Menschen Knecht, so werden Hohe und Niedere Dir ihre Achtung nicht versagen können.

5.

Es gibt keine unglückseligere Leichtgläubigkeit, als wenn man dem freundlichen Gesicht eines Großen oder eines Weltmanns traut, und darauf Hoffnungen gründet, auf dem Gipfel der Glückseligkeit ist, wenn der gnädige Herr uns anlächelt, die Hand schüttelt, oder uns umarmt. Vielleicht bedarf er unserer in diesem Augenblicke, und behandelt uns mit Verachtung, wenigstens mit Kälte, sobald dieser Augenblick vorüber ist. Vielleicht fühlt er gar nichts bei seiner Freundlichkeit; wechselt Mienen, wie Andere Kleider wechseln; ist gerade in der Verdauungsstunde zu unterthänigem Wohlwollen gestimmt, oder will einen andern seiner Klas-

ven dadurch demüthigen. Die Klugheit und die Bescheidenheit fordern, daß man mit dieser Gattung Menschen immer in seinen Schranken bleibe, sich nie mit ihnen in irgend eine Vertraulichkeit einlasse, nie die äußere unterscheidende Höflichkeit und Ehrerbietung vernachlässige. Früh oder spät fällt es ihnen doch ein, ihr Haupt wieder empor zu heben, oder sie verabsäumen uns, wenn ein anderer Schmeichler sie an sich zieht; und wer möchte sich solchen bitteren Demüthigungen aussetzen, die durch weise Vorsicht vermieden werden können.

6.

Ueberschreite nicht bei Deiner Gefälligkeit gegen die Großen der Erde, in deren Händen Dein bürgerliches Glück ist, die Grenzen der wahren Ehre! Es ist eine große Versuchung für einen armen oder ehrbegierigen Menschen, der in dem Dienste eines schwachen Fürsten sich emporschwingen will, dem ränkevollen Minister, dem regierenden Kammerdiener, oder einer tyrannischen Buhlerin zu huldigen; aber selten, selten nimmt das ein gutes Ende. Solche Lieblinge stürzen sich früh oder spät selbst, und reißen dann ihre Creaturen mit in ihr Verderben; und wäre auch dies nicht, so werden doch die größten Vortheile, die man dadurch erlangen könnte, zu theuer erkauft, wenn man dafür die Achtung weiser und rechtschaffener Männer aufopfern muß; und das ist gewiß immer der Fall. Der gerade Weg hingegen führt unfehlbar, wo nicht zu einem glänzenden, doch zu einem dauerhaften Glücke.

7.

Welt entfernt, sich von den Erden-Göttern zu einem unedeln Geschäfte mißbrauchen zu lassen, sey man vielmehr vorsichtig bei allen Diensten, welche man ihnen erweist. Sie machen leicht aus jeder Gefälligkeit eine Pflicht, und halten es nachher für eine Verabsäumung unserer Schuldigkeit, wenn wir zu einer andern Zeit uns nicht gerade aufgelegt zeigen, uns eben so, wie sonst, preiszugeben. Wenigstens vergessen sie leicht, was man für sie gethan hat. Ein Großer, der sonst in der That viele gute Eigenschaften hatte, bat mich einst, ihm ein Paar Aufsätze in französischer und deutscher Sprache zu verfassen, die er bei einer gewissen Gelegenheit öffentlich vorlesen wollte, um die Gemüther zu lenken. „Es fehlt mir an Zeit, mein Lieber!“ sagte er, sonst würde ich Sie nicht bemühen; doch, Sie sind auch in dergleichen Arbeiten geübt, als ich.“ Ich wendete einige Stunden Fleiß und Anstrengung daran, und als ich ihm das Ganze brachte, drückte er mich an seine Brust, dankte mir unter vier Augen in den zärtlichsten, herablassendsten Ausdrücken dafür, und schwur übertrieben: meine Arbeit sey ein Meisterstück von Beredsamkeit. Kurz, er geberdete sich, als wenn ich ihm den wichtigsten Dienst geleistet hätte; bat mich aber, die Sache zu verschweigen, welches ich auch that. Nach ein Paar Jahren kam ich des Morgens in *** zu ihm. Er erzählte mir allerlei zu seinem eigenen Lobe. — Ich hörte demüthig zu. — „Und das Alles,“ fuhr er fort, „habe ich durch ein Paar Memoires bewirkt, die mir, ohne mich zu rühmen, nicht übel gerathen sind. Sie sollen sie selbst lesen. Nehmen Sie sie mit sich nach Hause!“ Er über-

reichte mir darauf meine eigene Geistes = Waare, nur von seiner Hand geschrieben; ich steckte sie ein, legte aber zu Hause meine Concepte dazu, und schickte ihm dann die Papiere zurück. Er wurde ein wenig beschämt, und wir scherzten nachher darüber; — allein so sind auch die Besten unter ihnen!

Vor allen Dingen hüte man sich, von Vornehmen und Mächtigen in gefährliche Händel gezogen zu werden! Sehr gern pflegen sie das zu thun, und schieben dann entweder die Schuld auf den, der sich zu ihrem Werkzeuge gebrauchen ließ, wenn die Unternehmung nicht gelingt, oder lassen ihn gar darin stecken, und alles Ungemach allein erdulden, wenn die Sache schief geht. Es ist höchst bedenklich, sich in ihre Geheimnisse einweihen zu lassen! Sie schonen des Mannes, der um ihre Heimlichkeiten weiß, nur so lange, als sie seiner unumgänglich bedürfen; aber sie fürchten ihn, und suchen sich von ihm loszumachen, sobald sie können, möchte man ihnen auch noch so deutlich zeigen, daß man unfähig ist, sein Uebergewicht und ihr Zutrauen zu mißbrauchen!

8.

Ueberhaupt darf man auf die Dankbarkeit der meisten Vornehmen und Reichen, so wie auf ihre Versprechungen nicht bauen. Opfere ihnen also nichts auf! Sie fühlen den Werth davon nicht, glauben, alle andere Menschen seyen ihnen einen solchen Tribut schuldig für den Schutz, für die gnädigen Blicke, ja sogar für eine ungestörte Existenz; oder man wolle dadurch kleine Vortheile erringen. Schenke ihnen

also auch nichts! Das hieße einen Tropfen köstlichen Balsams in einen Eimer trüben Wassers fallen lassen. Ich besaß ein altes, kostbares Gemälde; ein geschickter Maler schätzte den Werth desselben auf hundert Pistolen. Die Hälfte dieser Summe, die ich leicht dafür bekommen haben würde, wäre bei meinen damaligen häuslichen Umständen mir äußerst nützlich gewesen; meine Gutmüthigkeit aber, oder vielmehr meine Thorheit, verleitete mich, das Gemälde einem Durchlauchtigsten zu schenken, welcher es auch gnädig aufnahm. Ich dachte dadurch nichts zu erschleichen; aber theils wollte ich diesem Fürsten hiermit meine Zuneigung bezeigen, theils hoffte ich, da ich im Begriffe stand, ihn an ein gegebenes Wort zu erinnern, er werde nun um so bereitwilliger sein Versprechen erfüllen; allein ich betrog mich. Er umarmte mich, als ich zu ihm kam, und zeigte mir den Ehrenplatz, welchen er meinem Geschenke angewiesen; doch sein Versprechen erfüllte er nicht; und als ich mich nach Jahresfrist eines Abends zugleich mit einem Gesandten, dem er meine Kunstschätze zeigte, in seinem Kabinette befand, sagte er diesem Fremden in meiner Gegenwart, indem er von meinem theuern Gemälde redete: „Es ist wahrlich ein schönes Stück, und ich bin ziemlich wohlfeil dazu gekommen.“ — Er hatte also vergessen, oder wollte es nicht gestehen, daß ich es war, der ihm diesen sehr wohlfeilen Preis gemacht hatte; — und ich beseufzte die verschwundene Hoffnung und die verlorne Summe, von der ich mit den Meinigen eine Zeit lang hätte leben können.

9.

Man hüte sich, mit ihnen von Plänen und Entwürfen zu reden, von deren Ausführbarkeit man überzeugt ist, die

aber mit Schonung und Vorsicht ausgeführt seyn wollen, damit sie nicht auf den Einfall kommen, bloß durch ihre Macht etwas erreichen zu wollen, was nur durch Einsicht und Behutsamkeit erreicht werden kann; denn sie wissen immer die Schuld von sich auf Andere zu wälzen, wenn der Erfolg nicht der Erwartung entspricht. Ein gewisser Prinz redete einst mit mir von einem platten Dache, das er auf sein Gartenhaus hatte legen, aber wieder abnehmen lassen, weil es zu schwer befunden ward. Mir fiel gerade ein, daß ich von einem französischen Ingenieur-Offizier gehört hatte: man könne ein wohlfeiles, leichtes und dauerhaftes, plattes italienisches Dach aus einer Menge Lagen von blauem Zuckerpapier, zwischenburch und obenauf mit Schifftheer beschmiert und mit Kies bestreut, verfertigen. Dies erzählte ich dem Prinzen beiläufig, ohne jedoch für die Güte der Sache einzustehen. Lange nachher erfuhr ich, daß er den Versuch, — wer weiß wie? — gemacht hätte, daß dieser mißlungen wäre, und daß er nicht undeutlich zu verstehen gegeben hätte, ich sey ein Mann, auf dessen Angaben man sich nicht einlassen dürfe.

Ueberhaupt kann man kaum vorsichtig genug in seinen Reden mit den Großen der Erde seyn. Man enthalte sich daher in ihrer Gegenwart aller nachtheiligen Urtheile über andere Leute, aller Ausstellungen! Sie pflegen dergleichen zwar gern zu hören; aber die Folgen sind oft sehr unglücklich. Zuerst setzt man dadurch sich und Andere in ihren Augen herab; denn sie lachen zwar mit, hassen aber doch den Lasterer und Auspäher fremder Fehler, bei dem heimlichen Bewußtseyn ihrer eigenen vielfachen Gebrechen; und da sie ohnehin Geringere verachten, so wächst diese Verachtung durch Aufdeckung fremder Schwachheiten. Sodann mißbrauchen sie

wohl gelegentlich unsern Namen, verdächtigen uns, indem sie unsern Einfall nach erzählen, und hezen uns mit Andern zusammen. Auch kann man ja nicht immer wissen, ob nicht das zeitliche Glück solcher Menschen, von welchen man nachtheilig urtheilt, in ihren Händen ist; und hinterher erschrickt man, wenn man erfährt, wie oft ein einziges, in keiner bösen Absicht hingeworfenes Wort feste Wurzel faßt, und nach langer Zeit noch die schädlichsten, unglücklichsten Folgen haben kann. Das Gute gleitet an ihren kalten, selbstfüchtigen und untheilnehmenden Herzen ab; das Böse hingegen setzt sich fest, und wird so leicht nicht ausgelöscht. Am allervorsichtigsten aber soll man in seinen Gesprächen mit Vornehmen über andere Personen von höherem Stande seyn. Obgleich die Erdengötter sich unter einander selten lieben, sondern mehrentheils durch allerlei Leidenschaften getrennt sind, so hören sie doch nicht gern, daß man die privilegirten Lieblinge des Himmels in ihrer Gegenwart ohne Ehrerbietung nennt.

10.

In den Herzen der mehrsten Großen wohnt Mißtrauen. Es herrscht bei ihnen der Gedanke: alle übrigen Menschen hätten einen Bund gegen sie gemacht. Deswegen sehen sie es ungern, wenn unter denen, welche ihnen unterworfen sind, enge Freundschaften entstehen. Wer sich um Fürstengunst und große Verbindungen nicht zu bewerben braucht, der kann sich hierüber gänzlich hinwegsetzen, kann Verbindungen nach seinem Herzen schließen; und überhaupt wird kein redlicher Mann aus niedriger Gefälligkeit gegen irgend einen Beschützer und Gönner einen wahren Freund vernachlässigen,

noch einen würdigen Mann, der ihm die Hand reicht, vor sich stoßen. Wer aber an Höfen sein Glück machen will, der thut sehr wohl, wenn er vorsichtig in der Wahl seines Umgangs, seiner Vertrauten und der Gesellschaft ist, welche er am häufigsten besucht. Es herrschen da immer Parteien und Kabalen, in welche ein wohlwollendes, argloses Herz gar zu leicht hineingezogen wird. Und wenn nun eine dieser Parteien über die andere siegt, so muß oft der Unschuldigste büßen, in so fern er nur irgend Mitwisser ist.

II.

Rede nie mit den Großen der Erde ohne Noth von Deinen häuslichen Umständen, von Dingen, die nur persönlich Dich und Deine Familie angehen. Klage ihnen nicht Dein Ungemach. Vertraue ihnen nicht den Kummer Deines Herzens. Sie fühlen ja doch kein warmes Interesse dabei, haben keinen Sinn für freundschaftliche Theilnahme; es macht ihnen Langeweile; Deine Geheimnisse sind ihnen nicht wichtig genug, um sie treu zu bewahren. Immer meinen sie, man wolle bei ihnen betteln, — und sie verachten den Mann, der nicht glücklich, nicht frei ist. Von Jugend auf glauben sie, Jedermann mache Pläne auf ihren Geldbeutel, auf ihre Wohlthaten. Ueberhaupt sehen uns die Großen von dem Augenblicke, da wir etwas zu suchen, Anderer zu bedürfen scheinen, mit ganz andern Augen an, als vorher. Man läßt uns Gerechtigkeit widerfahren, ja, man zeigt sich bezaubert von unsern angenehmen Talenten, von unsern Kenntnissen, von unserer Herzensgüte, von den glänzenden Vorzügen unseres Geistes, so lange wir mit allen diesen schönen Eigen-

schaften nichts als höfliche Behandlung und Gefälligkeit verdienen wollen, so lange wir als Fremde, als unabhängige Menschen Niemand im Wege stehen, Niemand verdunkeln; aber viel genauer, strenger und schonungsloser fängt man an, uns zu richten, wenn wir unsere Vorzüge im Staate geltend machen und die erlaubten Vortheile dadurch erringen wollen, worin sich so gern die vornehmen Dummköpfe und deren Kreaturen theilen. Am besten wird man von den Vornehmen und Reichen behandelt, wenn sie erkennen, daß man ihrer gar nicht bedarf, und wenn man ihnen dies zeigt, ohne sich dessen laut zu rühmen; wenn ihnen im Gegentheil unsere Hülfe, unsere Einsicht unentbehrlich ist: doch vorausgesetzt, daß wir dabei nie die Bescheidenheit und äußere Huldigung aus den Augen sehen. Wenn unser Scharfsinn, unsere größere Weisheit, unsere Festigkeit und Geradheit ihnen Ehrerbietung einflößen, ohne daß sie uns eigentlich fürchten dürften, wenn wir uns bitten, uns aufsuchen lassen, nicht aber unsern Beistand aufdringen, so haben wir sie gewonnen und dürfen darauf rechnen, daß sie uns mit Aufmerksamkeit und Schonung behandeln.

12.

Hüte Dich aber, einen Großen, der Ansprüche auf Verstand, Wiß, hohe Tugenden, Gelehrsamkeit oder Kunstgefühl macht, deutlich, oder gar in Gegenwart Anderer merken zu lassen, daß Du Dir bewußt bist, ihn zu übertreffen oder zu übersehen. In der Stille darf er das wohl fühlen, aber er muß es nur allein zu fühlen glauben. Vor allen Dingen ist diese Vorsicht nöthig gegen Vorgesetzte, die ungeschickter

in ihrem Fache sind, als Du, der Du ihr Untergebener bist. Gern mögen sie Dir Deine besseren Einsichten, gleichsam als prüften sie Dich, abfragen, sie sich zu eigen machen, Dir nach Gelegenheit Deine eigene Waare wieder verkaufen; doch wehe Dir, wenn Du das rügst, wenn Du nur einmal thust, als merktest Du es; oder, wenn Du gar den Ton der Belehrung gegen sie annimmst! — Wie werden sie ihm das Leben sauer machen! Wie viel werden sie von Dir fordern, das sie selbst nie zu leisten im Stande seyn würden, damit sie Gelegenheit haben, Dich eines Fehlers zu überführen und zu demüthigen.

13.

Fürsten, Vornehme und Reiche pflegen zuweilen sich so weit zu Leuten von geringerem Stande herabzulassen, daß sie dieselben um Rath fragen, oder sie um Beurtheilung ihrer Spielwerke, ihrer Schriften, Anlagen, Pläne, Meinungen und dergleichen bitten. Hier ist die größte Behutsamkeit zu empfehlen, und daß man sich erinnere, wie übel das Rathgeben und Warnen dem armen Gil Blas von Santillana in dem Hause des Cardinals bekam, obgleich dieser ihn so dringend aufgefordert hatte, ihm zu erzählen, was die Leute von seinen Predigten redeten. So wie fast alle übrigen Menschen, so legen besonders die Großen der Erde uns mehrentheils nur darum solche Dinge zur Beurtheilung vor, damit wir sie loben sollen, und fragen nicht eher um Rath, als wenn sie schon beschlossen haben, was sie thun wollen.

14.

Wenn die Befolgung dieser Klugheits- und Vorsichtsregeln schon wichtig ist im Umgange mit solchen Personen, die zwar nicht frei von den Fehlern einer vornehmen Erziehung, aber doch gut geartet, wohlwollend und verständig sind, so ist sie doppelt wichtig, wenn man es mit vornehmen Pinseln, mit Menschen zu thun hat, die zugleich hochmüthig, unwissend, dumm, ohne Grundsätze und Gefühl, kalt und rachsüchtig sind, — und ich bedaure jede Christenseele, die von dergleichen kleinen und großen Tyrannen abhängen muß.

15.

Wenn Du das glänzende Unglück hast, der Knechtling eines schwachen Erdengötzen zu seyn, so bereite Dich nicht nur selber dazu vor, daß diese Freude nicht lange dauern, daß ein Schmeichler Dich aus Deinem Posten verdrängen wird, sondern zeige auch sowohl Deinem Sultan, daß Du nicht gänzlich von seinen Blicken lebst, als auch dem Volke, wie wenig Du Dir auf diesen nichtigen Vorzug zugute thust; wie unwesentlich zu Deiner Glückseligkeit ein solcher bedeutender, zufälliger Glanz ist! Wenn Du dann in Ungnade fällst, so fliehen doch wenigstens die Besseren nicht vor Dir, wie vor einem vernichteten, verweseten Menschen: und der undankbare Despot fühlt, daß es noch Leute gibt, die seiner entbehren können. Baue überhaupt nicht auf die Freundschaft, Festigkeit und Anhänglichkeit der Großen! Sie achten Dich, so lange sie Deiner bedürfen; sie sind wankelmüthig, und mehr geneigt, das Böse, als das Gute zu glauben, und der Letzte hat bei ihnen immer Recht.

Nütze aber die Zeit ihrer Gunst, um sie zur Gerechtigkeit, Treue, Wahrheit und Menschenliebe zu ermuntern! Stimme ihnen bei, wenn sie je vergessen wollen, „daß sie, was sie sind, und was sie haben, nur durch Uebereinkunft und

Zustimmung des Volks sind und haben; daß man ihnen diese Vorrechte wieder nehmen könne, wenn sie Mißbrauch davon machen; daß unsere Güter und Existenz nicht ihr Eigenthum, sondern daß Alles, was sie besitzen, unser Eigenthum ist, weil wir dafür alle ihre und der Ihrigen Bedürfnisse befriedigen, und ihnen noch obenein Rang, Ehre und Sicherheit geben, und Geiger und Pfetzer bezahlen; endlich, daß in diesen Zeiten der Aufklärung und richtiger Begriffe von Menschenrechten und Volksrechten bald kein Mensch mehr daran glauben wird, daß ein Einziger, vielleicht einer der Geringsten und Kleinsten an Geist in der ganzen Nation, ein angeerbtes Recht haben könnte, hunderttausend weiseren und besseren Menschen Knechtsdienste und Knechtslohn anzubieten; daß sie aber ohne Trabanten und Wachen ruhig schlafen können, wenn das dankbare Volk, dessen treue Diener sie sind, sie liebt, und für das Wohl der Gewaltigen Segen vom Himmel ersleht.“ — Es versteht sich, daß diese Wahrheiten einiger Einkleidung bedürfen, wenn sie den verwöhnten Ohren der Großen harmonisch klingen sollen.

Willst Du Dich in Gunst erhalten, so hüte Dich, daß nie der eitle Große merke, daß Du Dich Deiner Gewalt über ihn freuest und rühmest, noch daß Du gern Deine Meinung gegen die seinige durchsetzen möchtest. Zeige ihm, daß wirkliche Achtung und Liebe zu seiner Person, und das Verlangen, nützlich zu seyn, Deine Schritte leiten, nicht aber Eigennuz und kindische Eitelkeit! Aber sey auch nicht so närrisch, billige Vortheile oder wohlermorbene Belohnungen Deiner Dienste zurückzuweisen, Dein Vermögen aufzuopfern, und nachher vielleicht, wenn man Deiner müde ist, Dich mit einem weißen Stabe fortschicken zu lassen!

Ueber alle Geschäfte, die Dir von Fürsten aufgetragen werden, führe so genaue, pünktliche Rechnung und Controlle, daß Du zu jeder Zeit die Rechtmäßigkeit Deiner Schritte gegen Verleumder und Ankläger beweisen kannst!

Ungebeten übernimm kein Geschäft, das nicht zu Deinem Amte gehört; man wird es Dir gewiß nicht danken, aber Dich vielleicht mißbrauchen.

Vermeide es, ihnen durch trockenen, langweiligen Vortrag die täglichen Geschäfte noch unangenehmer zu machen, als sie ihnen schon gewöhnlich sind, und fasse Dich kurz, wenn Du ihnen etwas vorzutragen hast.

Bist Du des Fürsten Günstling, so wird Dir's gewiß nicht an Reibern und Ausspäherern fehlen; sey daher dann doppelt vorsichtig in Deinem sittlichen Betragen!

Es gibt immer an Höfen Leute, denen daran gelegen ist, genau zu wissen, wie groß Dein Einfluß auf den Kopf und das Herz des Fürsten ist. Um diese nie in Deine Karte blicken zu lassen, und sie in Ungewißheit zu lassen, von welcher Seite etwa der Herr gegen Dich gewonnen werden könnte, so vermeide alle Gelegenheit, in Anderer Gegenwart mit diesem von Geschäften, oder sonst von Gegenständen, über welche Du mit ihm nicht gleicher Meinung bist, zu reden!

Sey vorsichtig, höchst vorsichtig in bestimmter Anempfehlung Anderer zum Dienste des Fürsten!

Baue nie auf die Anhänglichkeit Deiner sogenannten Kreaturen, das heißt: solcher Menschen, die Dir ihr Glück zu verdanken haben!

Bersprich nicht Dein Fürwort, wenn Du des Erfolges nicht gewiß bist!

Begünstige die Gesuche der Kreaturen Deiner präsumtiven Feinde in billigen Dingen!

16.

Wenn Dein Beschützer, wenn ein Großer, dem Du in der Zeit seines Glücks aus Noth, Höflichkeit, Politik oder gutem Willen gehuldigt hast, von seiner Höhe herabstürzt, wenn er Stand, Vermögen, Einfluß oder Glanz verliert, so schlage Dich nicht zu der Partei der Niederträchtigen, die dem Unglücklichen, der ihnen zu nichts mehr helfen kann, den Rücken zukehren! Verdient er Deine Hochachtung, so zeige ihm nun mit doppeltem Eifer, daß Dein Herz nicht

von der Stimme des Pöbels abhängt! Ist er aber Deiner Zuneigung unwerth, so schone seiner wenigstens darum, weil er von Jedermann verlassen ist, und also zu Mißhandlungen schweigen muß! Räche Dich auch eben deswegen nie an dem, von welchem Du verfolgt, gebrückt worden bist, so lange er Gewicht hatte! Sammle vielmehr feurige Kohlen auf sein Haupt, (beschäme ihn durch sanftmüthige, liebevolle Behandlung), damit er in sich gehe, und, wo möglich, durch Großmuth gebessert werde!

17.

Sammle nicht leicht für Arme bei Vornehmen und andern Leuten von der großen Welt! Sie geben mehrentheils nur aus Prahlerei und behandeln Dich, als wäre es ein Almosen für Dich. — Ueberhaupt hilf selbst, wo Du kannst! Gib nicht Assignation auf fremde Hülfen! Tadel aber auch nicht sogleich den Reichen, wenn er Dir eine Wohlthat für einen Dürftigen versagt, die ein Aermere Dir gewährt! Denke immer, daß seine größeren Bedürfnisse (ob wahrhafte oder eingebildete, ist gleichviel) und die größern Anforderungen Anderer auf seine Wohlthätigkeit ihn mit dem, der weniger hat, in eine Klasse setzen, und daß man, wenn man gegen Alle freigebig seyn will, gegen Einige nicht wohlthätig seyn kann.

18.

Und nun noch einmal! Wenn ich hier sehr viel zum Nachtheile des Charakters der meisten Großen und Reichen gesagt habe, so bin ich doch weit entfernt, dies ohne Unterschied auf alle Personen der höhern Klassen ausdehnen zu wollen. Es ist mir äußerst zuwider gewesen, zu sehen, wie manche unserer armseligen neuern Schriftsteller es sich zum Geschäft machen, auf die höhern Stände zu schimpfen. Viele von ihnen sind so wenig mit den erhabenern Menschenklassen bekannt, daß es die höchste Ungereimtheit verräth,

wenn sie über Sitten und Denkungsart derselben ein Urtheil wagen. Von ihren Dachstübchen schielen sie neidisch und hämisch nach den Palästen der Glücklichen hinunter. Wenn, bei grober Kost und dem traurigen Wasserkrüge, die süßen Däfte aus den Küchen und Kellern Derer, die im Ueberflusse leben, zu ihnen hinaufsteigen, so reizt das ihre Nerven, erregt ihre Galle; es ärgert sie, daß ihre Glücksumstände ihnen nicht, wie jenen, erlauben, ihre Leidenschaften zu befriedigen; sie verwünschen den Mann im reichen Wagen, den sie zu Fuße nicht einholen können, schimpfen auf den hartherzigen Mäcen, der nicht eben so überzeugt scheint von ihren großen Verdiensten, als sie selbst es sind, und fluchen auf das Geschick, welches die Güter der Erde so ungleich ausgetheilt hat. Da müssen es dann die armen Fürsten, Minister, Edelleute und Reichen entgelten, die sie als Tyrannen, Bösewichter, Thoren und hartherzige Unterdrücker alles dessen, was edel und gut ist, abschildern. Ein so fanatischer Eifer kann wohl nie ein gesundes Gehirn ergreifen. Selbst im Ueberflusse und mit großen Erwartungen aufgewachsen, kenne ich recht gut die Vortheile und Nachtheile einer reichen und vornehmen Erziehung. Meine nachherigen Schicksale aber, mein Aufenthalt an Höfen, und der Umgang mit Menschen aller Art, das Alles hat mich gelehrt, wie nöthig es sey, denen, die nicht durch widrige Erfahrungen gründlich ausgebildet werden, und die so selten reine, lautere, unparteiische Wahrheit hören, ohne Leidenschaft zu sagen, was ihnen so nöthig ist, zu hören. Viele von ihnen sind wahrlich herzlich gut; selbst die Schwächern haben oft manche Temperaments = Tugend, deren Wirkungen für die Welt viel wohlthätiger werden können, als die sanften Aufwallungen ärmerer und ohnmächtigerer Sterblichen. Sie haben von ihrer ersten Jugend an alle Muße und Gelegenheit, ihren Geist zu bilden, sich Talente zu erwerben, Welt und Menschen kennen zu lernen, haben Veranlassungen in Menge, Gutes zu thun, und die Freuden der Wohlthätigkeit zu schmecken. Ihr Charakter wird nicht niedergedrückt, auch nicht verschroben durch Unglück und Mangel, oder durch die Nothwendigkeit, sich zu schmiegen und zu beugen. Und wenn von einer Seite Schmeichelei sie leicht verderben kann,

so ist von der andern der Gedanke, daß jede ihrer edlen Handlungen bemerkt wird, und ihre Verirrungen oft noch der späten Nachwelt vorerzählt werden, ein Sporn mehr, groß und vortreflich zu werden. Auch wirken auf Viele von ihnen alle diese Triebfedern; und es ist ein Glück, an der Seite eines Fürsten oder Großen zu leben, und Einfluß auf ihn zu haben, der die Würde seines Standes kennt, und sich seines hohen Berufes werth zeigt. Ich kenne deren Einige, die es auch gewiß nicht übel aufnehmen, wenn man ihnen die Klippen zeigt, an welchen so Viele von ihnen scheitern.

19.

Zum Schlusse noch ein Paar Worte über den Umgang der Großen und Reichen unter sich! Sie verderben sich größtentheils Einer den Andern. Die Kleinern beeifern sich, es den Größern nach-, ja, es ihnen an Aufwande und übelverstandener Erhabenheit zuvorzuthun; und so verewigen sie ihre Thorheiten, welche von noch Kleinern Magnaten bis auf den Geringsten, der nur einen Schuhpuzer in seiner Livree herumlaufen hat, nach möglichsten Kräften nachgeahmt werden. Lustige Beispiele dieser Art sieht man an den kleinen deutschen Höfen: wie sie einander aufpassen, sich wechselseitig kontrolliren, beneiden, zu übertreffen suchen; wie, wenn der durchlauchtigste Landesvater in P** an seinem Geburtstage einen Ball und zugleich eine Illumination von sieben Pfund Talglichtern gegeben hat; der Fürst von B*** an seinem Feste ein Feuerwerk von acht Pfunden Pulver hinzuthut; wie, wenn der Eine sich einen Oberhof-Marschall für dreihundert Gulden Gage und zwölf Scheffel Hafer hält; der Andere dem Chef seines Hofes noch obenein ein breites Ordensband über den hungrigen Magen hängt. Indes der eine regierende Graf sich eine Meute Jagdhunde verschreibt, wie sie kein Potentat in Europa hat, besoldet sein Nachbar eine Meute Hofmusici, die wenigstens eben so viel Lärm macht. Der Dritte, voll Verzweiflung darüber, daß er es seinem Nachbar nicht zuvorthun kann, verzehrt lieber den sauern Erwerb seiner geplünderten Un-

terthanen in Paris, spielt lieber dort eine höchst elende Rolle, als daß er in seiner Residenz den guten, treuen Landesvater vorstellen sollte. Und so geht das weiter hinunter. Man fange nur in Städten an, ein Concert oder dergleichen zu geben, welches abwechselnd von einer geschlossenen Gesellschaft gehalten wird, und womit etwa ein Abendessen verknüpft ist. Der Erste, bei welchem sich die Gesellschaft versammelt, wird ein Paar Flaschen Wein und eine kalte Küche hergeben; der Andere fügt einen Punsch hinzu; und ehe ein Vierteljahr vergeht, ist die Anstalt in eine kostspielige Festserei ausgeartet. Unter verständigen, vornehmen und reichen Leuten sollte es nicht also seyn. Sie sollten den Niedern Beispiele geben von Ordnung, Einfachheit, Hinwegsetzung über steife Etikette, von Mäßigkeit in Speise, Kleidung, Pracht, Bedienung, Hausrath und allen solchen Dingen. Sie sollten das Vorurtheil vernichten, daß die Herzen der Großen keiner wahren und dauerhaften Freundschaften fähig seyen — mit einem Worte: sie sollten nicht vergessen, daß die Augen so Vieler auf sie gerichtet sind.

20.

Spötle nicht über die Kleinigkeiten im Aufwande an Kleinen Höfen! Besser sind immer diese kleinen, mit keinem großen Aufwande verknüpften Lustbarkeiten und Anstalten, als wenn ein Herr über vier Quadrat-Meilen Landes Gärten zu Fuß und zu Pferde, Minister, Hof-Cavaliers in Menge hält, und Schulden über Schulden macht! Es ist Alles nur relativ klein, und immer gut, wenn es nur nicht ganz zwecklos und voll abgeschmackter Ansprüche ist. Dreißig Mann, die abwechselnd Ordnung in der Stadt halten, sind mehr werth, als dreißigtausend, die man von nützlicher Arbeit abzieht, um auf Kosten des fleißigen, armen Unterthanen ein glänzendes Kriegsspielwerk mit ihnen zu treiben.

Der Umgang mit Hofleuten und ihres Gleichen.

1.

Ich fasse hier die Bemerkungen über den Umgang mit Hofleuten und mit solchen Personen überhaupt, die in der sogenannten großen Welt leben, und den Ton derselben angenommen haben, zusammen. Leider wird dieser Ton, den Fürsten und Vornehme solcher Art, wie ich früher beschrieben habe, angeben und verbreiten, von allen Ständen, die einigen Anspruch auf feine Lebensart machen, nachgeäfft. Entfernung von der Natur; Gleichgültigkeit gegen die ersten und süßesten Bande der Menschheit; Verspottung der Einsalt, Unschuld und Reinigkeit, und der heiligsten Gefühle; Falschheit und Verstellung; Vertilgung und Abschleifung jeder charakteristischen Eigenheit und Originalität, Mangel an gründlichen, wahrhaft nützlichen Kenntnissen; an deren Stelle hingegen Unverschämtheit, Verßilgung, Impertinenz, Geschwätzigkeit, Inconsequenz, Nachlaffen; Kälte gegen Alles, was gut, edel und groß ist; Ueppigkeit, Unmäßigkeit, Keuschheit, Weichlichkeit, Ziererei, Wankelmuth, Leichtsin, abgeschmackter Hochmuth; Flitterpracht als Maske der Bettelei; schlechte Hauswirthschaft; Rang- und Titelsucht; Vorurtheile aller Art; Abhängigkeit von den Blicken der Despoten und Mä-

renaten; slavisches Kriechen, um etwas zu erringen; Schmeichelei gegen den, dessen Hülfe man bedarf, aber Vernachlässigung auch des Würdigsten, der nicht helfen kann; Aufopferung auch des Heiligsten, um seinen Zweck zu erlangen; Falschheit, Untreue, Verstellung, Eidbrüchigkeit, Klatscherei, Kabale; Schadenfreude, Lasterung, Anekdoten-Jagd; lächerliche Manieren, Gebräuche und Gewohnheiten — das sind zum Theil die herrlichsten Dinge, welche unsere Männer und Weiber, unsere Söhne und Töchter von dem lebenswürdigen Hofgesinde lernen! — das sind die Studien, nach welchen sich die Leute von feinem Tone bilden! Da, wo dieser Ton herrscht, wird das wahre Verdienst nicht bloß übersehen, sondern so viel möglich mit Füßen getreten, unterdrückt, von leeren Köpfen zurückgedrängt, verdunkelt, verspottet. Kein größerer Triumph für einen faden Hoffschranzen, als wenn er den Mann von entschiedenem Werthe, dessen Uebergewicht er mit Ingrimm fühlt, demüthigen, ihn auf einem Mangel an conventioneller feiner Lebensart ertappen, und durch die Art, wie er dies rügt, oder dadurch, daß er ihn in Verlegenheit zu setzen sucht, ihn verwirrt und ängstigt, ihn sein Uebergewicht in der Lebensklugheit und Geschmeidigkeit fühlen läßt. Kein größerer Triumph für die Petite Maitresse, als wenn sie eine redliche Frau, voll wahrer innerer und äußerer Vorzüge und Würde, in einer Gesellschaft von Weltleuten von einer lächerlichen Seite darstellen kann! Das Alles hat man zu erwarten, wenn man sich unter Menschen von dieser Klasse mischt, ohne es zu verstehen, mit ihnen umzugehen, und ihre Hinterlist abzuwehren. Man muß sich aber dann darüber nicht beunruhigen, man würde sonst keinen friedlichen Augenblick haben, würde unaufhörlich von tausend Leidenschaften, besonders von Ehrgeiz und Eitelkeit in Aufruhr gebracht werden. Es gibt aber drei Mittel, allen diesen Drangsalen auszuweichen, indem man sich nämlich entweder von der großen Welt ganz zurückzieht, oder in derselben seinen geraden Gang fortgeht, ohne sich alle diese Thorheiten anfechten zu lassen, oder endlich, indem man den Ton derselben studirt, und so viel es ohne Verleugnung des Charakters geschehen kann, mit den Wölfen heult.

2.

Wer seiner Lage nach nicht schlechterdings dazu verdammt ist, an Höfen oder sonst in der großen Welt zu leben, der bleibe fern von diesem Schauplaze des glänzenden Elends; bleibe fern vom Getümmel, das Geist und Herz betäubt, verstimmt und zu Grunde richtet! In friedlicher, häuslicher Eingezogenheit, im Umgange mit einigen edeln, verständigen und muntern Freunden ein Leben führen, das unserer Bestimmung, unsern Pflichten, den Wissenschaften und unschuldigen Freuden gewidmet ist, und dann zuweilen mit Nüchternheit an öffentlichen Vergnügungen, an großen, gemischten Gesellschaften Theil nehmen, um für die Phantasie, die nicht leer ausgehen soll, neue Bilder zu sammeln und die kleinen widrigen Gefühle der Eintönigkeit zu verlöschen: — das ist ein Leben, das eines weisen Mannes werth ist! Und in Wahrheit! es steht öfter in unserer Macht, als man gemeiniglich denkt, sich der großen Welt zu entziehen. Menschenfurcht, schwache Gefälligkeit gegen unbedeutende und unbescheidene, zudringliche Menschen, Eitelkeit, Schwäche, Nachahmungssucht — das ist es, was so manchen, sonst nicht unedlen Mann bewegt, seine schönsten Stunden da zu verschleudern, wo er im Grunde nicht an seinem Plaze ist, wo so oft Ekel und Langeweile ihn anwandeln, und allerlei unedle Leidenschaften ihr Spiel mit ihm treiben. Freilich aber muß man, um sich diesem Elende zu entziehen, nicht nur, seinen Verhältnissen nach, unabhängig sehn, sondern auch nach festen Grundsätzen zu handeln und sich über das Geschwätz der Leute hinwegzusetzen den Muth haben, muß nicht ängstlich fragen: „was sagt man von mir?“

3.

Wer aber in der großen Welt leben will oder muß, und doch nicht ganz sicher ist, daß es ihm gelingen werde, den

Von derselben anzunehmen: der bleibe lieber der Stimmung und Gesinnung treu, die ihm Natur und Erziehung gegeben haben. Nichts kann abgeschmackter seyn, als jene Sitten halb unvollständig kopiren — wenn z. B. der ehrliche Landmann, der schlichte Bürger, der gerade deutsche Biedermann es versucht, den französischen *Petitmaitre*, den Hofmann, den Politiker zu spielen, — wenn Leute, die einer ausländischen Sprache nicht mächtig sind, alle Gelegenheit auffuchen, mit fremden Zungen zu reden, oder, da sie doch in ihrer Jugend an Höfen gelebt haben, nicht merken, daß die galante Sprache aus Ludwigs des Vierzehnten Zeiten jetzt gar nicht mehr im Umlaufe ist, und eine Stutzer-Garderobe jetzt nur noch auf den komischen Theatern Wirkung thut. Solche Menschen machen sich muthwilligerweise zum Gespötte, da man hingegen mit einem ungezwungenen, natürlichen und verständigen Betragen, Anstande und Anzuge, wenn dies Alles auch nicht nach dem feinsten Hofschnitte ist, sich mitten unter dem leichtfertigen Gefindel Achtung und, wo nicht ein angenehmes, doch ein ruhiges, ungekränktes Leben verschaffen kann. Bleibe also der Einfachheit in Deiner Kleidung und in Deinen Manieren getreu, ehrlicher Biedermann! Sey ernsthaft, bescheiden, höflich, ruhig, wahrhaftig! Rede nicht zu viel und nie von Dingen, wovon Du nichts weißt, noch in einer Sprache, die Dir nicht geläufig ist, in so fern der, welcher mit Dir spricht, Deine Muttersprache versteht! Betrage Dich mit Würde und Geradheit, ohne grob zu seyn, ohne Unge- schliffenheit, so wird man Dich ungeneckt lassen. Freilich wirst Du bei einem solchen Benehmen nie zu den Begünstigten gehören, wirst es zuweilen erleben, daß man Dich stehen läßt, und Dich nicht zu bemerken scheint, und das ist allerdings eine peinliche Lage; aber wenn Du sie mit Anstand und Fassung erträgst, und keine Verlegenheit blicken lässest, so wirst Du dabei nur gewinnen, nicht verlieren, weil Du eigentlich im Vortheil bist, so oft Du der Nothwendigkeit entgehst, über nichts Dich unterreden zu müssen, und Deinen eigenen Betrachtungen nachhängen kannst. Auch ist nicht zu besorgen, daß man Dich in dieser Stellung gering- schätzen werde, vielmehr wird man Dich fürchten.

4.

Es gibt auch Moden in der Literatur und Kunst, im Geschmacke, in gewissen Vergnügungen und Schauspielen, und der Beifall, den eine Sängerin, ein Tonkünstler, Schriftsteller, Redner, Maler, Geisterseher oder Schauspieler, oft ganz gegen Verdienst und Würdigkeit, vom vornehmen großen Haufen einerntet, hat nur in der Mode seinen Grund, d. h. darin, daß Einer dem Andern nachgeschwagt; und es ist verlorne Mühe, diesem Mode-Geschmacke sich widersetzen zu wollen. Am besten ist es, ruhig abzuwarten, daß eine neue Narrheit die alte verbränge. Es gibt sogar Moden im Gebrauche von Arzneien, denen sich die Vornehmen unzerwerfen zu müssen glauben, — sey es, daß sie täglich mediciniren, oder in ein gewisses Bad und in kein anderes reisen, oder sich mit den Pillen oder Pulvern irgend eines Marktschreiers langsam vergiften. Lächle in der Stille darüber, purgire oder magnetisire Dich unmaßgeblich auch ein wenig, und mache mit, was sich ohne Gefahr und Tollheit mitmachen läßt! Wenigstens mache Dich mit diesen Modethorheiten bekannt, um nicht in Deinen Gesprächen dagegen anzustoßen! Du wirst übel anlaufen, wenn Du nach Deiner Empfindung eine Theaternymphe tadelst, deren Zwitschern gerade zu der Zeit in der feinen Welt für Götterstimme gilt, oder wenn Du ein Buch erbärmlich nennst, dessen Verfasser als ein Original-Genie anerkannt wird. Du wirst übel anlaufen, wenn Du eine Dame, die gerade in der Periode ist, in welcher sie nach der Mode freigeisterische Grundsätze haben muß, von religiösen Gegenständen unterhältst. Denn auch das hat seine Gesetze, die von der Mode bestimmt werden. Jünglinge fangen schon im fünf und zwanzigsten Jahre an, alt zu werden, nicht mehr zu tanzen, sich den Cirkeln der Greise zuzugesellen, ein festerliches, philosophisches, ein Geschäfts-Gesicht mit in die Gesellschaft zu bringen; kommen sie aber nahe an die Vierzige, dann werden sie wieder jung, hüpfen herum, spielen um Pfänder mit jungen Mädchen: — das Alles muß man beobachten, und seine Maßregeln darnach nehmen.

5.

Der klügere und edlere Mann — bequemt er sich auch noch so pünktlich nach den Sitten der feinen Societät — wird dennoch dem Neide, der Verleumdung und den unaufhörlichen Neckereien und Klatschereien, welche hier herrschen, nicht ausweichen; denn um schaaalen Köpfen zu gefallen, muß man selbst ein schaaaler Kopf seyn. Wer hierüber bekümmert seyn, Unruhe äußern, wohl gar Klagen könnte, den möchte man eben so sehr bedauern, als tadeln, denn es wäre ein Zeichen großer Weichlichkeit der Gestinnung und Kleinmüthiger Zaghaftigkeit. Hier möchte man an den Ausspruch eines christlichen Weisen erinnern: „Es ist ein köstliches Ding, daß das Herz fest werde.“ Zu dieser köstlichen Festigkeit gehört vor Allem der Gleichmuth und das Gleichgewicht einer Seele, welche Grundsätze hat. Man gehe also seinen Gang fort, folge seinem Grundsatz und lasse die Thoren schwätzen, bis sie müde werden! Hier sind auch alle Erläuterungen, alle Entschuldigungen übel angebracht, denn wenn Du mit Widerlegung einer Verleumdung fertig bist, so hat man schon eine andere in Bereitschaft.

6.

In der großen Welt ist der oben entwickelte Grundsatz vorzüglich nicht aus den Augen zu lassen, nämlich, daß Jedermann nur so viel gilt, als sein eigenes Bewußtseyn nach dem Urtheile seines Gewissens ihn gelten läßt, und wer dies Urtheil für sich hat, der wird sich frei, zuversichtlich und edelstolz zeigen, und sein Publikum nöthigen, ihm Achtung und Vertrauen zu bewelsen, wird selbst Denjenigen, die ihre Aufmerksamkeit nach dem Range oder Vermögen eines Menschen abzumessen gewohnt sind, eine gewisse Scheu einflößen, so daß sie es nicht wägen, ihn darum geringschätzig zu behandeln, weil er weder zu den hohen Standespersonen, noch zu den Reichen gehört.

7.

Jeder durch Bildung oder Verdienste ausgezeichnete Mann messe sein Betragen gegen Weltleute pünktlich nach dem ihrigen gegen ihn ab, und gehe ihnen keinen Schritt entgegen! Diese Menschengattung nimmt eine Hand breit, wo man ihnen Finger breit einräumt. Erwidere Stolz mit Stolz, Kälte mit Kälte, Freundlichkeit mit Freundlichkeit, gib aber nicht mehr und nicht weniger, als Du empfängst. Die Befolgung dieser Vorsicht hat mannichfaltigen Nutzen. Die feinen Weltleute sind wie ein Rohr, das vom Winde bewegt wird. Da sie selbst so wenig Bewußtseyn innerer Würde haben, so beruht ihre ganze Existenz auf ihrem äußern Rufe. Sie werden sich Dir anschließen, sobald sie sehen, daß Du im guten Lichte erscheinst. Aber wenn Du Dich nicht entschließen kannst, durch Herabstimmung und Schmeichelei die alten Weiber beiderlei Geschlechts auf Deine Seite zu ziehen, so wird sehr bald eine geübte Lasterzunge über Dich herfallen, etwas Dir Nachtheiliges oder eine lächerliche Anekdote von Dir unter die Leute bringen. Raum wird ein solches Gerücht herumlaufen, so werden jene Sklaven lauern, welche Wirkung dies auf das Publikum macht; und fast es Wurzel, so werden sie den Kopf um ein Paar Zoll höher gegen Dich tragen. Macht Dich das unruhig, ängstlich, — behandelst Du sie nach Deinem Herzen als Leute, deren Freundschaft Du Dir gern erhalten möchtest, so werden sie immer unverschämter, und helfen eifrigst die elende Klatscherei verbreiten, woraus Dir dann, so gering auch die Sache scheinen mag, mancherlei großer Verdruß erwachsen kann. Wirf aber auf den Ersten, der Dich hämisch von der Seite ansieht, einen verächtlichen Blick, so wird er stutzig werden, für seinen eignen Ruf fürchten, kein nachtheiliges Wort von Dir über seine Zunge kommen lassen, und sich vor dem Manne beugen, von dem er glaubt, er müsse geheimen Schutz haben, weil er so fest steht, so gleichgültig gegen die allein seligmachende Stimme des vornehmen Pöbels ist. Ja, gib ihm doppelt wieder, was er wagt, Dir zu bieten! Laß Dich

durch kein freundliches Wörtchen wieder heranziehen, bis er gänzlich zu Kreuze kriecht! Am besten ist es gewiß, über dergleichen und über Klatschereien aller Art wenigstens nicht die geringste Unruhe zu zeigen, mit Niemand weiter darüber zu reden, und sich auf keine Erläuterung einzulassen. Dann ist in acht Tagen das Märchen vergessen, da auf jede andere Art die Sache ärger gemacht wird.

8.

Sey höflich und geschliffen im Aeußern! Man muß in der großen Welt und in großen Städten des Anstandes und der Sitte wegen manchen Menschen sehen, ertragen und freundlich behandeln, den man nicht schätzt; auch sucht man ja in diesem gesellschaftlichen Verkehr keine Freunde, sondern nur Gesellschafter. Allein, wo es Nutzen stiften, oder wenigstens Dein Ansehen befestigen, wo Du bewirken kannst, daß der Dich fürchte, der nicht anders als durch Furcht im Zaume zu halten ist, da laß ihn Dein Ansehen fühlen! Nimm gegen den Hofschanzen die Würde eines gebildeten und festen Charakters an, zeige ihm edlen Stolz und männliche Festigkeit, damit nie der Gedanke in ihm aufkeimen könne, Dich zu foppen oder zu mißbrauchen! Diese Sklavenseelen zittern vor dem Uebergewicht des verständigen, consequenten Mannes; allein dies feste Auftreten darf weder in Aufgeblasenheit, noch in Bauernstolz und ungefitzte Derbheit ausarten. Sage diesen Leuten zuweilen einmal ohne Hitze und Grobheit die Wahrheit. Schlage ihre flachen, schlefen Urtheile kaltblütig mit Gründen nieder, wo es nach den Umständen die Klugheit erlaubt. Bringe sie durch kaltblütigen Widerspruch zum Schweigen, wenn sie den Redlichen lästern. Setze ihren Kriegeslisten Muth, Besonnenheit und wahre Kraft entgegen. Scherze nicht vertraulich mit ihnen. Aber hüte Dich, ächter Laune den Lauf zu lassen und witzig zu werden, damit Dir nicht ein Wort entschlüpfe, das man mißbrauchen oder verdrehen könnte.

9.

Ueberhaupt rede in der großen Welt nie eine warme Herzenssprache, denn sie ist dort eine fremde, unverständliche Mundart. Rede nicht von den reinen, süßen, einfachen, häuslichen Freuden! Das sind Mystereien für solche Profane. Habe Dein Gesicht in Deiner Gewalt, daß man nichts darauf geschrieben finde, weder Verwunderung, noch Freude, noch Widerwillen, noch Verdruß! Die Hofleute lesen besser Mienen, als Buchstaben: das ist fast ihr einziges Studium. Vertraue Deine Angelegenheit Niemand! Sey vorsichtig, nicht nur im Reden, sondern sogar im Hören; sonst wird Dein guter Name leicht gefährdet.

10.

Hier sey noch einmal bemerkt, daß das Betragen in der großen Welt nach eines Jeden besonderer Lage sich richten müsse, und daß das, was dem Einen darin zu beobachten wichtig und nöthig ist, für den Andern vielleicht von gar keinem Belange seyn könne. Wer nicht bloß in derselben leben und geachtet werden, sondern auch wirken, sich empor arbeiten, regieren will, der muß die Art, wie man sich in ihr bewegen soll, weil es die Convenienz fordert, noch viel feiner studiren. Da kann es äußerst wichtig werden, entweder zu der herrschenden Partei, oder (wobei man größtentheils am sichersten geht, wenn man sonst kein ganz Unwichtiger ist) zu gar keiner zu gehören, um von Allen aufgesucht zu werden, und nach Gelegenheit unmerklich Anführer einer eigenen zu werden. Da muß oft die Politik uns lehren, wo wir des sichern Vortheils nicht gewiß sind, — wo nicht zu helfen, vielleicht die Hülfe sogar nachtheilig ist und Uebel ärger macht, unsere verfolgten Freunde allein kämpfen zu lassen und uns ihrer nicht öffentlich anzunehmen. Da kann es nöthig seyn, anfangs ganz unscheinbar dazustehen, um nicht beobachtet, in seinen Plänen nicht gestört, vielmehr als ein unbedeutender

Mensch (weil ein solcher immer mehr Stimmen auf seiner Seite hat, als der von besserer Art) befördert zu werden. Zu allen Geschäften aber, die man in der großen Welt führen muß, ist nichts so dringend anzuempfehlen, als — Kaltblütigkeit, das heißt: sich nie zu vergessen; nie sich zu übereilen; den Verstand nie dem Herzen, dem Temperamente, der Phantasie Preis zu geben; Vorsicht, Verslossenheit, Wachsamkeit, Gegenwart des Geistes, Unterdrückung willkürlicher Aufwallungen, und Gewalt über Regungen des Gefühls und der Laune. Mit Kaltblütigkeit und den dahin gehörigen Eigenschaften ausgestattet, sieht man Personen von den mittelmäßigsten, natürlichen Gaben über den lebhaftesten, feinsten Feuerkopf herrschen. Aber diese schwere Kunst — wenn sie sich je erlernen läßt, wenn sie nicht ausschließlich ein Geschenk der Natur ist — erlangt man nur nach vieljähriger Arbeit an sich selbst und vielseitiger Erfahrung.

II.

Und nun zum Schlusse dieses Kapitels auch etwas über den Vortheil, den uns der Umgang mit Menschen in der großen Welt gewährt! Er ist wahrlich nicht unbeträchtlich, aber er muß auch oft theuer genug erkauft werden. Vorschriften, welche uns auf die herrschenden Sitten der feineren Gesellschaft verweisen, sind freilich keine Grundsätze der Moral, sondern nur der Uebereinkunft; allein diese Uebereinkunft beruht doch auf einer Nothwendigkeit, welcher Niemand ganz zu entgehen vermag, nämlich auf der, zuweilen in den Verkehr der großen Welt eintreten, und sich ihm für einige Zeit hingeben zu müssen, und in diesem Verkehr allen Anstoß zu vermeiden, alle Verlegenheit zu entfernen, ohne doch seinen Charakter und seine Grundsätze ganz zu verleugnen und seinen sittlichen Werth einzubüßen. Dieser Werth aber, der, wie ein Schatz unter der Erde, immer, auch verborgen, Gold bleibt, kann doch Wittwen und Waisen nähren, und Monarchen und Reiche zum Wohl der Welt in

Wirksamkeit sehen, wenn er hervorgeholt und durch den Stempel der Convention in Umlauf gebracht, wenn er allgemein anerkannt wird, eben so anerkannt von Denen, die sich auf reines Gold verstehen, als von Denen, die nur auf das Gepräge achten. — Darum sollte man nicht so unbedingt und so heftig gegen den wahren, feinen Weltton eifern, ihn nicht ganz verdammen. Er lehrt uns, die kleinen Gefälligkeiten nicht außer Acht zu lassen, die das Leben süß und leicht machen. Er erweckt in uns Aufmerksamkeit auf den Gang des menschlichen Herzens, schärft unsern Beobachtungsgeist, gewöhnt uns, ohne zu kränken und ohne gekränkt zu werden, mit Menschen aller Art leben zu können. Der ächte und zugleich redliche, alte Hofmann verdient wahrlich Verehrung; und man braucht nicht in die Wüsten zu fliehen, noch sich in Studierzimmern zu vergraben, um auf den Titel eines Philosophen Anspruch machen zu dürfen. Ja, ohne einige Kenntniß der großen Welt hilft uns alle Stubengelehrsamkeit, alle Menschenkunde aus Büchern sehr wenig. Darum ist einem jeden jungen Manne, der edeln Ehrgeiz, Durst nach Welt- und Menschenkenntniß, und Lust hat, nützlich und thätig zu seyn, gar sehr zu rathen, daß er, wenigstens auf einige Zeit, den größern Schauplatz der Welt betrete, wäre es auch nur, um zu Beobachtungen Stoff zu sammeln, die einst im Alter seinen Geist beschäftigen, und ihn in den Stand setzen, seinen Kindern und Enkeln, die vielleicht bestimmt sind, an Höfen und in großen Städten ihr Glück zu suchen, weise Lehren zu geben.

Der Umgang mit Menschen von allerlei Lebensart und Gewerbe.

I.

Zuerst von den sogenannten Abenteurern und Pflasterretretern. Ich rede hier nicht von den eigentlichen Betrügern und Gaunern — von diesen soll gleich nachher gehandelt werden! — sondern von der unschädlichen Art der Abenteurer, die, wenn sie sich mit der Glücksgöttin gar zu oft überworfen haben, zulezt an ihre kleinen Neckereien so gewöhnt sind, daß sie immer auf's Neue blindlings in den Glückstopf hineingreifen, und es wagen, entweder auf die Finger geklopft zu werden, oder einmal einen fetten Brocken zu erhaschen. Sie leben, ohne festen Plan für den folgenden Tag, auf gute Hoffnung los, und unternehmen sorglos und leichtsinnig Alles, was ihnen für den Augenblick eine Aussicht zu einigem Unterhalte zu eröffnen scheint. Wo eine reiche Wittve zu heirathen, eine Pension, eine Bedienung an irgend einem Hofe oder dergleichen zu erschleichen ist, da sind sie nicht saumselig. Sie verändern den Namen, adeln sich, schaffen sich um, so oft es ihnen beliebt und es ihr Bestreben begünstigen und erleichtern kann. Was sich als Edelmann nicht durchsetzen läßt, das versuchen sie als Marquis, als Abbé, als Offizier. Zwischen Himmel und Erde ist kein Fach, kein Departement, in welchem sie nicht bereit

wären, sich an die Spitze der Geschäfte stellen zu lassen, keine Wissenschaft, über welche sie nicht mit einer Zuversicht schwärzten, die sogar den Gelehrten stutzen macht. Mit einer bewundernswürdigen Gewandtheit, mit einem *savoir faire*, das selbst der bessere Mann zum Theil von ihnen lernen sollte, gelangen sie zu Dingen, die der Rechtschaffenste und Verständigste nicht einmal zu wünschen den Muth hat. Ohne tiefe Menschenkenntniß haben sie gerade das, womit man in dieser Welt über wahre Weisheit den Meister spielt — *esprit de conduite*. Gelingt das nicht, was sie unternehmen, so werden sie doch dadurch nicht in ihrem guten Humor gestört; die ganze Welt ist ihr Vaterland, und als blinde Passagiers sind sie auf dem Postwagen eben so zu Hause, wie in einer prächtigen Karosse. — Ein gutmüthiges Völkchen, durch das Nomaden-Leben gewöhnt, Freuden und Leiden geduldig zu ertragen und zu theilen! Haben sie irgendwo ihre Rolle ausgespielt, so schnüren sie ihr Bündelchen, und gehen aus ihren Palästen so leichtfüßig davon, wie ein flüchtiger Morgentraum.

Als Gesellschafter mag man diese Leute nicht verachten! Sie haben so Manches gesehen und erfahren, daß dem Menschenkenner ihr Umgang nicht ganz uninteressant seyn kann. Ja, wenn sie sonst nicht böseartig sind, so findet man bei ihnen Theilnehmung, Dienstfertigkeit und Gefälligkeit in hohem Grade. Dagegen ist zu einer genauen freundschaftlichen Verbindung mit ihnen gar nicht zu rathen. Man sey nicht zu vertraulich gegen sie, und bediene sich nicht ihrer Hülfe in wichtigen Geschäften! Theils leidet dadurch unser eigener Ruf; theils kann man sich von ihrem Leichtsinne und ihrer Charakterlosigkeit wenig wahre Hülfe versprechen; auch pflegen sie nicht eben sehr ekel in der Wahl der Mittel zu seyn, welche sie anwenden, um zu einem Zwecke zu gelangen.

2.

Beschäme nicht leicht den Abenteurer, auch den von schlechter Art nicht, wenn Du ihn irgendwo in einer erborgten Gestalt, unter falschem Namen, oder mit selbst

geschaffenen Titeln und Ehrenzeichen geschmückt antrifft, in so fern nicht wichtige Gründe eintreten, oder Du besondern Beruf dazu hast! Auch würde Dir das nicht immer gelingen; denn seine Unverschämtheit möchte vielleicht Wege finden, das Unangenehme einer solchen Scene auf Dich selbst fallen zu machen. Doch kann es zuweilen nützlich seyn, so einem Herrn unter vier Augen merken zu lassen, daß man ihn kenne, und daß es in unserer Macht stehen würde, ihn zu entlarven, daß man aber seiner schonen wolle. Dann wird ihn vielleicht die Furcht vor der Entdeckung zurückhalten, böse Streiche zu spielen. Es gibt aber unter diesen Landläufern äußerst gefährliche Menschen, Auspäher, Verföhler, Verleumder, Diebe und Schelme aller Art. Nicht nur sollte diesen die Thüre jedes ehrlichen Mannes sorgfältig verschlossen werden, sondern die Kleinern deutschen Fürsten würden wohlthun, wenn sie sich weniger mit solchem Gesindel einließen, welches gewöhnlich mit einer Tasche voll Pläne und Entwürfe zum Besten des Landes, zur Beförderung des Handels, zum Flor und zur Verschönerung der Residenzen angezogen kommt, rebliche Diener aus ihren Aemtern verdrängt und verdächtig macht, seinen Beutel zum Ruin des Landes spielt, freilich seine Rolle nicht lange spielt, aber wenn es auch, mit Schimpf und Schande beladen, davon gehen muß, mehrentheils viel gestiftetes Unglück zurückläßt, was es nie wieder gut machen kann, und irgend einen andern schwachen Herrn findet, mit dem es seine Operationen auf's Neue versucht. In diesen Fällen ist es Pflicht, dem Bösewichte öffentlich die Larve abzugiehen; doch thue man das nicht eher, als bis man die deutlichsten Beweise gegen ihn in Händen hat! denn dergleichen Menschen haben die Gabe, ihre Sache von solchen Seiten vorzustellen, daß man sehr viel wagt, wenn man sie mit unsichern Waffen angreift.

3.

Unter allen Abenteurern sind, nach meiner Empfindung, die Spieler vom Handwerk die verächtlichsten. Indem ich

nun von ihnen rede, werde ich auch Gelegenheit nehmen, über das Spiel im Allgemeinen und über das Betragen bei demselben etwas zu sagen.

Keine Leidenschaft kann so weit führen, keine kann den Jüngling, den Mann und ganze Familien in ein grenzenloses Elend stürzen, keine den Menschen in eine solche Kettenreihe von Verbrechen und Lastern verwickeln, als die unglückselige Spielsucht. Sie erzeugt und nährt alle nur sinnlichen unedeln Empfindungen: Habsucht, Neid, Haß, Zorn, Schadenfreude, Verstellung, Falschheit und Vertrauen auf blindes Glück; sie kann zu Betrug, Zank, Mord, Niederträchtigkeit und Verzweiflung führen und tödtet auf die schändlichste Weise die goldene Zeit. Wer reich ist, begeht eine unverzeihliche Thorheit, wenn er sein Geld auf so ungewisse Speculation anlegt; und wer nicht viel zu wagen hat, muß furchtsam spielen, kann die Launen des Glücks nicht abwarten, sondern muß bei dem ersten widrigen Schläge das Feld räumen, oder er wagt es darauf, aus einem Dürftigen ein Bettler zu werden. Doch ist die Thorheit der Erstem noch weit größer, als die der Letztern. Selten stirbt der Spieler als ein reicher Mann; wer daher auf diesem elenden Wege Vermögen erworben hat, und dann nicht aufhört zu spielen, den möchte man einen Wahnsinnigen nennen.

Die, welche Tage und Nächte dem Spiel opfern, bedenken gewiß nicht, daß, wenn sie täglich spielen, sie sich eine jährliche gewisse Ausgabe von wenigstens sechzig Thalern ausladen, die sie von dem möglichen ungewissen Gewinne abrechnen müssen; nämlich das Kartengeld. Sie bedenken noch weniger, daß sie die unwürdigsten Zeitverschwender, und allen Guten und Edlen verächtlich, daß sie früher oder später der Verzweiflung Preis gegeben sind.

Hüte Dich, mit Leuten vom Handwerke Dich auf ein Spiel einzulassen, wenn Dir Dein Geld und Deine Ehre lieb ist!

Traue Keinem von ihnen! in keiner Sache! Die wenigen Ausnahmen, wo diese Regel einem ehrlichen Spieler von Profession unrecht thun könnte, verdienen nicht in Anschlag gebracht zu werden; und wer sich dieser verächtlichen Lebensart widmet, mag es nicht übel nehmen, daß man ihm

den Geist der bösen Kunst zutraut, zu welcher er sich bekennt.

Laß Dich auf keine bloße Hazardspiele ein! Um geringen Preis gespielt sind sie äußerst langweilig, und hohes Geld dem Ungefähr Preis geben, ist Narrheit. Ein verständiger Mann verachtet ohnehin jede Beschäftigung, bei welcher Kopf und Herz schlummern müssen, und man darf nur ein mittelmäßiger Rechner seyn, um sich zu überzeugen, daß bei solchen Glücksspielen die Wahrscheinlichkeit immer gegen uns ist. Wollen wir aber gar keine Wahrscheinlichkeit annehmen, so bleibt der Erfolg ein Werk des Zufalls: — und wer wird denn vom Zufalle abhängen wollen?

Auf die sogenannten Commerz-Spiele thue gänzlich Verzicht, oder lerne sie vorher recht, und spiele mit gleicher Aufmerksamkeit, es mag um hohen Preis, oder um eine Kleinigkeit gelten! Lerne Dich aber auch im Spiele beherrschen, und wage nicht mit Unverstand! Mache nicht durch gehäufte Fehler der Aufmerksamkeit und Kunst Dich selbst arm, und Deinen Mitspielern Ungeduld und Langeweile!

Zeige keine böse Laune, wenn Du schlechte Karten bekommst, und wenn Du verlierst! Wer nie Geld im Spiele verlieren will, der muß sich auf die Blindenküh einschränken.

Manche Leute geben immer vor, gewonnen zu haben; andere klagen stets über Verlust. Die Erstern belügen nur ihren eigenen Geldbeutel; die andern aber sprechen sich selbst ein böses Urtheil. Denn wer ohne Unterlaß verliert, ist ein Narr, wenn er nicht endlich das Spielen aufgibt.

Spiele nicht so unerträglich langsam und bedächtig, daß Deinen Gesellschaftern alle Geduld vergehen muß. Sanke nicht, wenn Deine Mitspieler Fehler machen!

Zeige keine laute Freude, wenn Du gewinnst! das pflegt Dem, welcher verloren hat, empfindlicher zu seyn, als der Verlust selbst.

Nöthige Niemand zum Spiele, wenn Du weißt, daß er ungern oder unglücklich spielt! Dies geschieht vielfältig von Leuten, denen es eine wichtige Angelegenheit ist, ihre Partien vollzählig zu haben.



Doch diese Materie ist wohl kaum der so langen Abhandlung werth. Wenden wir uns zu andern Gegenständen!

4.

Unter den Abenteurern unserer Zeit spielen die Geisterseher, Goldmacher und andere mystische Betrüger keine unbeträchtliche Rolle. Diese Art von Schwärmerie, nämlich der Glaube an übernatürliche Wirkungen und Erscheinungen, ist sehr ansteckend. Bei dem Gefühl, wie manche Lücke in unsern philosophischen Systemen und Theorien übrig bleibt, so lange unser Geist in den Grenzen irdischer Ausdehnung eingeschränkt ist, und bei der Begierde dennoch über die Schranken hinaus Blicke zu thun, scheint es dem Menschen ganz natürlich, die unerklärbaren Sachen a posteriori zu erläutern, wenn es mit den Beweisen a priori nicht recht gehen will; das heißt: aus den gesammelten Thatsachen Resultate zu ziehen, die ihm angenehm und günstig sind; Resultate, die theoretisch durch Schlüsse nicht vollständig herauskommen. Da geschieht es dann, daß, um eine Menge solcher Thatsachen zu gewinnen, man geneigt ist, jedes Märchen für wahr, jede Täuschung für Realität zu halten, damit man seinem Glauben Gewicht gebe. Je aufgeklärter aber die Zeiten werden, je eifriger man sich bestrebt, der Wahrheit auf den Grund zu kommen, desto sichtbarer wird es uns, daß wir auf Erden diesen Grund nicht finden; um desto leichter also gerathen wir auf jenen Weg, den wir vorher verachtet haben, so lange noch auf dem hellen Wege der Theorie neue Entdeckungen zu machen waren. Ich glaube, daß dies eine ungezwungene Erklärung des Phänomens ist, das so Manchem höchst wunderbar scheint, — des Phänomens, das in den Zeiten der größten Aufklärung ein blinder Glaube an Ammen-Märchen gerade am stärksten einreißt.

Diese Stimmung des Publikums nun machen sich eine Menge Betrüger zu Nutze, die theils planmäßig verbunden, uns zu unterjochen, theils einzeln, auch Zeit und Gelegen-

heit darauf auszugehen, die Augen der Schwachen zu blenden.

Sey es dabei nun auf unsere Geldbeutel, oder auf Tyrannei über unsern Willen, oder auf irgend einen andern moralischen, intellectuellen oder politischen Mißbrauch abgesehen, so ist es immer sehr wichtig, dagegen auf seiner Hut zu seyn.

Obgleich ich mich nicht fest überzeugen kann, daß alle Abenteurer solcher Art, daß die Cagliostro's, Saint Germain's, Schröpfer und Consorten sämmtlich von einer einzigen Triebfeder regiert werden, und daß jeder solcher Wundermann seine Unternehmungen auf denselben Zweck zu leiten die Absicht haben sollte, so sind wir doch allen Denen Dank schuldig, die uns vor solchen Abenteurern warnen, und uns wenigstens zeigen, wohin das führen könnte. Um aber nicht zu wiederholen, was so vielfältig ist gesagt worden, und noch immer gesagt wird, will ich hier, für das Betragen gegen Leute von dieser Art, nur folgende Vorsichtsregeln vorschlagen.

Laß es an seinen Ort gestellt seyn, ob man Geister sehen und Gold machen könne oder nicht! Leugne nicht das, wovon Du nicht das Gegentheil so klar beweisen kannst, daß es nicht möglich ist, dagegen etwas einzuwenden; denn Beweise, die auf Vordersätzen beruhen, welche nur willkürlich angenommen sind, können nur Den überzeugen, der Lust hat, davon überzeugt zu werden, — aber baue nicht bei der Möglichkeit einer Sache den Schluß auf ihre Wirklichkeit, noch auf metaphysische Grillen moralische Handlungen! Sollte auch Jemand durch Schlüsse überführt werden können, daß wohl sehr wahrscheinlich jedes sichtbare Wesen von einer Menge unsichtbarer umgeben ist, so bleibt es doch immer thöricht gehandelt, wenn dies sichtbare Wesen seine sichtbaren Handlungen mehr nach der vermuthlichen unsichtbaren Gesellschaft, die ihn umgibt, einrichtet, als nach den Sitten der wackern, wirklichen Personen, unter denen es umherwandelt.

Man zeige also in Worten und Handlungen mehr Wärme für thätige, nützliche Wirksamkeit, als für Spekula-

tion; so werden sich die Herren Mystiker nicht zu uns gesellen.

Geräthst Du aber an einen solchen Wundermann, und ist Dir daran gelegen, ihn und sein System genauer kennen zu lernen, so hüte Dich, vorher Unglauben und Vorwitz zu offenbaren! Er wird sonst bald merken, daß mit Dir, als einem Ungläubigen, nicht viel anzufangen ist; er wird Dich nicht einweihen in seine Geheimnisse, nicht zulassen zu seinem esoterischen Unterrichte, und Du wirst den Vortheil entbehren, Dich und Deine Freunde von dem wahren Zusammenhange zu unterrichten, — ungerechnet, daß es sich wirklich für einen vernünftigen Mann nicht schickt, sich früher für oder gegen eine Sache einnehmen zu lassen, bevor er dieselbe kaltblütig untersucht hat, wäre auch aller Anschein dagegen; besonders wenn es Dinge betrifft, in welchen selbst der Weiseste Lebenslang im Finstern tappt.

Glaubt man zuversichtlich, einen Betrug entdeckt zu haben, so ist Spott, so ist Hohnlächeln nicht das Mittel, Schwärmer zu bekehren. Man gehe also Schritt vor Schritt, und, da die Sinne leichter getäuscht werden können, als die Vernunft, so fordere man, bevor man sich auf Erscheinungen, Proben und Prozesse einläßt, daß vor allen Dingen zuerst die Theorie, auf welcher das Alles beruht, recht deutlich erklärt werde; und hier lasse man sich nicht auf eine bildliche Sprache ein, sondern bringe auf bestimmte, verständliche deutsche Worte und auf den Ideen-Gang und Sprach-Gebrauch, der einmal unter Gelehrten üblich ist. Es mag vielleicht sehr viel Weisheit in dem Dunkel der Mystiker stecken; aber für Verständige kann nur das Werth haben, was sich verstehen und begreifen läßt. Man gönne einem Jeden die Freude, einen schmutzigen Kiesel für einen Diamanten zu halten; aber wenn man kein eben so großer Kenner von Edelsteinen ist, so sage man gutmüthig, ohne Scheu, frei heraus: „daß man diesen Stein für nichts anders, als für einen schmutzigen Kiesel halten könne!“ Es ist keine Schande, etwas nicht einzusehen, aber es ist mehr als Schande, es ist Betrug, das Ansehen haben zu wollen, als verstünde man, was man nicht versteht.

Hat Dich indessen ein Landstreicher, ein Goldmacher oder Geisterseher bei Deiner schwachen Seite gefaßt, eine Zeit lang sein Spielwerk mit Dir getrieben — o wer ist mehr in dieser Leute Händen gewesen, als ich! — und Du entlarost endlich den Schurken: dann scheue Dich nicht, nein, denke, daß es Pflicht ist, zur Warnung anderer ehrlicher, leichtgläubiger Leute, öffentlich den Betrug bekannt zu machen, möchtest Du auch dabei in keinem sehr vortheilhaften Lichte erscheinen.



Inhalt.

	Seite
Biographie des Verfassers.....	5
Ueber den Umgang mit Menschen.	
Einleitung des Herausgebers.....	21
Einleitung des Verfassers.....	34
Allgemeine Bemerkungen und Vorschriften über den Umgang mit Menschen.....	55
Ueber den Umgang mit sich selbst.....	107
Ueber den Umgang mit Menschen von verschiedenen Gemüths- arten, Temperamenten und Stimmungen des Geistes und Herzens.....	116
Von dem Umgange unter Menschen von verschiedenem Alter..	174
Ueber den Umgang mit Frauenzimmern.....	184
Ueber den Umgang unter Freunden	197
Der Umgang mit den Großen und Vornehmen der Erde.....	214
Der Umgang mit Hofleuten und ihres Gleichen.....	235
Der Umgang mit Menschen von allerlei Lebensart und Gewerbe	246



82. 26644

Biblioteka Śląska w Katowicach
ID: 0030001492939



I 307738

SL